l. rev.
919
1

Gall. rev. 1019 l (1 Thiers

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

21743.

Geschichte

des

Consulats und des Kaiserreichs.

Erster Band.

Wrankmore sc.

A. THIERS.

Leipzig, J.J. Weber.

Geschichte

des

Consulats und des Kaiserreichs.

Von

Adolph Thiers,

Mitglied der Deputirtenkammer und ehemaligem Ministerpräsidenten
von Frankreich.

Aus dem Französischen

übersetzt von

Dr. Eduard Burckhardt,

Verfasser der allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit.

Erster Band.

Leipzig.

Verlag von J. J. Weber.

1846.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Constitution vom Jahre VIII.

Amtsantritt der provisorischen Consuln. — Theilung der Regierungsbefugnisse zwischen Sieyès und dem General Bonaparte. — Der General bemächtigt sich der Leitung des Staates und überläßt Sieyès den Entwurf der neuen Constitution. — Zustand Frankreichs im Brumaire des Jahres VIII. — Unordnung in der Verwaltung und in den Finanzen. — Furchtbare Noth der Armen. — Unruhen in der Vendée. — Die revolutionäre Partei regt sich in einigen Städten Südfrankreichs. — Erste Bemühungen der Consuln, wieder Ordnung in die verschiedenen Regierungszweige hineinzubringen. — Cambacérès Justizminister, Laplace Minister des Innern, Fouché Polizeiminister, Talleyrand Minister des Auswärtigen, Berthier Kriegsminister, Forfait Marineminister und Gaudin Finanzminister. — Erste Finanzmaßregeln. — Abschaffung der fortschreitenden Zwangsanleihe. — Es wird eine Verwaltung für die directen Steuern gebildet; die seit mehrern Jahren rückständigen Steuerlisten werden unmittelbar entworfen. — Ausgabe der Generaleinnehmer-Schuldscheine. — Das Vertrauen kehrt zurück; pariser Bankiers schießen der Regierung die ersten nothwendigen Gelder vor. — Die Armeen erhalten Unterstützung. — Politische Handlungen der provisorischen Consuln. — Das Gesetz über die Geißeln widerrufen; die in Haft gehaltenen Priester und die Schiffbrüchigen von Calais freigelassen. — Unterredungen mit den Häuptern der royalistischen Partei. — In der Vendée Waffenstillstand mit Bourmont, d'Autichamp und Châtillon. — Anknüpfung von Verbindungen mit den auswärtigen Regierungen. — Zustand Europa's. — England und Oestreich zur Fortsetzung des Kriegs entschlossen. — Paul I. aufgebracht auf seine Verbündeten, geneigt, sich von der Coalition loszusagen und sich dem Neutralitäts-

system Preußens anzuschließen. — Wichtigkeit Preußens in diesem Augenblick. — General Bonaparte sendet seinen Adjutanten Duroc nach Berlin. — Friedensgerüchte. — Merkliche Besserung des Wohlstandes und der Sittlichkeit in Frankreich in Folge der ersten Maßregeln der provisorischen Consuln. — Man beginnt sich mit der Verfassung zu beschäftigen. — Sieyès längst entworfener und durchdachter Plan. — Notabilitätslisten; der conservative Senat; der gesetzgebende Körper; das Tribunat; der Großwahlherr. — Uneinigkeit zwischen Sieyès und Bonaparte wegen Bildung der vollziehenden Gewalt. — Gefahr eines Bruchs zwischen beiden. — Vermittler bewirken eine Vereinbarung zwischen ihnen. An die Stelle des Großwahlherrn treten drei Consuln. — Die Verfassung des Jahres VIII. wird angenommen und soll am 4. Ventôse in Kraft treten. Seite 1

Zweites Buch.

Innere Verwaltung.

Einsetzung der Consularregierung. — Bildung des Senats, des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats und des Staatsraths. — Erklärung des Ersten Consuls an die europäischen Mächte. — Oeffentliche Friedensanträge an England und Oestreich. — Aufruf an die Vendée. — Eröffnung der Ersten Sitzung. — Beginn einer Opposition im Tribunat. — Reden der Tribunen Duveyrier und Benjamin Constant. — Die Vorschläge der Consuln erhalten eine beträchtliche Stimmenmehrheit. — Zahlreiche Organisationsgesetze. — Einrichtung der Präfecturen und Unterpräfecturen. — Gerichtshöfe erster und zweiter Instanz. — Die Emigrantenliste geschlossen. — Das Recht zu testiren hergestellt. — Gesetz über Einnehmen und Ausgeben. — Bank von Frankreich. — Weitere Unterhandlungen mit den europäischen Mächten. — England weigert sich, auf die Friedensanträge einzugehen. — Heftige Verhandlungen darüber im englischen Parlament. — Oestreich's mildere, aber eben so entschiedene Weigerung. — Nothwendigkeit die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. In der Unmöglichkeit, die kriegführenden Mächte von ihrem Vorhaben abzubringen, sucht der Erste Consul Preußen zu gewinnen und spricht sich offen zu dieser Macht aus. — Er sucht den Krieg in der Vendée vor Eröffnung des Feldzugs 1800 zu beendigen. — Die Parteien in der Vendée. — Benehmen des Abbe Bernier. — Friede von Montfaucon. — Autichamp, Châtillon, Bourmont und Georges Cadoudal begeben sich nach Paris und besuchen den Ersten Consul. — Frotté erschossen. — Die Vendée gänzlich unterworfen. — Die Truppen nach der Grenze abgesandt. — Friedlicher Schluß des Jahres VIII. — Polizeiverordnung hinsichtlich der Presse. — Leichenfeier bei Washington's Tod. — Der Erste Consul begiebt sich nach den Tuilerienpalast. Seite 79

Drittes Buch.

Ulm und Genua.

Kriegsrüstungen. — Streitkräfte der Verbündeten im Jahre 1800. — Armee des Baron Melas in Ligurien und des Marschalls Kray in Schwaben. — Feldzugsplan der Oestreicher. — Bedeutsamkeit der Schweiz in diesem Kriege. — Plan des Generals Bonaparte. — Er entschließt sich, über die Schweiz gegen die Flanke Kray's und im Rücken Melas' hervorzubrechen. — Die Rolle, welche er Moreau bestimmt, und die, welche er selbst übernimmt. — Bildung der Reservearmee. — Die Anweisungen, welche Masséna erhält. — Beginn der Feindseligkeiten. — Baron Melas greift die Armee von Ligurien bei den Apenninen an und trennt sie in zwei Hälften, von denen die eine nach dem Var, die andere nach Genua zurückgeworfen wird. — Masséna in Genua eingeschlossen; er bereitet sich zu einem hartnäckigen Widerstande vor. — Beschreibung Genua's. — Masséna's heldenmüthige Kämpfe. — Der Erste Consul dringt in Moreau, um ihn zum Beginn der Operationen in Teutschland zu bewegen, damit er desto früher Masséna zu Hülfe zu kommen vermöge. — Uebergang über den Rhein an vier Punkten. — Es gelingt Moreau, von vier Heeresabtheilungen drei zusammenzubringen; er stößt bei Engen und Stockach auf die Oestreicher. — Schlacht bei Engen und Mößkirch. — Rückzug der Oestreicher an die Donau. — Saint-Cyr bei Biberach. — Kray bezieht das verschanzte Lager bei Ulm. — Moreau versucht, ihn zu vertreiben. — Falsche Bewegungen Moreau's, zum Glück ohne nachtheilige Folgen. — Moreau schließt Kray in Ulm ein und nimmt eine feste Stellung vor Augsburg, um die Ereignisse in Italien abzuwarten. — Uebersicht der Operationen Moreau's. — Charakter dieses Generals. Seite 160

Viertes Buch.

Marengo.

Der Erste Consul wartet mit Ungeduld auf Nachrichten aus Deutschland. — Sie treffen ein, melden Erfolge und er entschließt sich, nach Italien abzureisen. — Die Noth der Besatzung von Genua erreicht ihren Höhepunkt. — Standhaftigkeit Masséna's. — Der Erste Consul beeilt sich, ihm zu Hülfe zu kommen und seinen Plan des Uebergangs über die großen Alpen auszuführen. — Abreise des Ersten Consuls; sein verstelltes Erscheinen in Dijon; seine Ankunft zu Martinach in Wallis. — Der St. Bernhard zum Uebergang über das Hochgebirge gewählt. — Mittel zum Transport der Artillerie, des Kriegsbedarfs, der Lebensmittel und des ganzen Materials. — Beginn des Uebergangs. — Unerhörte Schwierigkeiten durch den Eifer der Truppen überwunden. — Das Fort Bard, ein unvermuthetes Hinderniß. —

Ueberraschung und Betrübniß des Heeres beim Anblick dieses anfangs unnehmbar scheinenden Forts. — Infanterie und Cavallerie machen einen Umweg und vermeiden das Hinderniß. — Die Artillerie von Menschenhänden unter dem Feuer des Forts fortgebracht. — Ivrea genommen. — Die Armee entfaltet sich in den Ebenen Piemonts, bevor die Oestreicher von ihrem Vorhandensein und Marschiren eine Ahnung haben. — Gleichzeitiger Uebergang der Truppen aus Deutschland über den St. Gotthard. — Plan des Generals Bonaparte, nachdem er in der Lombardei angekommen ist. — Er beschließt, sich nach Mailand zu begeben und die aus Deutschland gekommenen Truppen an sich zu ziehen und dann Melas einzuschließen. — Lange gehegte Täuschungen des Barons Melas plötzlich zerstört. — Schmerz des alten Generals. — Seine anfangs unbestimmten, dann entschiedenen Befehle, die Ufer des Var und die Umgegend von Genua zu räumen. — Aeußerste Noth Masséna's. — Die gänzliche Unmöglichkeit, Soldaten und Einwohner von Genua zu nähren, nöthigt ihn zur Uebergabe. — Schöne Capitulation. — Genua genommen. — Die Oestreicher ziehen sich in Piemont zusammen. — Wichtigkeit der Straße von Alessandria nach Piacenza. — Eifriges Bestreben beider Armeen, Piacenza zu besetzen. — Die Franzosen gelangen zuerst hin. — Die Stellung von Stradella vom Ersten Consul zur Umzingelung des Barons von Melas gewählt. — Er wartet einige Tage in dieser Stellung. — Im Glauben, sie seien ihm entwischt, sucht sie der Erste Consul und trifft unvermuthet in der Ebene von Marengo mit ihnen zusammen. — Die Schlacht von Marengo, verloren und wieder gewonnen. — Glücklicher Gedanke Desaix's und sein Tod. — Trauer des Ersten Consuls. — Verzweiflung der Oestreicher; Uebereinkunft von Alessandria; Italien und alle Festungen des Landes an die französische Armee ausgeliefert. — Der Erste Consul verwendet einige Tage in Mailand zur Regelung der Angelegenheiten Italiens. — Conclave in Venedig. — Pius VII. zum Papst gewählt. — Rückkehr des Ersten Consuls nach Paris. — Sein Erscheinen erregt Begeisterung. — Fernere Operationen an der Donau. — Uebergang über diesen Strom unterhalb Ulm. — Sieg bei Höchstädt. — Moreau erobert ganz Baiern bis an den Inn. — Waffenstillstand in ganz Deutschland wie in Italien. — Beginn der Friedensunterhandlungen. — Saint-Julien, Gesandter des deutschen Kaisers, kommt in Paris an. — Feier des 14. Juli in der Invalidenkirche. Seite 248

Geschichte

des

Consulats und des Kaiserreichs.

Erster Band.

SIEYÈS.

Consul der Republik.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

I. Buch.

Constitution vom Jahre VIII.

Mit dem Tage des 18. Brumaire hatte das Dasein des Directoriums seine Endschaft erreicht.

Die Männer, die nach den Stürmen des Convents diese Art Republik ausdachten, waren eben nicht sehr von der Vortrefflichkeit oder Dauerhaftigkeit ihrer Schöpfung überzeugt; allein am Ende der Blutherrschaft, die sie eben durchgemacht hatten, wurde es ihnen schwer, etwas Besseres oder Anderes hinzustellen. Es war wirklich unmöglich an die Bourbonen zu denken, denn die öffentliche Meinung lehnte sich gegen sie auf; gleich unmöglich war es, sich einem ruhmgekrönten General hinzugeben, denn keiner unsrer Krieger hatte um jene Zeit

Ruhm genug erkämpft, um die Geister für sich einzunehmen. Ueberdies hatte die Erfahrung noch nicht alle schönen Täuschungen zerstört. Man war so eben den Händen des Wohlfahrtsausschusses entronnen und hatte nur die bluttriefende Republik von 93 erprobt, die aus einer einzigen Versammlung bestand, welche alle Regierungsbefugnisse zusammen ausübte; ein letzter Versuch blieb noch anzustellen übrig, der einer gemäßigten Republik in welcher alle Gewalten weislich vertheilt und die Fächer der Verwaltung neuen Leuten anvertraut wurden, die allen jenen Freveln, welche Frankreich mit Entsetzen erfüllt hatten, fremd waren. So ersann man das Directorium.

Dieser neue Versuch mit einer andern republikanischen Form dauerte vier Jahre, vom 14. Brumaire des Jahres IV. bis zum 18. Brumaire des Jahres VIII. Er wurde nach bestem Wissen und Willen von Männern angestellt, deren Mehrzahl rechtschaffen und von den trefflichsten Absichten erfüllt war. Hatten auch einige Persönlichkeiten von leidenschaftlichem Charakter oder von zweifelhafter Redlichkeit, wie der Director Barras, sich in die Reihe der Machthaber, die während dieser vier Jahre sich in die Staatsgewalt theilten, einzuschleichen vermocht, so waren doch Rewbell, La Reveillère-Lepeaux, Le Tourneur, Carnot, Barthélemy, Roger-Ducos, Sieyès rechtschaffene Staatsbürger, ja einige von ihnen besaßen große Fähigkeiten und der letztgenannte, Sieyès, war ein höchst ausgezeichneter Geist. Und dennoch stellte die Directorialrepublik bald nichts als ein Bild trostloser Verwirrung dar; weniger Grausamkeit, aber mehr Anarchie; das war der Charakter der neuen Regierung. Man guillotinirte nicht, man deportirte. Man zwang nicht, die Assignaten bei Todesstrafe anzunehmen, allein man bezahlte keinen Menschen. Unsere Soldaten, ohne Waffen und Brod, wurden besiegt, anstatt zu siegen. Auf den Schrecken war ein unerträgliches Mißbehagen gefolgt. Und wie die Schwäche auch ihre Aufwallungen hat, so hatte diese absichtlich gemäßigte Republik mit zwei durchaus tyrannischen Maßregeln geendigt, mit der gezwungenen und fortschreitenden Anleihe und dem Gesetze über die Geißeln. Hauptsächlich war diese letzte Maßregel, obschon nichts Blutiges in ihr lag, doch eine der gehässigsten Bedrückungen, welche die grausame und erfinderische Phantasie des Parteigeistes jemals erdacht hat.

Ist's wohl zu verwundern, daß Frankreich, bei dem die Bourbonen im Jahre 1799 nicht eingeführt werden konnten, und das nach dem

Mißlingen der Directorialconstitution den Glauben an die Republik aufzugeben begann, sich in die Arme jenes jungen Generals warf, des Besiegers von Italien und Aegypten, der, allen Parteien fremd, sie alle geringzuschätzen affectirte, der einen energischen Willen besaß, sich für Militär- wie Civilsachen gleich befähigt zeigte und einen Ehrgeiz durchblicken ließ, der, weit entfernt die Gemüther zu erschrecken, damals wie eine Verheißung bewillkommt wurde? Weniger Ruhm, als er wirklich besaß, hätte genügt, sich der Regierung zu bemächtigen, denn kurze Zeit vorher war General Joubert nach Novi gesendet worden, damit er sich dort die ihm noch abgehenden Anrechte erwerben könne, um die seitdem in unsern Annalen mit dem Namen des 18. Brumaire bezeichnete Revolution zu vollführen. Der unglückliche Joubert war bei Novi geschlagen und gefallen; der junge Bonaparte dagegen, immer glücklich und siegreich, wenigstens damals, war den Gefahren des Meeres wie den Gefahren der Schlachten entgangen und auf eine fast wunderbare Weise aus Aegypten nach Frankreich zurückgekehrt, wo bei seinem ersten Auftreten das Directorium stürzte. Alle Parteien waren ihm entgegen geeilt und baten ihn um Ordnung, Sieg und Frieden.

Es war jedoch nicht möglich, daß die Autorität eines Einzigen gleich am ersten Tage jene Demagogie ersetzen konnte, in welcher Jedermann, abwechselnd bald Unterdrückter oder Unterdrücker, sich auf Augenblicke einer Allmacht erfreuen konnte. Man mußte den Schein vermeiden und um das ermattete Frankreich zur absoluten Gewaltherrschaft zurückzuführen, es den Uebergang durch eine glorreiche, aussöhnende und halbrepublikanische Regierung durchmachen lassen. Mit einem Worte, man bedurfte des Consulats, bevor man zum Kaiserthum gelangte.

Diesen Theil unsrer Zeitgeschichte will ich jetzt darstellen. Funfzehn Jahre sind verflossen, seitdem ich die Annalen unsrer ersten Revolution aufzeichnete. Diese funfzehn Jahre, ich habe sie mitten unter den Stürmen des öffentlichen Lebens zurückgelegt; ich sah einen alten Thron stürzen und einen neuen Thron sich erheben, ich sah die französische Revolution ihren unaufhaltsamen Lauf fortsetzen. Obwohl die Scenen, deren Zeuge ich war, mich wenig überraschten, so bin ich doch nicht so dünkelhaft zu glauben, daß ich durch Welt- und Geschäftserfahrung nichts mehr zu erlernen vermocht hätte; im Gegentheil glaube ich viel erlernt zu haben und somit vielleicht auch tüchtiger zu sein,

die großen Thaten unsrer Väter während dieser Heldenzeit aufzufassen und darzustellen. Ueber eins aber bin ich gewiß: die Erfahrung hat in mir keineswegs die hochherzigen Gefühle meiner Jugend erkaltet und noch immer liebe ich, wie ich es einst gethan, die Freiheit und den Ruhm meines Frankreichs.

Ich beginne meine Darstellung mit dem 18. Brumaire des Jahres VIII. (9. November 1799.)

Nach Erlassung des Gesetzes vom 19. Brumaire, welches das provisorische Consulat einsetzte, verließen die drei neuen Consuln, Bonaparte, Sieyès und Roger-Ducos, Saint-Cloud und begaben sich nach Paris. Sieyès und Roger-Ducos waren als zeitherige Mitglieder des Directoriums bereits im Palais Luxembourg wohnhaft. General Bonaparte verließ sein kleines Haus in der Rue de la Victoire und zog mit seiner Gemahlin, seinen Adoptivkindern und seinen Adjutanten in die Gemächer des Petit-Luxembourg ein. Hier, in der Nähe von seinen beiden Collegen, umgeben von den Trümmern der vorigen Regierung und den Elementen der neuen, legte er Hand an's Werk, mit jener sichern und schnellen Einsicht, mit jener außerordentlichen Thätigkeit, wodurch sein Verfahren im Kriege sich ausgezeichnet hatte.

Man hatte ihm zwei Collegen beigegeben, RogerDucos und Sieyès, die beide aus dem Directorium genommen und beide äußerst thätig gewesen waren, eine Regierung zu stürzen, die sie verachteten. Sieyès besonders war dem General Bonaparte an die Seite gestellt, weil ihm der zweite Platz in der Republik gebührte. Urheber der größten und schönsten Ideen der französischen Revolution, wie z. B. der Verschmelzung der drei Stände, der Eintheilung Frankreichs in Departements, der Einführung der Nationalgarden, hatte Sieyès, ohne Beredsamkeit, in den ersten Tagen unsrer Revolution mit Mirabeau gewetteifert, in einer Zeit, wo die Gewalt des Wortes die erste Macht war; und jetzt, wo der allgemeine Krieg dem Militärgenie den ersten Platz einräumte, stand Sieyès, der nie einen Degen getragen hatte, dem General Bonaparte fast gleich; so groß ist die Macht des Geistes selbst ohne Begleitung von Fähigkeiten, die ihn nützlich oder brauchbar machen. Jetzt aber, wo es galt Hand an's Werk zu legen, vermochte Sieyès, der träge, mürrische, in seinen Ideen schroffe, durch den geringsten Widerspruch erzürnte oder aus der Fassung gebrachte Mann, unmöglich lange an Einfluß mit seinem jungen Collegen zu wetteifern, der im

Stande war Tag und Nacht zu arbeiten, den kein Widerspruch verwirrte, der barsch aber nicht mürrisch war, der, wenn er wollte, die Menschen bezaubern konnte, und jedenfalls, wenn er dies nicht der Mühe werth hielt, immer die Mittel besaß, sie mit Gewalt zu beherrschen.

Indessen übertrug man hauptsächlich eine Aufgabe an Sieyès, nämlich die Entwerfung der neuen Constitution, mit deren Abfassung die provisorischen Consuln beauftragt waren und die sie in kurzer Frist Frankreich vorlegen sollten. Zu jener Zeit war man noch etwas von den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts eingenommen; man glaubte bereits weniger, aber man glaubte doch noch zu sehr, daß die menschlichen Einrichtungen ein reines Werk des Geistes sein könnten, und daß die Constitution eines Volkes ganz fertig aus dem Haupte eines Gesetzgebers herauszuspringen vermöge. Allerdings, hätte die französische Revolution einen Solon oder Lykurg haben müssen, so würde Sieyès verdient haben, es zu sein; allein es giebt in der neuern Zeit nur einen einzigen wirklichen Gesetzgeber: die Erfahrung. Man pflichtete dieser Meinung noch nicht so ganz bei, wie wir heut zu Tage, und es galt allgemein als ausgemacht, daß Sieyès der Verfasser der neuen Constitution sein müsse; man hoffte es, man sagte es; man behauptete, er besitze schon eine, die er lange durchdacht habe, es sei ein gründliches, bewunderungswürdiges Werk, und da jetzt die Hindernisse hinweggeräumt wären, welche die revolutionären Leidenschaften ihm entgegengestellt, so werde er es zum Vorschein bringen können; er werde in der neuen Regierung der Gesetzgeber, General Bonaparte der Leiter der Geschäfte sein, und beide zusammen würden Frankreich mächtig und glücklich machen. Jeder Zeitabschnitt der Revolution hatte seine eigenthümlichen Täuschungen: der jetzige mußte auch die seinigen haben; dies sollten freilich die letzten sein.

Man kam also einstimmig überein, daß Sieyès sich mit der Constitution beschäftigen und General Bonaparte die Regierung führen sollte. Das Regieren war wahrlich dringend nöthig, denn der Zustand war in jeder Beziehung bejammernswerth; die moralische und materielle Zerrüttung hatte ihren Höhepunkt erreicht.

Die glühenden Revolutionäre, die in Saint-Cloud zurückgeschlagen worden, hatten noch Anhänger in dem sogenannten Reitbahnverein (société du manége) und in ähnlichen über ganz Frankreich verbreiteten Gesellschaften. An ihrer Spitze befanden sich nur wenig

Männer von Gewicht aus den beiden Regierungskörpern; allein sie zählten unter sich einige Offiziere von ziemlichem Ansehen in unseren Armeen: Bernadotte, ein mittelmäßiger Kopf, von eitlem und ehrgeizigem Charakter; Augereau, ein braver Soldat, auffallend unvernünftig, aber zum Glück von wenig Einfluß; endlich Jourdan, ein guter Staatsbürger, ein guter General, den sein Kriegsunglück bitter gestimmt und zu einer übertriebenen Opposition verleitet hatte. Es stand zu befürchten, die Flüchtlinge aus dem Rath der Fünfhundert möchten in einer ansehnlichen Stadt zusammentreten, daselbst eine Art von gesetzgebendem Körper und ein Directorium bilden und alle diejenigen um sich versammeln, welche noch das ganze Feuer ihrer revolutionären Gesinnungen bewahrt hatten: Einige, weil sie durch Uebelthaten compromittirt waren oder Nationalgüter besaßen, Andere, weil sie das republikanische System um seiner selbst willen liebten und befürchteten, dasselbe unter den Händen eines neuen Cromwell unterliegen zu sehen. Ein solcher Versuch würde in einer schon sehr schwierigen Lage eine große Verlegenheit herbeigeführt haben, und man war nicht ohne Besorgniß, ihn in Paris selbst unternehmen zu sehen.

Von Seiten der entgegengesetzten Faction konnte man ebenfalls ernsthafte Besorgnisse hegen, denn die Vendée stand neuerdings wieder in Flammen. Herr von Châtillon auf dem rechten, Herr von Autichamp auf dem linken Ufer der Loire, Georges Cadoudal im Morbihan, Bourmont in der Maine, Frotté an den Küsten der Normandie hatten sämmtlich, von den Engländern aufgeregt und unterstützt, den Bürgerkrieg von Neuem begonnen. Das Gesetz über die Geißeln, die Schwäche der Regierung, die Niederlagen unsrer Armeen, das waren die Gründe, wodurch sie neuerdings zur Ergreifung der Waffen bewogen wurden. Châtillon hatte auf kurze Zeit Nantes besetzt; er war nicht drin geblieben, aber er war doch eingedrungen. Dieser Zufall genügte, um alle bedeutenden Ortschaften in den insurgirten Landstrichen dahin zu bestimmen, sich durch schnell aufgeworfene Verschanzungen zu decken und sich mit Pallisaden zu umgeben, wenn sie sich nicht durch Mauern schützen konnten. Einige behielten sogar, um für ihre eigene Vertheidigung zu sorgen, die wenigen Geldmittel zurück, welche der insurgirte Landstrich in die Staatscassen zahlte; denn, sagten sie, da die Regierung nicht darauf dächte, sie zu beschützen, so müßten sie diese Sorge selbst übernehmen.

Obschon das Directorium entschlossen war, die Gräuel des Convents zu vermeiden, hatte es doch nicht aller gewaltthätigen Anträge sich zu erwehren vermocht, wozu der Krieg in der Vendée, so oft er wieder aufloderte, der revolutionären Partei in der Regel Veranlassung gab. Hingerissen von der Bewegung der Gemüther, hatte es das Gesetz über die Geißeln erlassen, kraft dessen alle Verwandten oder vermeintlichen Mitschuldigen der Vendéer, in Verhaft genommen und mit gewissen Strafen belegt werden sollten, zur Vergeltung der Gesetzesübertretungen, die in den Ortschaften, für welche sie als Geißeln einzustehen hätten, begangen würden. Dieses ungerechte, gewaltthätige Gesetz hatte die Leidenschaften nur noch mehr aufgeregt, ohne einen einzigen Arm in der Vendée zu entwaffnen; es hatte überdies eine unerhörte Erbitterung gegen das Directorium hervorgerufen.

Der auswärtige Krieg war gegen Ende des vorigen Feldzugs etwas weniger unglücklich geführt worden. Die Siege des Generals Masséna bei Zürich und des Generals Brune am Texel hatten den Feind ziemlich weit von unsern Grenzen zurückgeworfen; unsere Soldaten waren aber von Allem entblößt; sie erhielten weder Sold, noch Kleidung, noch Nahrung. Die Armee, welche in Holland die englisch-russischen Truppen besiegt hatte, genoß den Vortheil, von der batavischen Republik unterhalten zu werden und war weniger vom Unglück heimgesucht, als die übrigen; aber die Rheinarmee, welche die Schlacht bei Stockach verloren und die Armee von Helvetien, die die Schlacht bei Zürich gewonnen hatte, befanden sich im tiefsten Elend. Die auf französischem Grund und Boden aufgestellte Rheinarmee brachte hier ohne Maß und Gewinn das Requisitionssystem in Anwendung; die Armee von Helvetien lebte von Kriegscontributionen, mit denen Basel, Zürich und Bern heimgesucht, die jedoch schlecht erhoben, schlecht verwendet wurden und, für den Unterhalt unsrer Soldaten durchaus unzureichend, doch das Unabhängigkeitsgefühl und den Geist der Oekonomie im Schweizervolke verletzten. Die Armee von Italien, die sich seit den Unfällen bei Novi und an der Trebia an das apenninische Gebirge in einem unfruchtbaren, durch den Krieg verwüsteten Landstrich zurückgezogen hatte, war Seuchen und der schrecklichsten Hungersnoth preisgegeben. Jene Truppen, die unerschütterlich die größten Unfälle ertragen und im Mißgeschick eine heroische Standhaftigkeit bewiesen hatten, bettelten, zerlumpt, abgezehrt von Fieber und Hunger,

auf den Landstraßen des apenninischen Gebirges und waren genöthigt, die wenig nahrhaften Früchte zu verzehren, welche der dürre Boden dieser Gegenden hervorbringt. Viele von ihnen desertirten oder verstärkten die Räuberbanden, die im Süden wie im Westen von Frankreich die Heerstraßen unsicher machten. Man sah ganze Corps ohne Befehl der Generale ihre Stellung verlassen und andere einnehmen, wo sie minder elend zu leben hofften. Das von den Engländern bewachte Meer zeigte ihnen im eigentlichsten Sinn nur feindliche Flaggen und führte ihnen niemals auch nur die geringste Hülfe zu. Es gab Divisionen, die seit achtzehn Monaten keinen Sold erhalten hatten. Man brachte einige Lebensmittel durch Requisitionen auf; allein an Flinten, Kanonen, Kriegsbedarf, was nicht durch Requisitionen aufzutreiben ist, fehlte es unsern Soldaten gänzlich. Die für den Dienst der Artillerie und Cavallerie ohnedies nicht zureichenden Pferde waren fast sämmtlich durch Seuchen oder vor Hunger gestürzt.

Dies waren die Folgen einer schwachen, zerrütteten Verwaltung und hauptsächlich der schrecklichen finanziellen Bedrängniß. Mehrere Jahre hindurch hatten die Armeen der Republik von Assignaten und Sieg gelebt. Assignaten gab es nicht mehr und der Sieg zeigte sich, nachdem er uns plötzlich verlassen hatte, den französischen Legionen eben erst wieder, ohne uns jedoch die reichen Ebenen Deutschlands und Italiens zu eröffnen.

Es ist hier nothwendig, eine Darstellung von unsrer finanziellen Lage, der Hauptursache der Leiden bei unseren Armeen, zu geben. Dieser Zustand überstieg Alles, was man in früheren Zeiträumen gesehen. Die constituirende Nationalversammlung hatte zwei Fehler begangen, gegen die man sich bis zu einem gewissen Punkte mittelst der Assignaten geholfen hatte, für die es aber, seit dem Verfalle dieses Papiergeldes, keine Abwehr mehr gab. Diese beiden Fehler waren: erstens die Abschaffung der indirecten Abgaben, welche auf die Getränke, das Salz, überhaupt auf die Consumtionsartikel gelegt waren, und zweitens der Mißgriff, daß man den Gemeindeverwaltungen überlassen hatte, die Grundsteuerlisten und die übrigen directen Abgaben selbst zu entwerfen.

Durch die Abschaffung der indirecten Abgaben hatte die Staatscasse, ohne einen Ersatz dafür, das Drittheil ihrer Einkünfte verloren. Da der Ertrag der Staatsdomänen durch eine schlechte Verwaltung,

der der Einregistrirung durch den Mangel an Privatcontracten, der der Zölle durch den Krieg fast auf Nichts herabgekommen war, so bildeten die directen Abgaben beinahe die einzige Einnahmequelle des Staatsschatzes: allein diese Abgaben, welche in einem Budget von 500 Millionen gegen 300 Millionen Franken betrugen, waren außerordentlich im Rückstande. Es gab unbezahlte Posten aus dem Jahre V., aus dem Jahre VI. und aus dem Jahre VII. Die Listen für das Jahr VI. waren noch nicht vollständig; für das Jahr VII. fehlte noch ein Drittheil derselben; für das laufende Jahr, d. h. für das Jahr VIII. (1799), waren sie kaum angefangen. In Folge der verspäteten Entwerfung der Listen konnte man die laufenden Abgaben nicht erheben und die Anhäufung von Rückständen erzeugte neue Schwierigkeiten für diese Erhebung, weil man oft von den Steuerpflichtigen die gleichzeitige Tilgung mehrerer Jahresbeiträge auf einmal einfordern mußte. Dieser Zustand der Dinge rührte von der Annahme eines scheinbar richtigen, in der That aber beklagenswerthen Umstandes her, nämlich die Ortsbehörden sich gewissermaßen selbst durch eigene Entwerfung der Steuerlisten besteuern zu lassen. Die Departemental- und Municipal-Verwaltungen waren damals bekanntlich collectiv. Statt der Präfecten, Unterpräfecten und Maires, die später eingeführt wurden, gab es bei allen diesen Behörden Commissäre, die eine berathende Stimme und den Auftrag hatten, die Verwaltungsthätigkeit anzuregen, ihre Beschleunigung zu betreiben, aber nicht, sie selbst zu übernehmen. Das System der Cantonsmunicipalitäten, wodurch die 44,000 Gemeinden von Frankreich zu 5000 Collectivgemeinden vereinigt wurden, hatte noch mehr Unordnung herbeigeführt. Alle Localangelegenheiten blieben liegen; allein, was bei weitem unheilvoller war, die beiden Hauptangelegenheiten des Staates, die Rekrutirung der Armee und die Erhebung der Steuern, wurden gänzlich vernachlässigt. Um diesen Mangel an Verwaltungsthätigkeit zu ergänzen, hatte man den 5000, bei den Cantonsmunicipalitäten angestellten Commissären die Sorge übertragen, die Entwerfung der Steuerlisten zu beschleunigen; allein es fehlte ihnen die einzige wirksame Befugniß, die des Selbstarbeitens, und außerdem widmeten sie, von tausend anderen Geschäften in Anspruch genommen, dem wichtigen Geschäfte der Anfertigung von Steuerlisten nur geringe Aufmerksamkeit. Die Entschädigung, die man ihnen für diese Arbeit bewilligte, war weit kostspieliger, als es nachmals die Besoldung für

die Verwaltung der directen Abgaben gewesen ist, und verursachte dem Staatsschatze eine große Ausgabe, für welche er keinen Ersatz erhielt.

Die directen Abgaben, ein Hauptzweig der Staatseinnahmen, wurden daher nicht erhoben. Außer diesem fortwährenden Deficit, das aus dem Ausfall der Einnahmen entsprang, gab es aber noch ein anderes, welches aus der Größe der Ausgaben herrührte, die damals die Deckungsmittel beträchtlich überstiegen. Die gewöhnlichen Ausgaben hätten durch eine Einnahme von ungefähr 500 Millionen Franken gedeckt werden können, aber der Krieg hatte sie auf eine Höhe von fast 700 Millionen Franken gebracht. Zur Aushülfe blieben nur die Nationalgüter übrig, welche größtentheils schon verwerthet, überdies sehr schwer auf vortheilhafte Weise zu verkaufen waren, da ja der endliche Triumph der Revolution noch immer gewichtige Zweifel zuließ.

Dieser Zustand der Dinge hatte empörende Mißbräuche in seinem Gefolge und brachte den Staat in eine Lage, die man zur Belehrung der Völker und Regierungen näher in's Auge fassen muß.

Assignaten gab es, wie schon erwähnt worden, längst nicht mehr. Die Mandate, welche an die Stelle derselben getreten, waren ebenfalls verschwunden. Das Papiergeld war also gänzlich aufgegeben, und wie groß auch diese Lücke war, so war es doch besser, sie gar nicht auszufüllen, als, wie es früher geschehen war, mit einem aufgezwungenen Papiergelde, das trotz alles Zwanges bei Zahlungen nicht leicht angenommen wurde und unnützerweise die ganze Härte des Gesetzes zur Hülfe nahm, um in Cours zu kommen. Dieses abgeschaffte Papiergeld wurde auf folgende Weise ersetzt:

Zunächst hielt man es nicht mehr für nöthig, die Beamten, die im Brumaire des Jahres VIII. seit zehn Monaten keinen Gehalt empfangen hatten, wenn auch nur mit Papiergeld zu bezahlen. Inzwischen mußte man den Renteninhabern und den Staatspensionären doch etwas geben. Man stellte ihnen daher Rückstandsscheine (bons d'arrérage) aus, deren einziger Werth darin bestand, daß sie bei Bezahlung der Steuern als Geld angenommen wurden. Den Truppen wurde kein Sold gezahlt, aber was die Armeen an Ort und Stelle zu ihrem Lebensunterhalt entnahmen, bezahlte man mittelst Requisitionsscheinen (bons de réquisition), die gleichfalls bei Entrichtung der Abgaben gültig waren. Die Gesellschaften, die mit der Lieferung einzelner Bedürfnisse für die Soldaten beauftragt waren und schlecht, oft gar

nicht bedienten, ließen sich statt des Geldes Anweisungen (délegations) auf die ersten Einnahmen der Staatscasse aushändigen, und mittelst dieser Art von höchst willkürlich bewilligten Anrechten bemächtigten sie sich fast allen baaren Geldes, was man den Staatscassen zuzuwenden vermochte. Endlich waren auch noch die Einschreibungen auf Nationalgüter zur Bezahlung dieser Güter gültig, ein Papiergeld, das sich den bereits aufgezählten anreihte und zur furchtbarsten Agiotage beitrug.

Diese Effecten hatten zwar keinen Zwangscours, wie früher die Assignaten, aber einmal in Umlauf gesetzt, in Paris am Platze unablässig gekauft und verkauft, beim leisesten Hauche einer glücklichen oder unglücklichen Nachricht steigend oder fallend, waren sie der Gegenstand einer Speculation, die den Staat in's Verderben stürzte und das Publicum schrecklich demoralisirte. Die Geschäftsleute, in deren Besitz sich alles baare Geld befand, konnten sich diese Papiere sehr wohlfeil verschaffen. Sie kauften dieselben aus den Händen der Renteninhaber, der Lieferanten und andrer Besitzer zum niedrigsten Preise, ließen sie dann bei der Staatscasse als Zahlung der Abgaben einreichen und gaben für 100 Franken aus, was ihnen höchstens 80, mitunter 60 oder 50 Franken gekostet hatte. Die Cassenbeamten befaßten sich selbst mit dieser Art von Speculation und während sie von einem Theile der Steuerpflichtigen Geld empfingen, legten sie Papiere, die sie damit zum allerniedrigsten Preise erkauft hatten, zum Nennwerthe in die Staatscasse. Auch nur sehr wenige Leute bezahlten ihre Abgaben in klingender Münze, es war zu vortheilhaft, sie mit Papiergeld abzutragen. Auf solche Weise erhielt die Staatscasse fast gar keine wirklichen Werthe und ihre Bedrängniß stieg täglich höher.

Wie die Aufregung gegen die Vendéer das Gesetz über die Geißeln hervorgerufen, so hatte der Unwille gegen die Geschäftsmacher auf die Maßregel der fortschreitenden Zwangsanleihe geführt, wodurch man den großen Capitalisten einen Schlag zu versetzen und sie zur Tragung der Kriegskosten zu nöthigen gedachte. Es war dasselbe, was man in Frankreich während der Schreckenszeit „Besteuerung der Reichen" genannt hat und was in England Income-tax hieß: die Steuer, deren sich jetzt Pitt bediente, um die Kosten für den hartnäckigen Krieg aufzutreiben, den er gegen Frankreich fortführte. Diese nicht nach dem Umfange unbeweglicher Güter (was eine sichere Grundlage bildet), sondern nach dem vermeintlichen Reichthum von Privaten abge-

messene Steuer war, obschon mit großer Mühe, in England ausführbar, in einem geordneten Staate, wo keine Parteiwuth die Abschätzung des Vermögens zu einem Mittel der Rache benutzte. In Frankreich aber war sie unausführbar, denn unter den derzeitigen Wirren war die Taxations-Jury eine Art von Revolutionsausschuß, der nach Maßgabe seiner Leidenschaften den Reichthum oder die Armuth der Einzelnen bestimmte und nie für gerecht galt, selbst wenn er es war, was fast eben so schlimm ist, als es nicht zu sein. Man hatte nicht gewagt, mit dieser Maßregel wie früher unter der klaren und einfachen Gestalt einer Abgabe hervorzutreten; sie war unter dem Namen einer Zwangsanleihe (emprunt forcé) versteckt worden, die, wie man angab, in Nationalgütern wiederbezahlt und durch die Taxations-Jury nach den angeblichen Mitteln eines Jeden repartirt werden sollte. So war auch diese Maßregel einer von den damaligen Unglücksfällen geworden. Sie bildete nebst dem Gesetze über die Geißeln die beiden am häufigsten gegen das Directorium erhobenen Beschwerden. Keineswegs war sie, wie man behauptete, an der Bedrängniß der Staatscasse Schuld, die einem eigenen Zusammentreffen von Umständen ihr Entstehen verdankte; aber sie hatte die reichen Speculanten abgeschreckt, deren Unterstützung der Regierung unentbehrlich war, und deren sie schlechterdings bedurfte, wenn auch nur für den Augenblick und um sie später entbehrlich zu machen.

Diese finanzielle Lage war, wie bereits erwähnt, die Hauptursache des Mangels und des Mißgeschicks unsrer Armeen. Den auswärtigen Mächten vollständig bekannt, flößte sie diesen Zuversicht ein, uns bei nur weniger Ausdauer zu besiegen. Die beiden Siege bei Zürich und am Texel hatten unzweifelhaft diese Mächte von dem Ziele, das sie verfolgten, ein wenig entfernt, allein sie hatten sie keineswegs veranlaßt, dasselbe ganz aufzugeben. Das auf die Wiedereroberung Italiens stolze Oestreich war entschlossen, eher bis auf den letzten Mann zu kämpfen, als es wieder fahren zu lassen. Es herrschte hier schon wie ein unumschränkter Gebieter. Im Besitz von Piemont, Toskana, dem Kirchenstaat rief es weder den König von Sardinien nach Turin, noch den Großherzog von Toskana nach Florenz, noch die päpstliche Regierung nach Rom zurück. Korsakoff's und Suwarow's Niederlage bei Zürich rührte Oestreich weniger, als man erwartet hätte. In seinen Augen war es eine Schlappe für die russischen, nicht aber für die

östreichischen Waffen, ein Fehler der Generale Korsakoff und Suwarow, überhaupt ein Kriegsereigniß, das leicht wieder gut zu machen war und nur dann höchst unangenehm gewesen wäre, wenn es den Russen den Krieg verleidet hätte. Es hoffte aber, sie durch britischen Einfluß und britische Subsidien schon wieder auf den Kampfplatz zu bringen. England seinerseits, durch die Einkommentaxe, die bereits mehr als 200 Millionen Franken jährlich einbrachte, Malta blockirend, das es durch Aushungerung zu nehmen gedachte, jede Hülfssendung an unsere Armee in Aegypten, die es nächstens durch Mangel oder durch Waffengewalt aufzureiben hoffte, auffangend — England war fest entschlossen, vor Niederlegung der Waffen alle Resultate zu verfolgen, mit denen seine Politik sich schmeichelte. Es rechnete überdies auf eine Art von socialer Auflösung in Frankreich, die unser Vaterland bald zu einem offenen Lande machen würde, das für Jeden, der hinein wollte, zugänglich wäre.

Preußen, die einzige nordische Macht, welche keinen Antheil am Kriege genommen, beobachtete der französischen Regierung gegenüber eine kalte Zurückhaltung. Spanien, durch den Allianzvertrag von St. Ildefonso mit uns zu gemeinschaftlicher Sache verpflichtet, schien über diese Gemeinschaft der Interessen höchst unwillig. Es schien aller Welt wenig daran zu liegen, mit einer Regierung in Verbindung zu stehen, die dem Sturze nahe war. Die Siege bei Zürich und am Texel hatten Spanien die äußeren Zeichen von Höflichkeit wiedergewonnen, aber nicht das Vertrauen der Cabinette, mit denen es in Frieden oder im Bunde war.

Also im Innern die Vendée von Neuem im Aufstande, von Außen die Hauptmächte Europa's unter den Waffen, dies machte die Kriegsgefahr doppelt dringend. Durch Herbeischaffung einiger Geldmittel mußte man den ausgehungerten Armeen zunächst einige Hülfe zusenden; sie mußten reorganisirt, wieder vorwärtsgeführt, gut befehligt und neue Siege den am Ende des vorigen Feldzugs gewonnenen angereiht werden; hauptsächlich aber mußte man den fremden Mächten jene vorgefaßte Meinung von einer bevorstehenden socialen Auflösung in Frankreich benehmen, welche Einigen so großes Vertrauen auf die Erfolge des Krieges einflößte, Andere in ihren Bezügen zu uns so mißtrauisch machte; aber alles dieses war nur durch eine kräftige Regierung zu erlangen, welche die Parteien im Zaume zu halten und den Gemüthern

die Einigkeit des Aufschwungs zu geben verstand, ohne die alle Anstrengungen zur Rettung weder Zusammenhang, noch Energie, noch Erfolg haben.

Man hatte jetzt das Uebermaß des Leidens erreicht, wo oft wieder Besserung eintritt, jedoch unter der alleinigen Bedingung, daß noch einige Kraft in dem kranken Körper sei, dessen Heilung man erwartet. Zum Glück waren die Kräfte Frankreichs noch gewaltig. Obschon die Revolution von denjenigen verschrien wurde, die sie verletzt und deren träumerische Hoffnungen sie nicht in's Leben geführt hatte, war dieselbe doch nichts destoweniger die Sache der Gerechtigkeit und der Vernunft und sie begeisterte noch immer zu jener Anhänglichkeit, die eine große Sache allezeit findet. Ueberdies zählte sie viele an ihr Schicksal geknüpfte Interessen unter Allen, die eine neue Stellung erlangt, Emigrantengüter gekauft oder eine gefährdende Rolle gespielt hatten. Endlich war die Nation noch nicht so moralisch und physisch erschöpft, um sich drein zu ergeben, daß Oestreicher und Russen ihr Gebiet einnähmen. Im Gegentheil empörte sie dieser Gedanke; ihre Armeen wimmelten von den trefflichsten Soldaten, Offizieren und Generalen, die nur einer guten Führung bedurften. Alle diese Kräfte waren bereit, sich von freien Stücken in einer einzigen Hand zu vereinigen, wofern diese Hand im Stande war, sie zu leiten. Die Verhältnisse begünstigten also den genialen Mann, der eben auftrat, und auch das Genie bedarf der Gunst der Verhältnisse.

Wäre der junge Bonaparte z. B. im Jahre 1789 auch mit all seinen Talenten und seinem Ruhme aufgetreten, um den französischen Staat zusammenzuhalten, der damals, weil seine Bestandtheile unverträglich geworden waren, von allen Seiten seiner Auflösung entgegen ging, so hätte er ihn wohl in seine gewaltigen Arme schließen können, aber gegen die Kräfte der Natur würden Menschenarme nichts vermocht haben. Jetzt dagegen, wo dieser alte Staat, zertrümmert, wie er es werden mußte, bevor er nach einem neuen Modelle umgestaltet werden konnte, nur noch zerstreute, aber selbst zur Verschmelzung geneigte Elemente darbot, war er allen Bestrebungen einer geschickten Hand, die sich ihrer zu bemächtigen verstände, zu entsprechen geneigt. General Bonaparte hatte also wie sein Genie, so auch die Gunst der Verhältnisse für sich. Er hatte einen ganzen Staat zu organisiren, aber einen Staat, der organisirt werden wollte und zwar durch ihn,

weil er ein unbegrenztes, durch unerhörte Erfolge eingeflößtes Vertrauen zu ihm hatte.

Das Gesetz über die Errichtung des provisorischen Consulats ertheilte den drei Consuln ausgedehnte Vollmachten. Es begleitete sie mit der ganzen „Directorialgewalt“ und beauftragte sie ausdrücklich, „die Ordnung in allen Verwaltungszweigen wiederherzustellen, die innere Ruhe zurückzuführen und Frankreich einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden zu verschaffen.“ Es ordnete ihnen zwei gesetzgebende Commissionen bei, jede von 25 Mitgliedern, die, aus dem Rathe der Alten und dem der Fünfhundert gewählt, den Auftrag hatten, den gesetzgebenden Körper zu ersetzen und den Anordnungen der Consuln den gesetzlichen Charakter zu ertheilen. Diese beiden Commissionen wurden durch das genannte Gesetz ermächtigt, auf den Antrag der Executivbehörde alle erforderlichen Maßregeln zu treffen. Außerdem vertraute es ihnen das so wichtige Geschäft an, für die Entwerfung der neuen Constitution Sorge zu tragen. Und da man ihnen solche Befugnisse doch nicht auf unbegrenzte Zeit übertragen konnte, so setzte dasselbe Gesetz fest, daß am nächstfolgenden 1. Ventôse der Rath der Alten, wie der der Fünfhundert aus eigener Machtvollkommenheit sich wieder versammeln sollten, wenn keine neue Constitution veröffentlicht und angenommen worden wäre. Für diesen Fall behielten die Mitglieder des jetzigen gesetzgebenden Körpers ihre Befugnisse, mit Ausnahme von 60 unter ihnen, die durch eine außerordentliche Maßregel aus den Rathslisten gestrichen waren. Da die eventuelle Wiederversammlung auf den 1. Ventôse angesetzt worden, so war die den provisorischen Consuln anvertraute Dictatur auf drei Monate beschränkt. Es war in der That eine wirkliche Dictatur, die man ihnen übertragen hatte, denn jene Commissionen, die in geheimen Sitzungen berathschlagten, in verschiedene Sectionen für die Finanzen, die Gesetzgebung, die Constitution getheilt waren und nur zusammentraten, um den Anträgen der Regierung Gesetzeskraft zu ertheilen, waren die zuverlässigsten und bequemsten Werkzeuge, um mit Raschheit zu handeln. Uebrigens war gar nicht zu befürchten, daß man solche Befugnisse mißbrauchen werde, denn wenn so viel Gutes zu thun ist und so schnell, so vergeuden die Menschen die Zeit nicht damit, Böses zu thun.

Am Tage ihres Einzugs im Luxembourg versammelten sich sogleich die drei provisorischen Consuln, um über die dringendsten Staatsan-

gelegenheiten zu berathschlagen. Es war am 11. November 1799 (20. Brumaire). Man mußte einen Präsidenten wählen, und wiewohl Alter und Stellung Sieyès' diese Auszeichnung zu erheischen schienen, sagte doch Roger-Ducos, obgleich sein Freund, zum General Bonaparte: „Nehmen Sie den Vorsitz und berathen wir." — General Bonaparte nahm ihn sogleich. Die Erlasse der provisorischen Consuln erwähnen jedoch eines Präsidenten nicht. Zunächst stellte man eine summarische Prüfung der gegenwärtigen Lage an. Der junge Bonaparte wußte noch Vieles nicht, errieth aber, was er nicht wußte. Er hatte Krieg geführt, für die Unterhaltung zahlreicher Armeen Sorge getragen, eroberte Provinzen verwaltet, und mit Europa unterhandelt: das war die beste Lehrzeit für die Kunst zu regieren. Für hochbegabte Geister, aber nur für diese allein, ist der Krieg eine vortreffliche Schule; man lernt da befehlen, einen Entschluß fassen und vor Allem verwalten. Auch schien der neue Consul über alle Dinge sich bereits eine bestimmte Meinung gebildet zu haben oder doch mit Blitzesschnelle zu bilden, hauptsächlich wenn er Männer von Fach gehört hatte, die einzigen, die er anhörte und auch einzig nur über Sachen ihres Fachs.

Damals fehlte ihm eine Art von Kenntniß, die bei Ausübung der höchsten Gewalt äußerst nothwendig ist, die Kenntniß, nicht der Menschen, sondern der Individuen. Die Menschen im Allgemeinen kannte er ganz gründlich; da er aber immer unter der Armee gelebt hatte, so waren ihm die Individuen fremd, die in der Revolution eine Rolle gespielt hatten. Er ergänzte diesen Mangel, indem er sich der Angaben seiner Collegen bediente. Allein mittelst schnellen Scharfblicks und eines erstaunlichen Gedächtnisses lernte er bald das Personal der Verwaltung eben so genau, wie das seines Heeres kennen.

Nach dieser ersten Berathschlagung waren die Rollen genommen und zugestanden. Ohne auf das Gutachten seiner Collegen zu warten, gab der junge General augenblicklich das seinige ab und resumirte und ordnete Alles mit der Entschiedenheit eines Mannes der That. Es war augenscheinlich, daß der Impuls von ihm ausgehen würde. Man trennte sich, nachdem man über Erledigung der dringendsten Sachen übereingekommen war, und am Abend sagte Sieyès mit einer Selbstverleugnung, die seinem Verstande wie seinem Patriotismus Ehre macht, zu Talleyrand und Röderer: „Wir haben einen Herrn, der Alles zu machen versteht, Alles machen kann und Alles machen will." — Er

zog daraus den klugen Schluß, daß man ihn gewähren lassen müsse, denn bei persönlicher Rivalität wäre Frankreich in dieser Zeit verloren gewesen. Mittelst einer durchaus freiwilligen Theilung der Gewalten kam man abermals überein, daß während dieser Dictatur, die kurz und fruchtbar gemacht werden müsse, General Bonaparte regieren und Sieyès die Constitutionsangelegenheiten besorgen solle. Dies war, wie bereits erwähnt worden, ein Geschäft, das die öffentliche Meinung Letzterem zuerkannte und bei dessen Ausführung sein College ihm nicht viel zu entgegnen geneigt war, einen einzigen Punkt ausgenommen: der Organisation der ausübenden Gewalt.

Am meisten drängte die Bildung des Ministeriums. In einer Monarchie wählt man hierzu die ausgezeichnetsten Männer. In einer Republik, wo diese ausgezeichnetsten Männer selbst Oberhäupter des Staats geworden sind, bleiben für das Ministerium nur Männer zweiten Ranges übrig, eigentliche Commis ohne all' und jede Verantwortlichkeit, weil die wirkliche Verantwortlichkeit höher gestiegen ist. Wenn Männer, wie Sieyès und General Bonaparte, Consuln waren, so konnten selbst ganz ausgezeichnete Männer, wie Fouché, Cambacérès, Reinhart, v. Talleyrand, nicht wahrhaft Minister sein. Ihre Wahl war nur insofern von Wichtigkeit, als sie eine gewisse politische Richtung und die geordnete Erledigung der Geschäftsarbeiten anzeigte. Nur in dieser Beziehung hatte jene Wahl einiges Interesse.

Der Jurist Cambacérès, ein gelehrter und umsichtiger Mann, den wir später näher kennen lernen werden, wurde ohne Widerspruch im Ministerium der Justiz gelassen. Fouché behielt, nach einer lebhaften Erörterung unter den Consuln, das Ministerium der Polizei. Sieyès wollte nichts von ihm wissen, weil derselbe, wie er sagte, ein unzuverlässiger Mensch, eine Creatur des Directorialmitgliedes Barras sei. Der General Bonaparte unterstützte ihn und setzte seine Beibehaltung durch. Er glaubte sich ihm für die Dienste verpflichtet, die ihm der Genannte während der Ereignisse am 18. Brumaire geleistet hatte. Uebrigens besaß Fouché neben einem sehr durchdringenden Geiste eine gründliche Kenntniß von Menschen und Dingen der Revolution. Er war daher der bezeichnete Polizeiminister, wie Talleyrand bei seiner Vertrautheit mit den Höfen, seiner Gewandtheit in wichtigen Angelegenheiten, seinem feinen und versöhnenden Geiste der nothwendige Minister der auswärtigen Angelegenheiten war. Fouché wurde beibe-

halten; allein gegen Talleyrand war die Wuth der Revolutionäre entweder wegen seiner fortwährenden Verbindung mit der gemäßigten Partei oder wegen seiner Rolle bei den letzten Vorfällen so groß, daß man genöthigt war, seine Wiedereinsetzung in's Ministerium des Auswärtigen einige Wochen hinauszuschieben. Herr von Reinhart wurde noch auf vierzehn Tage in diesem Amte belassen. General Berthier, der treue Gefährte des Besiegers von Italien und Aegypten, dessen unzertrennlicher Chef des Generalstabes, der seine Befehle so gut aufzufassen und wiederzugeben verstand, General Berthier erhielt das Kriegsministerium, das Dubois-Cancré entzogen wurde, den man für viel zu heftig in seinen Meinungen hielt. Zum Ministerium des Innern berief man statt Quinette einen rühmlichst bekannten Gelehrten, v. Laplace. Der Wissenschaft wurde hierdurch eine große und gerechte Huldigung dargebracht, der Verwaltung aber kein Dienst damit erwiesen. Dieser hoch geniale Mann war für das Detail der Geschäfte wenig passend. Ein kundiger Ingenieur der Schiffsbauten, Forfait, ersetzte Bourdon (von der Oise) im Marineministerium. Die wichtigste Wahl war wohl in diesem Augenblicke die eines Finanzministers. In den bereits genannten Departements konnten die Consuln den Ministern aushelfen, besonders in den beiden wichtigsten, dem Kriegsministerium und dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; General Bonaparte konnte wirklich Berthier und Reinhart vollständig ersetzen. Aber etwas Anderes war es mit dem Finanzministerium. Das ist eine Sache, wo Fachkenntnisse unerläßlich sind und in dem Ministerium, das mit dem Directorium abtrat, fand sich Niemand, der an einer Reorganisation der Finanzen, die dringend nöthig geworden war, mit Nutzen hätte arbeiten können. Es existirte ein ehemaliger erster Secretär, eben kein glänzender, aber ein gründlicher und sehr geübter Kopf, der sowohl unter der alten Regierung, als selbst in den ersten Zeiten der Revolution solche unbemerkte aber kostbare Dienste geleistet hatte, wie sie die Regierenden nicht missen können und sorgfältig werth halten müssen. Der erste Secretär, um den es sich hier handelt, war Gaudin, nachmals Herzog von Gaëta. Sieyès, der in Beurtheilung der Menschen stark war, wenn er sie auch nicht groß zu behandeln wußte, hatte Gaudin herausgefunden und ihm gegen das Ende des Directoriums das Portefeuille der Finanzen anvertrauen wollen. Gaudin, ein tüchtiger Finanzier, aber ein schüchterner Staatsbürger, hatte

das ihm gemachte Anerbieten unter einer in den letzten Zügen liegenden Regierung, der die erste Bedingung des Credits, Kraft und Aussicht auf Dauer, abging, anzunehmen verweigert. Als aber die Staatsgewalt unbestritten in die Hand geschickter und kräftiger Männer zu gelangen schien, konnte er nicht mehr dieselbe Abneigung empfinden. General Bonaparte, der eine ganz entschiedene Vorliebe für praktische Leute hatte, theilte unbedenklich die Meinung seines Collegen Sieyès und bot Gaudin die Verwaltung der Finanzen an. Dieser nahm das Amt an und hat funfzehn Jahre hindurch unablässig ausgezeichnete Dienste geleistet.

Das Ministerium war also vollständig. Zu den angeführten Ernennungen wurde noch eine hinzugefügt, die Maret's, des nachmaligen Herzogs von Bassano, der unter dem Titel eines Staatssecretärs zum Secretär der Consuln ernannt wurde. Beauftragt, für die Consuln die Grundlagen ihrer Arbeiten vorzubereiten, oft ihre Beschlüsse abzufassen, sie den Chefs der verschiedenen Departements mitzutheilen, alle Staatsgeheimnisse zu bewahren, verwaltete er eine Art von Ministerium, das zuweilen die andern Ministerien vertreten, ergänzen und controliren mußte. Ein ausgebildeter Geist, eine gewisse Bekanntschaft mit den Verhältnissen der europäischen Mächte, mit welchen er schon unterhandelt hatte, namentlich mit Lord Malmesbury zu Lille, ein zuverlässiges Gedächtniß, eine durchaus erprobte Treue bestimmten ihn beim General Bonaparte zu einem von dessen bequemsten und am beständigsten verwendeten Arbeitsgehülfen. Bonaparte zog bei allen, die ihm dienten, die Pünktlichkeit und Umsicht dem Geiste vor. Das ist so der Geschmack der überragenden Genie's, die wohl Verständniß und Gehorsam, aber keine Stellvertretung brauchen. Dies war auch der Grund seiner großen, zwanzigjährigen Zuneigung gegen General Berthier. Ohne diesem auch nur von fern zu gleichen, besaß Maret im Civilfache einige von den Vorzügen jenes berühmten Chefs des Generalstabs im Militärfache.

General Lefebvre behielt den Befehl über die 17. Militärdivision. Er hatte, wie man sich erinnern wird, am Morgen des 18. Brumaire einige Bedenklichkeit gezeigt, sich aber nachmals blindlings dem neuen Dictator in die Arme geworfen. Dafür wurde er mit der 17. Militärdivision und dem Gouvernement von Paris belohnt. Von dieser Zeit an konnte man auf seine Treue zählen.

Mitglieder beider Räthe, die sich durch ihre Mitwirkung zum 18. Brumaire bekannt gemacht hatten, wurden in die Provinzen gesandt, um dieses Ereigniß zu erklären und zu rechtfertigen, und nöthigenfalls diejenigen Regierungsbevollmächtigten zu ersetzen, die sich widerspänstig oder unbrauchbar zeigen möchten. Allerwärts wurde das Ereigniß des 18. Brumaire mit Jubel begrüßt; dennoch hatte die revolutionäre Partei in den durch ihre Frevel compromittirten Männern Anhänger, die zumal in den südlichen Provinzen gefährlich werden konnten. Wo sie sich dort nur sehen ließen, war die sogenannte **jeunesse dorée** gleich bereit, mit ihnen handgemein zu werden. Niederlage oder Sieg der Einen oder der Andern hätte bedeutende Unannehmlichkeiten nach sich gezogen.

Bei Vertheilung der militärischen Oberbefehlshaberstellen wurden einige Veränderungen vorgenommen. General Moreau, äußerst aufgebracht gegen das Directorium, welches seine patriotische Aufopferung während des Feldzugs von 1799 so schlecht belohnt, hatte die Stelle eines Adjutanten beim General Bonaparte angenommen, um diesen bei Ausführung der Revolution vom 18. Brumaire zu unterstützen. An der Spitze von 300 Mann hatte er sich zur Rolle eines Wächters im Luxembourg erniedrigt, in welchem Palaste sich die Directoren verhaftet befanden, während in Saint-Cloud ihre Absetzung entschieden wurde. General Bonaparte, der dem Hochmuth und Groll Moreau's geschickt geschmeichelt und ihn dahin gebracht hatte, jene seltsame Rolle zu übernehmen, war ihm jetzt eine Entschädigung schuldig. Er vereinigte die beiden Armeen vom Rhein und von Helvetien in eine einzige und übertrug Moreau den Oberbefehl darüber. Es war dies die zahlreichste, die schönste Armee der Republik und man konnte sie in keine besseren Hände geben. General Moreau hatte im vorigen Feldzuge nicht eben groß geglänzt. Seine sehr wesentlichen Dienste, namentlich als er sich mit einer Handvoll Soldaten dem Siegeszuge Suwarow's entgegenwarf, waren immer keine Siege und wurden nicht nach ihrer eigentlichen Bedeutung gewürdigt. Um diese Zeit hatte die Schlacht bei Zürich Alles überstrahlt. Uebrigens hatte sich Moreau durch sein politisches Verhalten in der Sache des 18. Fructidor, als er Pichegru entweder zu früh oder zu spät anklagte, in der öffentlichen Meinung geschadet und sich den Ruf eines schwachen Charakters zugezogen, der seiner ganz unwürdig erscheine, sobald er das Schlacht-

feld verlassen habe. Bonaparte hob ihn also sehr, indem er ihm ein so wichtiges Commando anvertraute; außerdem aber war diese Anordnung sehr weise. Die Legionen vom Rhein und von Helvetien enthielten die glühendsten Republikaner der Armee und Viele, die neidisch auf den in Italien und in Aegypten erkämpften Ruhm hinblickten. Sie standen unter dem Befehle Masséna's, welcher den General Bonaparte nicht besonders liebte, obschon er sich vor dem Genie desselben beugte. Er schwankte im Bezug auf ihn zwischen Bewunderung und Mißstimmung. Man konnte bei Gelegenheit des 18. Brumaire irgend eine fatale Demonstration von ihm befürchten. Moreau's Wahl schnitt alle möglichen Manifestationen plötzlich ab und entzog einer mißvergnügten Armee einen übelgelaunten General. Aber auch in militärischer Beziehung war diese Wahl gut, denn die Armee vom Rhein und von Helvetien hatte die Bestimmung beim Wiederanfangen des Kriegs in Deutschland zu operiren, und keiner hatte diesen Theil des Kriegsschauplatzes so vorzüglich durchstudirt als Moreau.

Masséna wurde zur Armee von Italien geschickt, in Gegenden und unter Truppen, die ihm vollständig bekannt waren. Es war ehrenvoll für ihn, zum Wiedergutmachen der im Jahre 1799 begangenen Fehler und zur Fortsetzung der Thaten des Generals Bonaparte im Jahre 1796 auserwählt zu sein. Von einer Armee getrennt, in deren Mitte er eben Siege erfochten und sich Stützpunkte gebildet hatte, war er zu einer neuen Armee versetzt worden, der das Directorium verhaßt war und wo er nur Lobredner des 18. Brumaire finden konnte. Diese Wahl war, wie die vorhergehende, in militärischer Beziehung äußerst einsichtsvoll. Das apenninische Gebirge mußte den Oestreichern streitig gemacht werden, und in einem Kriege solcher Art, auf einem solchen Kriegsschauplatze suchte Masséna seines Gleichen.

Nachdem diese unerläßlichen Ernennungen vor sich gegangen waren, mußten sich die Consuln mit einer mindestens eben so dringenden Angelegenheit, mit den Finanzen, beschäftigen. Bevor sie von den Capitalisten Geld erhielten, mußten sie ihnen die Genugthuung geben, die fortschreitende Zwangsanleihe abzuschaffen, die nebst dem Gesetz über die Geißeln die allgemeine Verwünschung traf. Die Zwangsanleihe hatte, wie das Gesetz über die Geißeln, durchaus nicht alle die Leiden hervorgerufen, die man auf ihre Rechnung setzte. Allein diese beiden, in Bezug auf ihren Nutzen sehr geringfügigen Maßregeln lit-

ten in moralischer Hinsicht an dem Fehler, die verhaßtesten Erinnerungen aus der Schreckenszeit wieder hervorzurufen. Allgemein war man über ihre Verdammung einig. Selbst die Revolutionäre, die jene Gesetze in ihrem patriotischen Eifer vom Directorium verlangt hatten, erklärten sich mit einem bei Parteien sehr gewöhnlichen Widerspruch plötzlich gegen diese Maßregeln, sobald sie den schlechten Erfolg derselben erblickten.

Kaum hatte Gaudin sein Amt angetreten, so übergab er auf Befehl der Consuln den gesetzgebenden Commissionen einen Beschluß, der die Abschaffung der fortschreitenden Zwangsanleihe zum Zweck hatte. Diese Abschaffung fand unter allgemeinem Beifall statt. Man setzte an die Stelle der Zwangsanleihe einen Kriegsbeitrag, der in einer Erhöhung der ursprünglichen Grundsteuer, der Mobilien- und Personalsteuer um 25 Centimen bestand. Dieser Beitrag war, wie die übrigen Abgaben, in Münze oder in Papier jeder Art zahlbar; allein in Betracht der Dringlichkeit verlangte man, daß die Hälfte baar eingezahlt werde.

Der Kriegsbeitrag, den man an die Stelle der fortschreitenden Zwangsanleihe gesetzt hatte, konnte aber nicht unmittelbare Hülfe gewähren, denn er sollte nur nach den Listen der directen Steuern und mit diesen zugleich erhoben werden, die er thatsächlich nur um ein Viertel erhöhte. Der Staatsschatz brauchte jedoch so schnell als möglich einige Geldmittel für die laufenden Ausgaben und hauptsächlich für die Armeen. Auf Grund seiner neuen Maßregeln, die vorzüglich den großen Capitalisten gefallen sollten, erließ daher Gaudin eine Aufforderung an die ersten Bankiers der Hauptstadt und ersuchte sie um eine Unterstützung, deren Nothwendigkeit allen Denkenden einleuchtete. Bonaparte schritt persönlich bei ihnen ein und sofort wurde auch der Regierung eine Summe von 12 Millionen Franken in baarem Gelde geliehen, die von den ersten Einnahmen des Kriegsbeitrags zurückgezahlt werden sollte.

Diese Unterstützung war eine große Wohlthat und gereichte dem gesunden Urtheile der Bankiers in der Hauptstadt zur Ehre. Allein es war nur eine Hülfe für wenige Tage. Man brauchte anhaltendere Rettungsmittel.

Am Anfange dieses Buches haben wir bereits gesehen, wie die gleich beim Beginn der Revolution beschlossene Aufhebung der indi-

recten Steuern die Staatscasse auf die alleinige Einnahme der directen Abgaben beschränkt hatte; wie selbst diese Einnahme durch die verzögerte Anfertigung der Steuerlisten fast für Nichts gerechnet werden konnte; wie endlich, nachdem die Assignaten, das gewöhnliche Deckungsmittel aller Deficits, gänzlich verschwunden waren, die Zahlungen mit den verschiedenartigsten Papieren geleistet wurden, die, da sie keinen Zwangscours als Geld hatten, zwar den Privatverkehr nicht mehr, wie früher, behinderten, aber die Regierung ohne Hülfsquellen ließen und die gemeinste Agiotage hervorriefen. Man mußte aus dieser Lage herauskommen und die Steuererhebung neu organisiren, wenn man die Quellen der Staatseinkünfte und mit diesen die Quellen des Staatscredits wieder flüssig machen wollte.

In allen Ländern, wo Abgaben von Grundbesitz und von Personen entrichtet werden, was wir in Frankreich directe Abgaben nennen, bedarf man einer Liste der Grundbesitzungen mit Veranschlagung ihres Ertrags und eines Namenverzeichnisses der Personen mit Veranschlagung ihres Vermögens; diese Listen müssen alljährlich abgeändert werden nach Maßgabe der Uebertragung von Grundstücken aus einer Hand in die andere, nach Maßgabe der Geburten, der Sterbefälle und des Wohnungswechsels der Personen; man muß ferner alljährlich die ausgeschriebene Steuersumme auf die Grundbesitzungen und Personen vertheilen; endlich aber ist eine durchaus pünktliche und kluge Steuererhebung erforderlich: eine pünktliche, um das Eingehen der Abgaben zu sichern, eine kluge, um die Steuerpflichtigen zu schonen. Von alle diesem wußte man im Jahre VIII. (1799) nichts.

Der Cataster, ein Werk der letztverflossenen vierzig Jahre, war noch gar nicht angefangen. Es gab in einigen Gemeinden alte Flurbücher und ein allgemeines Verzeichniß der Grundbesitzungen, das unter der constituirenden Nationalversammlung angelegt war. Diese höchst unzuverlässigen Angaben waren jedoch benutzt worden. Allein das Geschäft, die Verzeichnisse der Grundstücke und der Personen nach den unaufhörlich wechselnden Veränderungen zu revidiren und die ausgeschriebene Steuersumme alljährlich auf sie zu vertheilen, dieses Geschäft, worin eigentlich die Anfertigung der Steuerlisten besteht, war den Gemeindeverwaltungen überlassen, deren Zerrüttung und Nachlässigkeit wir bereits kennen gelernt haben.

Die Steuererhebung befand sich in keiner kleinern Unordnung. Sie

wurde im Abstreich versteigert und denjenigen zugeschlagen, die sich mit den geringsten Kosten zu erheben erboten. Diese Mindestfordernden übergaben die erhobenen Gelder an Steueraufseher, die als Mittelspersonen zwischen ihnen und dem Generalsteuereinnehmer dienten. Die Einen wie die Andern standen im Debet. Die allerwärts vorherrschende Unordnung gestattete keine Ueberwachung. Außerdem gewährte die Nichtentwerfung der Steuerlisten ihnen allezeit eine scheinbare Entschuldigung für die Verzögerung der Zahlungen, und die Agiotage ein Mittel, sich durch Papiere, die keinen Werth mehr hatten, von ihrer Schuld zu befreien. Mit einem Worte, sie empfingen wenig, zahlten aber noch weniger.

Auf Gaudin's Gutachten trugen die Consuln kein Bedenken, auf gewisse Auskunftsmittel der alten Gewaltherrschaft, welche die Erfahrung als gut und brauchbar bewährt hatte, zurückzukommen. Nach dem verbesserten Muster der vormaligen Verwaltung, der Zwanzigstel, ernannten sie eine Verwaltung der directen Abgaben, gegen die man sich zeither, in dem unseligen Vorurtheil, den Localverwaltungen die Sorge der Selbstbesteuerung zu überlassen, gesträubt hatte. Ein Director und ein Inspector für jedes Departement, 840 Controleure, mehr oder minder zahlreich über die Arrondissements vertheilt, sollten selbst die Entwerfung der Steuerlisten übernehmen, d. h. das Verzeichniß der Grundstücke und Personen anfertigen, die im Laufe des Jahres eingetretenen Veränderungen aufnehmen und sie mit dem auf sie fallenden Steuerantheil belasten. Statt der 5000 Cantonscommissäre, die darauf beschränkt waren, bei den Gemeinden die Anfertigung der Steuerlisten zu betreiben, sollte es also 99 Directoren, 99 Inspectoren und 840 Controleure geben, die selbst diese Arbeit verrichten und dem Staate anstatt fünf nur drei Millionen kosten sollten. Man hoffte, daß diese neue Einrichtung binnen sechs Wochen vollständig organisirt und binnen zwei bis drei Monaten durch sie das noch rückständige Drittel der Steuerlisten für das Jahr VII (das vergangene Jahr), alle Steuerlisten für das Jahr VIII (das laufende Jahr) und endlich alle Steuerlisten für das Jahr IX (das künftige Jahr) entworfen sein würden.

Es war der Muth nöthig, einige Vorurtheile zu überwinden, und General Bonaparte war nicht der Mann, sich durch Vorurtheile aufhalten zu lassen. Die gesetzgebenden Commissionen nahmen in ihren ge-

heimen Sitzungen nach einigen Gegenbemerkungen den vorgelegten Plan an. Diejenigen Steuerpflichtigen, die Reclamationen zu erheben hätten, wurden sicher gestellt, was nachmals durch die Einrichtung der Präfecturräthe mit noch größerer Genauigkeit geschehen ist. So war die Grundlage jeder regelmäßigen Besteuerung wiederhergestellt.

Hierauf mußte die Erhebung und die Einzahlung der Gelder in die Staatscasse organisirt werden.

In Folge der vollkommenen Ordnung, welche das Kaiserthum und die folgenden Regierungen nach und nach in unsere Finanzen gebracht haben, erfolgt die Einnahme der Staatsgelder in der jetzigen Zeit mit einer Leichtigkeit und Regelmäßigkeit, die nichts zu wünschen übrig lassen. Einnehmer erheben Monat für Monat die directen Abgaben, d. h. die auf den Boden, die Gebäude und die Personen gelegten Steuern, zahlen sie dem in dem Hauptorte jedes Arrondissements angestellten Partialeinnehmer und dieser übergiebt sie dem im Hauptorte des Departements ansässigen Generaleinnehmer. Die Einnehmer der indirecten Steuern, welche aus den an der Grenze auf ausländische Waaren gelegten Zollgefällen, aus den auf Uebertragung des Grundeigenthums oder auf gerichtliche Documente gelegten Eintragungsgebühren und endlich aus den auf Consumtionsartikel aller Art, wie z. B. Getränke, Tabak, Salz rc. gelegten Gefällen bestehen, überliefern die eingehenden Summen, nach Verhältniß und Maßgabe der Einnahme, dem Partialeinnehmer und dieser ebenfalls dem Generaleinnehmer, dem eigentlichen Bankier des Staats, der die Verpflichtung hat, die Geldmittel zu sammeln und nach den von der Cassenverwaltung ihm zukommenden Befehlen zu verausgaben.

Die gleichmäßige Vertheilung der Staatslasten und der allgemeine Wohlstand haben heutzutage die Abtragung der Steuern so leicht gemacht; überdies ist das Rechnungswesen, das nur in der Aufzeichnung aller Einnahme und Ausgabe betreffenden Operationen besteht, so klar geworden, daß die Gelder am bestimmten Tage, ja oft noch früher, eintreffen und daß man außerdem genau den Augenblick ihres Ein- und Abgangs kennt. So ist es möglich geworden, ein System festzustellen, das auf die wirklichen Thatsachen nach Verhältniß ihres Eintretens begründet ist. Es liegt in der Natur der auf Grundbesitz und Personen gelegten directen Steuern, die eine Art von Rente bilden, daß sich sowohl ihr Betrag, als ihr Zahlungstermin im Vor-

aus bestimmen lassen. Man verlangt sie daher in Zwölfteln und monatlich. Alle Monate werden die Rechnungsbeamten dafür „debitirt", d. h. als Schuldner belastet. Allein man nimmt an, daß sie dieselben erst zwei bis drei Monate nach dem Fälligwerden des Zwölftels empfangen haben, um ihnen Schonung der Steuerpflichtigen möglich zu machen und sie gleichzeitig selbst zur Einforderung der Abgaben anzutreiben; denn, wenn sie diese vor dem Termin, wo sie die Auszahlung leisten müssen, einbekommen, so haben sie einen der Schnelligkeit des Erhebens angemessenen Zinsgenuß davon. Die Natur der indirecten Steuern, die nur nach Verhältniß der Einfuhr von ausländischen Waaren in Frankreich und nach Maßgabe des Wechsels von Grundbesitz oder der Consumtion aller Art erhoben werden, bringt es dagegen mit sich, daß sie nur unregelmäßig und nach dem Umsatz der Dinge, auf die sie gelegt sind, einkommen. Die Rechnungsbeamten werden dafür „debitirt", d. h. als Schuldner bestellt, in dem Augenblick, wo sie bei ihnen eingehen, nicht aber zwölftelweise und monatlich, wie bei den directen Abgaben. Der Generaleinnehmer wird alle zehn Tage für das, was während der letztvergangenen zehn Tage eingegangen ist, als Schuldner bestellt.

Sobald der Generaleinnehmer gleichviel für was für Steuern debitirt ist, zahlt er Zinsen für die ihm debitirten Summen bis zu dem Tage, wo er sie zur Bezahlung von Staatsausgaben hingiebt. Dagegen gewährt ihm der Staat seinerseits Zinsen von dem Tage an, wo er für Staatsrechnung irgend eine Summe, die er noch nicht schuldig ist, auszahlt. Später compensirt man die Zinsen, die der Generaleinnehmer für die über die gesetzliche Frist hinaus bei ihm liegen gebliebenen Summen schuldig ist, mit den Zinsen, welche die Staatscasse für die ihr vorgeschossenen Summen zu entrichten hat; auf diese Weise gehen die Zinsen nicht einen einzigen Tag für beide Theile verloren und der Generaleinnehmer ist der eigentliche Bankier, mit dem die Staatscasse laufende Rechnung hat, und der für die Regierung stets die Gelder in Bereitschaft halten muß, deren sie für die Staatsausgaben, in was für Beträgen es auch sei, benöthigt ist.

So ist das System, zu dem allmälig theils die Erfahrung, theils der steigende Wohlstand der Steuerpflichtigen bei Eincassirung der Staatsgelder geführt hat.

In der Zeit aber, deren Geschichte hier beschrieben wird, gingen

die Steuern schlecht ein und das Rechnungswesen stand noch auf einer geringen Stufe. Der Rechnungsbeamte, der nicht eingezahlt hatte, konnte sich auf die verspätete Anfertigung der Steuerlisten oder auf die Armuth der Steuerpflichtigen berufen; außerdem konnte er noch in Folge des Mangels an Klarheit in der Berechnung seine Einnahmen verhehlen. Die Regierung wußte nicht, wie heutigen Tages, was in den etlichen Tausenden großer oder kleiner Cassen, aus welchen die allgemeine Staatscasse besteht, alltäglich vorgeht.

Gaudin brachte beim General Bonaparte ein System in Vorschlag und zur Annahme, das großentheils aus der vorhergegangenen Königsregierung entlehnt, aber genial durchdacht war und uns, ohne daß wir es merkten, auf die jetzt bestehende Organisation geführt hat. Dieses System war das der Schuldscheine für die Generaleinnehmer (obligations des receveurs généraux). Diese Generaleinnehmer, die eigentlichen Bankiers der Staatscasse, wie wir sie schon genannt haben, mußten für den ganzen Betrag der directen Abgaben, d. h. für 300 von den 500 Millionen Franken, wie hoch sich damals das Staatsbudget belief, monatsweise fällige Schuldscheine ausstellen. Diese „Schuldscheine" waren zur Verfallzeit bei der Casse des Generaleinnehmers zahlbar. In Rücksicht auf die Verspätung des Steuerpflichtigen bei Bezahlung seiner Abgaben wurde festgesetzt, daß jedes Zwölftel ungefähr vier Monate nach der Verfallzeit abgetragen sei. Auf diese Weise mußten die Schuldscheine für das am 31. Januar zahlbare Zwölftel auf den 31. Mai als Verfalltag gestellt sein, so daß der Generaleinnehmer, mit einer Frist von vier Monaten, sowohl ein Mittel hatte, die Steuerpflichtigen zu schonen, als einen Beweggrund, die Steuern einzufordern; denn wenn er diese in zwei statt vier Monaten eintrieb, gewann er zwei Monate Zinsen.

Außer dem Vortheile, die Steuerpflichtigen zu schonen und die Rechnungsbeamten für die Eincassirung der Steuern zu interessiren, hat diese Verflechtung der Interessen den Vorzug, den Generaleinnehmern die Zahlungsverweigerung zu verwehren; denn die Staatscasse war in Besitz von Wechseln mit bestimmter Verfallzeit auf ihre Cassen, die sie, wollte sie sich keinem Proteste aussetzen, zu decken gezwungen war. Freilich war eine solche Einrichtung erst möglich, nachdem die Ausarbeitung der Steuerlisten und die Steuererhebung gesichert worden, da die Generaleinnehmer nicht pünctlich bezahlen

konnten, sobald die Gelder nicht pünktlich eingegangen waren. Da jenes aber auf die angeführte Weise geschehen war, so ließ das Schuldscheinsystem sich leicht einführen und gewährte außer den bereits erwähnten Vortheilen auch noch den, daß es die 300 Mill. Franken directer Abgaben gleich am ersten Tage des Jahres in sichern und leicht discontirbaren Wechseln der Staatscasse zur Verfügung stellte.

Um diesem Papiere Credit zu verschaffen, das den jetzt in Frankreich von den königlichen Bons (bons royaux) und in England von den Schatzkammer-Bons (exchequer-bills) geleisteten Dienst zu verrichten bestimmt war, erfand man die Amortisationscasse. Diese Casse, der alsbald alle die Staatsschuld betreffenden Attributionen beigelegt wurden, hatte im ersten Augenblick keinen andern Zweck, als die Schuldscheine der Generaleinnehmer in Cours zu erhalten. Es wurde folgendermaßen dabei verfahren: die Rechnungsbeamten stellten damals als Sicherheit für ihre Finanzoperationen, nur eine in liegenden Gründen bestehende Caution. Diese Art von Cautionen setzte aber den Staat, wenn er seinen Regreß daran nehmen mußte, den Schwierigkeiten einer Zwangsexpropriation aus und erfüllte den Zweck ihrer Einrichtung nicht zur Genüge. So kam man darauf, von den Rechnungsbeamten eine Caution in baarem Gelde zu verlangen. Diese hatten zu jener Zeit sämmtlich, in Folge der bei den Abgaben selbst eingeführten Agiotage, einen so beträchtlichen Gewinn, daß sie sich lieber einer solchen Bedingung unterwarfen, als ihre Stelle aufgaben.

Diese Cautionen sollten, in die Amortisationscasse gezahlt, zur Sicherstellung der Schuldscheine dienen. Jeder Schuldschein mußte zur Verfallzeit von der Casse des Generaleinnehmers oder in Ermangelung von der Amortisationscasse bezahlt werden, die in demselben Augenblicke den protestirten Wechsel von der Cautionsumme des Rechnungsbeamten decken sollte. Durch dieses Mittel kamen die Schuldscheine sofort an Sicherheit den besten Handelspapieren gleich. Allein dies war nicht der einzige Vortheil dieser Einrichtung. Wahrscheinlicherweise mußte ein kleiner Theil der Cautionen hinreichend sein, die Schuldscheine in Credit zu erhalten, da nur wenige Generaleinnehmer sich versucht fühlen konnten, ihre Papiere protestiren zu lassen; der Rest blieb also zur Verfügung der Staatscasse, die sich dafür durch Abtretung von liegenden Gründen oder Zinsen mit der Amortisationscasse berechnen konnte.

Durch diese Einrichtung erlangte man also den Vortheil, den Schuldscheinen einen gesicherten Cours zu geben und sich eine augenblicklich erreichbare Summe baaren Geldes zu verschaffen, was gerade zu dieser Zeit äußerst erwünscht war.

Dies war das Erhebungs- und Zahlungssystem, das die Staatscasse in kurzer Zeit wieder in Flor brachte. Es bestand, wie man gesehen hat, darin, die Steuerlisten pünktlich und schnell anzufertigen und einzucassiren, und ferner auf die Oberrechnungsbeamten für den ganzen Betrag der Steuern Wechsel zu ziehen, die vermöge der ausgesonnenen Mittel, daß die Generaleinnehmer selbst ihre Schuldscheine einlösen mußten oder die Amortisationscasse dieselben für sie bezahlen konnte, leicht discontirbar waren.

Wir haben nur von den directen Steuern gesprochen. Da die indirecten Abgaben weder regelmäßig noch bei Zwölfteln eingehen, so sollten die Generaleinnehmer nach erfolgtem Empfange, aber erst nachher, der Staatscasse Anweisungen auf Sicht auf ihre Casse einschicken, und diese Papiere waren erst dann disponibel, wenn der Rechnungsbeamte den Betrag dafür empfangen hatte. Dieser Theil der Verwaltung, der den Generaleinnehmern noch zu viele Geldmittel zur Benutzung überließ, ist später vervollkommt worden.

Bei der Einführung jedes neuen Systems giebt es Uebergangsverlegenheiten, die aus der Schwierigkeit entspringen, den derzeitigen Zustand der Dinge dem künftigen Zustande, den man herbeiführen will, anzupassen. So konnten die den Renteninhabern eingehändigten Rückstandszinsscheine (bons d'arrérage), dann die den Pächtern, von denen man an Ort und Stelle Lebensmittel entnommen hatte, eingehändigten Lieferungsbons (bons de réquisition) und endlich die einzelnen Lieferanten mit strafbarer Willkür ausgestellten Anweisungen (délégations) auf die der Staatscasse zufließenden Geldmittel alle Berechnungen zu Schanden machen. Man versuchte die verschiedenartigsten Mittel, um den Unannehmlichkeiten vorzubeugen, die daraus entsprangen, daß alle diese Papiere im Umlauf waren. Blos die den Renteninhabern eingehändigten Rückstandszinsscheine hatten die Vergünstigung, bei Bezahlung der Abgaben angenommen zu werden; allein man kannte den Betrag derselben für das laufende Jahr und verminderte um so viel die Summe der Schuldscheine, welche die Generaleinnehmer unterschreiben sollten.

Dagegen wurden die Lieferungsscheine und Anweisungen, Effecten, deren Ursprung verdächtig und deren Betrag unbekannt war, einer besondern Liquidation unterworfen. Man bezahlte sie viel später theils in Nationalgütern, theils in Effecten verschiedener Art und ziemlich billig.

Wenn man nun die Staatsgläubiger baar bezahlte, wie man es sich vorgenommen hatte, sobald nur das Eingehen der Steuern gesichert wäre, wenn man die Armeen selbst unterhielt und sie der Nothwendigkeit überhob, das Requisitionssystem wieder hervorzusuchen, wenn man endlich den Lieferanten beharrlich die mißbräuchlichen Anweisungen, die man ihnen früher auf die Staatscasse gegeben, verweigerte, so mußte die Quelle der Papiere versiegen und die Einnahmen alsbald wieder in baarem Gelde erfolgen.

Mit diesen zur Sicherung der Staatseinkünfte ersonnenen Mitteln verband man einige Maßregeln, die theilweise zu jeder Zeit durchaus billig und recht waren, theilweise aber noch Auskunftsmitteln glichen und nur durch die Nothwendigkeit entschuldigt werden konnten. Die Ankäufer von Nationalgütern machten es damals wie Jedermann, d. h. sie kümmerten sich nicht um die Gesetze und zahlten den Kaufpreis für die von ihnen erkauften Grundstücke nicht. Man machte sie verbindlich, ihn binnen einer Frist von vier Monaten bei Strafe der Nichtgültigkeit zu entrichten. Diese Verpflichtung bewirkte nothwendigerweise, daß ein großer Theil der in Umlauf gesetzten Papiere, die namentlich bei Bezahlung von Nationalgütern gültig waren, wieder einkam. Einige Classen der Ankäufer mußten einen Theil des Ankaufpreises in baarem Gelde entrichten. Man nöthigte sie, für diesen Betrag verkäufliche Verschreibungen auszustellen. Dies waren ganz gute und leicht zu verwerthende Papiere, denn die Aussteller derselben mußten, für den Fall, daß sie ihre Verschreibungen protestiren ließen, den Verlust ihrer Grundstücke befürchten.

Es gab noch für drei bis vierhundert Millionen unverkaufte Staatsdomänen. Dieser durchaus hypothetische, auf den Abschätzungen von 1790 beruhende Werth konnte sich verdoppeln, verdreifachen, ja noch bedeutender vermehren, sobald man bessere Zeiten abzuwarten im Stande war. Noch besser wäre es gewesen, sie gar nicht zu veräußern. Inzwischen zwang die Noth des Augenblicks zu einer neuen Veräußerung. Man beschloß, für eine Summe von 150 Millionen Fran-

ken Rescriptionen (rescriptions), welche den Kaufpreis der zu veräußernden Güter verträten, an Speculanten umzusetzen. Glücklicherweise kam aber nur ein sehr kleiner Theil dieser Rescriptionen in Umsatz.

Endlich fiel man noch darauf, das Capital gewisser dem Staate angehörigen Grundrenten, deren Ablösung den Rentenpflichtigen durch frühere Gesetze gestattet worden war, durch Documente ähnlicher Art darzustellen. Es war dies eine Aushülfe von beinahe 40 Millionen Franken. Die Rentenpflichtigen zahlten diese Renten nicht mehr, obgleich sie die Ablösung derselbeu noch nicht bewerkstelligt hatten. Es wurden Scheine in Umlauf gesetzt, die dieses Capital von 40 Millionen Franken repräsentirten und wie die Rescriptionen auf die Nationalgüter durch Geschäftsleute untergebracht werden sollten.

Diese Erschaffung künstlicher Werthe war das letzte Zugeständniß, was dem Drange der Noth gemacht wurde. An Speculanten veräußert, sollten sie bis zur Wiedererhebung der Finanzen, die von der pünktlichen Anfertigung der Steuerlisten und von dem Systeme der Schuldscheine für die Generaleinnehmer zu erwarten stand, einige Aushülfe gewähren. Uebrigens wurden diese Effecten, wie wir später sehen werden, mit großer Behutsamkeit ausgegeben und führten nicht jene gewöhnlichen Nachtheile herbei, die in Entwerthung und Verschleuderung der Hülfsquellen des Staates bestehen.

Wie zweckdienlich auch diese verschiedenen Pläne waren, so konnten sie doch nicht mehr Werth haben, als die Regierung selbst Werth hatte. Auf die vorausgesetzte Wiederkehr der Ordnung gegründet, mußten sie die Ergebnisse liefern, die man sich von ihnen versprach, wenn die Ordnung wirklich zurückkehrte; wenn die vollziehende Gewalt bei Ausführung ihrer Plane Nachdruck und Consequenz entwickelte; wenn sie die neue Verwaltung der directen Abgaben gut und schnell einrichtete; wenn sie mit ausdauernder Sorgfalt darauf sah, daß die Steuerlisten zur vorgeschriebenen Zeit angefertigt und zur Erhebung gebracht, daß die Schuldscheine für die Generaleinnehmer ausgestellt und zur Verfallzeit bezahlt, daß die Cautionen pünktlich geleistet und in einer zur Erhaltung des Credits der Schuldscheine hinreichenden Summe in die Amortisationscasse niedergelegt würden; wenn sie endlich für immer solche verderbliche Auskunftsmittel, wie z. B. Rückstandsscheine, Requisitionsscheine, Anweisungen, deren Abschaffung sie

sich vorgenommen hatte, aufgab. Wenn Alles dieses in's Werk gesetzt wurde, so war man sicher, die glücklichen Ergebnisse zu erlangen, die man von dem neuen Finanzsystem erwartete. Man konnte es sich von der Einsicht und Festigkeit des Generals Bonaparte versprechen. Er hatte alle diese Plane selbst erörtert und genehmigt, oft abgeändert und verbessert; er sah ihre Wichtigkeit und ihre Vorzüge ein und war auch fest entschlossen, auf ihre genaue Vollziehung zu halten. Kaum waren sie beschlossen, so wurden sie den gesetzgebenden Commissionen zugeschickt, von denen sie ohne irgend einen Zeitverlust in Gesetze verwandelt wurden. Eine Zeit von zwanzig Tagen genügte, sie zu entwerfen, abzufassen, ihnen Gesetzeskraft zu geben und ihre Ausführung zu beginnen. General Bonaparte arbeitete selbst wöchentlich mehrmals mit dem Finanzminister und ergriff dabei das beste Mittel, den unseligen Anweisungen ein Ende zu machen, die man oftmals dem Drängen oder den Bestechungen der Lieferanten zugestand. Jede Woche ließ er sich von den verschiedenen Ministern ein Verzeichniß ihrer nothwendigen Ausgaben vorlegen; dieses verglich er mit einem von der Staatscasse eingereichten Verzeichniß der wahrscheinlichen Einnahmen und vertheilte dann die wirklich vorhandenen Geldmittel nach Verhältniß des Bedarfs eines Jeden. Er verfügte also nur über das, was man gewiß war einzunehmen, und durch diese Festigkeit mußte der Hauptübelstand, der der Anweisungen, baldigst verschwinden.

Bis die Steuerlisten angelegt, zur Erhebung gebracht, in die Staatscasse eingezahlt und die Schuldscheine der Generaleinnehmer discontirt worden waren, hatte man, außer den zwölf Millionen, die einige Bankiers geliehen, zum nothwendigsten Behelf die Einzahlung der neuen Cautionen, die Verwerthung der neugeschaffenen Effecten bei den Geschäftsleuten und endlich die laufende Steuereinnahme, mit der man sich, so unvollkommen sie auch war, bis hierher beholfen hatte. Das Vertrauen, das man auf die provisorischen Consuln setzte, gewann die Geschäftsleute wieder und es gelang, die neuen Effecten, die noch vor einigen Tagen Niemand genommen hätte, bei ihnen anzubringen.

Mit diesen vereinigten Mitteln konnte man den nackten und ausgehungerten Truppen zu Hülfe kommen und ihnen die erste Linderung ihrer Leiden, deren sie dringend bedurften, verschaffen. Die Unordnung war so groß, daß es im Kriegsministerium nicht einmal Ver-

zeichnisse der Truppen, ihrer Stärke und ihrer Stellung gab. Das Artilleriebureau war das einzige, welches derartige Verzeichnisse über die Truppen seiner Waffe besaß. Da man aber die Armee weder nährte noch kleidete, da die Bataillone der in den Departements ausgehobenen und durch Lieferungsscheine (bons de fournitures) ausgerüsteten Conscribirten am häufigsten ohne Dazwischenkunft der Centralbehörde organisirt waren, so wußte diese letztere fast gar nichts von ihnen. General Bonaparte sah sich daher genöthigt, Offiziere vom Generalstabe an Ort und Stelle zu senden, um sich die ihm fehlenden Documente zu verschaffen. Gleichzeitig sandte er den verschiedenen Armeecorps einige Unterstützung, die jedoch in Verhältniß zu dem Umfange ihrer Bedürfnisse durchaus nicht ausreichend war. In jenem Tone, durch den er die Soldaten so mächtig für sich einzunehmen wußte, sprach er zu ihnen in einer Proclamation und beschwor sie, noch einige Tage Geduld zu haben und denselben Muth in Entbehrungen zu zeigen, den sie in Schlachten bewiesen.

„Soldaten," sprach er sie an, „eure Bedürfnisse sind groß; alle Maßregeln, sie zu befriedigen, sind getroffen. Standhaftigkeit in Ertragung von Strapazen und Entbehrung ist die erste Eigenschaft des Soldaten; Tapferkeit ist erst die zweite. Einige Corps haben ihre Stellung verlassen; sie waren taub für die Stimme ihrer Offiziere. Die 17. leichte Division gehört zu dieser Zahl. Sind sie denn alle gefallen, die Braven von Castiglione, von Rivoli, von Neumark? Sie wären eher gestorben, als ihren Fahnen untreu geworden; sie hätten ihre jungen Cameraden zur Ehre und zu ihrer Pflicht zurückgeführt. Soldaten! Eure Verpflegung werde nicht regelmäßig vertheilt, sagt ihr? Was würdet ihr gethan haben, wenn ihr, wie die 4. und 22. leichte, wie die 18. und 32. Liniendivision, ohne Brod und Wasser, von Pferde- und Maulthierfleisch lebend, euch mitten in der Wüste befunden hättet? „„Der Sieg wird uns Brod bringen!"" sagten die; und ihr, ihr verlaßt eure Fahnen!"

„Soldaten von Italien! ein neuer General befehligt euch; er war stets bei der Avantgarde an den schönsten Tagen eures Ruhms. Umgebt ihn mit eurem Vertrauen; er wird den Sieg in eure Reihen zurückführen."

„Ich werde mir täglich über das Betragen aller Corps Bericht erstatten lassen und namentlich über das des 17. leichten und des 63.

von der Linie; sie werden sich des Vertrauens wieder erinnern, das ich auf sie setzte."

Die Verwaltung der Finanzen wie der Armee war aber nicht der einzige Theil der Regierung, der die Aufmerksamkeit der neuen Consuln dringend in Anspruch nahm. Man mußte die grausamen, einer weisen und humanen Regierung unwürdigen Gesetze, welche die Gewaltsamkeit der Parteien der Schwäche des hinsterbenden Directoriums abgedrungen hatte, zurücknehmen und gleichzeitig die Ordnung aufrecht erhalten, die dort von den Vendéern unter den Waffen, hier durch die über die Revolution des 18. Brumaire erbitterten Republikaner bedroht war.

Die erste politische Maßregel der neuen Consuln bezog sich auf das Gesetz über die Geißeln. Dieses Gesetz machte die Verwandten der Vendéer und der Chouans für die in den empörten Provinzen verübten Handlungen verantwortlich und belegte die Einen mit Haft, die Andern mit Deportation. Es theilte mit dem Gesetz über die fortschreitende Zwangsanleihe, und zwar mit weit größerem Rechte, die öffentliche Mißbilligung. In der That gehört auch die blinde Leidenschaftlichkeit jener Tage dazu, daß man die Verwandten von Insurgenten für Handlungen verantwortlich zu machen wagte, die sie nicht begangen, wenn sie auch den Erfolg derselben gewünscht hätten. Die Consuln verfuhren mit diesem Gesetz, wie sie es mit dem Gesetz über die fortschreitende Zwangsanleihe gethan hatten; sie trugen bei den gesetzgebenden Commissionen auf die Zurücknahme desselben an, die auch sofort von diesen ausgesprochen wurde. Bonaparte ging selbst nach dem Gefängniß des Tempels, wo viele von diesen Geißeln verhaftet waren, um mit seinen ruhmvollen Händen ihre Fesseln zu lösen und die zahlreichen Segnungen entgegenzunehmen, zu denen die versöhnende Consulargewalt so unablässig als mit vollem Rechte begeisterte.

An diese Maßregel knüpften sich andere derselben Art, die der Politik der provisorischen Consuln einen ganz gleichen Charakter verliehen. Viele Priester waren während jener Zeit verfolgt worden, obschon sie den auf die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit vorgeschriebenen Eid geleistet hatten, welcher die Veranlassung zum Schisma wurde. Diese Priester, die man mit dem Namen „Vereidigte" bezeichnete, befanden sich zum Theil in Versteck oder auf der Flucht, zum Theil in Verhaft auf den Inseln Ré und Oleron. Die Consuln be-

fahlen die Entlassung der noch in Haft Befindlichen. Eine solche Maßregel mußte alle Priester, die in diese Classe gehörten und ihr Heil in der Flucht oder in der Verborgenheit gesucht hatten, nach Frankreich zurückführen oder eines Tags wieder zum Vorschein bringen.

Mehrere Emigranten, die in der Nähe von Calais Schiffbruch gelitten, waren seit einiger Zeit für die öffentliche Meinung ein Gegenstand lebhafter Theilnahme. Diese Unglücklichen, denen nur die Wahl zwischen dem Grausen eines Schiffbruchs und der Härte des Gesetzes über die Emigranten gelassen war, hatten sich ohne Bedenken an die Küsten Frankreichs geworfen, da sie nicht glauben konnten, daß ihr Vaterland gegen sie eben so grausam sein werde, als die Elemente. Die Anhänger der Gewaltmaßregeln behaupteten, — und die Sache war ziemlich ausgemacht — diese Emigranten wären auf dem Wege nach der Vendée gewesen, um daselbst an der Erneuerung des Bürgerkriegs Theil zu nehmen, und sie folgerten daraus, man müsse die derzeitigen Schreckensgesetze gegen die Emigration in Anwendung bringen. Allein zum Glück war die Menschlichkeit des Volkes erwacht und lehnte sich gegen diese Schlußfolgerung auf. Die Frage war mehrmals im entgegengesetzten Sinne entschieden worden. Die neuen Consuln ließen bestimmen, daß diese Emigranten in Freiheit gesetzt, aber aus dem Gebiete der Republik hinausgeschafft werden sollten. Es befanden sich unter ihnen mehrere Mitglieder der ersten Familie Frankreichs, und namentlich ein Herzog von Choiseul, den wir nachmals immer unter den unwandelbaren Freunden einer vernünftigen Freiheit gefunden haben, der einzigen, die von Ehrenmännern geliebt und vertheidigt werden kann.

Die eben genannten Maßregeln erhielten allgemeinen Beifall. Muß man nicht den Unterschied zwischen Regierung und Regierung bewundern?! Vom Directorium ausgegangen, würde man in diesen Maßregeln unwürdige Concessionen an die Emigrantenpartei erblickt haben; von der neuen Consularregierung ausgehend, an deren Spitze ein ruhmgekrönter General glänzte, dessen Erscheinung allerwärts den Gedanken an Kraft hervorrief, wurden diese Maßregeln als Zeichen einer kräftigen und gemäßigten Politik begrüßt. So wahr ist es, daß man mächtig sein muß, um mit Ehren und mit Erfolg gemäßigt sein zu dürfen.

In diesem ersten Augenblicke war die Politik der provisorischen

Consuln nur gegen die revolutionäre Partei nicht verständig. Mit dieser Partei hatte man noch in den jüngsten Tagen, am 18. und 19. Brumaire, zu kämpfen gehabt. Gegen sie war man natürlich aufgereizt und mißtrauisch, und inmitten dieser Maßregeln einer versöhnenden und ausgleichenden Politik erblickte man nur Härte gegen sie allein. Die Kunde vom 18. Brumaire hatte die Patrioten in Südfrankreich gewaltig aufgeregt. Die mit dem in Paris bestehenden Stammvereine der „Reitbahn" affiliirten Zweigvereine waren doppelt erbittert. Man verkündigte, daß die Deputirten, die durch das Gesetz vom 19. Brumaire ihres Ranges als Mitglieder des gesetzgebenden Körpers beraubt worden wären, in Toulouse zusammenkommen würden, um dort wieder eine Art von Directorium einzusetzen. Da aber General Bonaparte jetzt Regierung und Armee in seiner Gewalt hatte, so fürchtete er nichts mehr. Er hatte am 13. Vendémiaire gezeigt, wie er Insurrectionen zu unterdrücken wisse, und so war er durchaus nicht darüber besorgt, was einige überspannte Patrioten ohne Soldaten unternehmen konnten. Allein seine Collegen Sieyès und Roger-Ducos theilten seine Zuversicht nicht. Zu ihnen hielten mehrere Minister und man redete nun dem General Bonaparte ein, daß Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden müßten. Da er außerdem, seinem Charakter nach, zu energischen Maßregeln geneigt, obwohl durch Politik zur Mäßigung bewogen war, so willigte er ein, daß über 38 Mitglieder der revolutionären Partei Deportation und über 18 andere Gefangenhaltung in Rochelle verhängt wurde. Unter dieser Zahl befanden sich Nichtswürdige, namentlich Einer, der sich der Mörder der Prinzessin von Lamballe zu sein rühmte; allein es gab auch Ehrenmänner darunter, Mitglieder beider Räthe und besonders eine berühmte und ehrwürdige Persönlichkeit, der General Jourdan. Sein öffentlicher Widerstand gegen den 18. Brumaire hatte für den Augenblick einige Besorgnisse hervorgerufen. Einen solchen Mann auf eine solche Liste zu setzen, war ein Fehler im Fehler.

Die öffentliche Meinung nahm diese Maßregel mit Kälte, ja fast mit Tadel auf, obschon sie gegen die Revolutionäre eingenommen war. Man fürchtete die Strenge und die Reaction in dem Grade, daß man nichts mehr davon wissen wollte, nicht einmal gegen diejenigen, die sich in dieser Art Alles erlaubt hatten. Von allen Seiten und zum Theil von Hochgestellten liefen zu Gunsten einzelner auf dieser Pro-

scriptionsliste gesetzten Namen Gegenvorstellungen ein. Das Cassationstribunal reclamirte für eins seiner Mitglieder, Namens Xavier Audouin, der gar nicht verdiente, daß man seinetwegen solche Vorsichtsmaßregeln ergriff. Talleyrand, der von Charakter immer zur Milde geneigt und bei den Schritten, die er unternahm, immer gewandt war — Talleyrand, den die revolutionäre Partei durch den Widerwillen gegen ihn vom Ministerium des Auswärtigen fern zu halten beitrug, hatte Einsicht genug, zu Gunsten eines gewissen Jorry zu reclamiren, von dem er öffentlich beleidigt worden war. Er reclamire, sagte er, aus Furcht, daß man die Einschreibung dieses gemeinen Beleidigers auf die neue Proscriptionsliste seiner Rache zuschreiben möchte. Sein veröffentlichtes Schreiben gereichte ihm zur Ehre und rettete seinen Empfohlenen. Ein öffentlicher Wehschrei gleichsam veranlaßte es, daß auch General Jourdan von der Liste gestrichen wurde. Zum großen Glücke erlaubte die schnelle und günstige Wendung der Ereignisse die Widerrufung dieser Maßregel, die nur ein zufälliger Fehltritt in einem sonst festen und geraden Gange war.

General Bonaparte hatte seinen Adjutanten, den treuergebenen General Lannes, nach Toulouse gesandt. Bei dem bloßen Erscheinen dieses Offiziers verschwanden schon alle Widerstandsversuche. In der Stadt Toulouse herrschte wieder Ruhe und in sämmtlichen Städten des Südens wurden die Zweigvereine des Reitbahnclubbs geschlossen. Die exaltirten Revolutionäre sahen bald ein, daß die Meinung ihnen nicht mehr günstig sei, und sich vielmehr gegen sie wendete; auch gewahrten sie einen Mann an der Spitze der Regierung, dem Keiner widerstehen zu können hoffte. Die Vernünftigeren konnten überdies nicht vergessen, daß dies derselbe Mann war, der am 13. Vendémiaire die gegen den Convent aufgestandenen royalistischen Haufen der pariser Sectionen auseinander gesprengt und der unter dem Directorium der Regierung kräftigen Beistand geleistet und ihr dadurch zur Ausführung des 18. Fructidor die Mittel in die Hand gegeben habe. Sie unterwarfen sich daher, die Heftigsten mit einem bald erstickten Schrei des Ingrimms, die Uebrigen in der Hoffnung, daß unter der Militärherrschaft des neuen Cromwell, wie sie ihn damals nannten, die Revolution und Frankreich wenigstens nicht zum Vortheil der Bourbonen, der Engländer, Oestreicher und Russen besiegt würden.

Eine einzige Handlung des Widerstandes, nicht durch Gewalt als

vielmehr durch gesetzliche Mittel, wurde dem 18. Brumaire entgegengesetzt. Der Präsident des Criminaltribunals von der Yonne, ein gewisser Barnabé, erneuerte das Beispiel der alten Parlamente und weigerte sich, das Gesetz vom 19. Brumaire, wodurch die provisorische Regierung eingesetzt wurde, einzuregistriren. Diese Magistratsperson wurde von den gesetzgebenden Commissionen zur Rechenschaft gezogen, der Pflichtverletzung angeklagt, vom Amte suspendirt und seiner Richterstelle entsetzt. Er unterwarf sich übrigens seiner Verurtheilung mit Ergebung und Würde.

Die schnelle Beendigung dieser Widerstandsversuche gestattete der Regierung eine Maßregel zurückzunehmen, welche mit ihrer weisen Politik in Widerspruch stand. Auf einen Bericht des Justizministers Cambacérès, der dahin lautete, daß die Ordnung in den Departements wiederhergestellt sei und daß die Gesetze allerwärts ohne Widerstand vollzogen würden, wurde die gegen 38 Personen verfügte Deportation und die gegen 18 Andere verhängte Haft zu Rochelle in einfache Polizeiüberwachung umgewandelt. Auch diese Ueberwachung wurde bald wieder aufgehoben.

Die genannte Reactionsmaßregel war bald durch eine Reihe einsichtsvoller, tüchtiger und kräftiger Acte, wodurch sich die neue Regierung auszeichnete, verdrängt. Jetzt hatte die Vendée die ganze Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen. Gegen das Ende des Directoriums war hier eine neue Schilderhebung versucht worden. Allein das Emporsteigen des Generals Bonaparte änderte vollständig die Lage der Sache und die Stimmung der Gemüther in allen Theilen der Republik. Die Häupter der neuen royalistischen Insurrection waren ebenso durch die letzte Strenge des Directoriums als durch die Hoffnung auf einen baldigen Sturz dieser Regierung zur Ergreifung der Waffen bewogen worden. Allein die Widerrufung des Gesetzes über die Geißeln, die Loslassung der Priester, die Begnadigung der schiffbrüchigen Emigranten, denen man die Todesstrafe erlassen, stimmten einestheils die Gemüther zur Versöhnung, während andrerseits General Bonaparte im Besitze der Staatsgewalt alle Hoffnung, die aus der Revolution hervorgegangene Ordnung der Dinge aufgelöst zu sehen, zu nichte machte. Der 18. Brumaire hatte also in der Vendée, wie anderwärts, einen Umschwung der Ideen und ganz neue Stimmungen hervorgerufen.

Die Häupter der Royalisten, von denen einige in der Vendée kämpften, andere sich in Paris mit politischen Intriguen beschäftigten, waren, wie alle Parteien, die eine Regierung stürzen wollen, in einer fortwährenden geistigen Aufregung und forschten unablässig nach neuen Combinationen, um ihrer Sache den Sieg zu verschaffen; so dachten sie sich auch aus, es könne möglicherweise ein Mittel geben, sich mit dem General Bonaparte zu verständigen. Ein so hervorragender Charakter, meinten sie, könne keinen besonderen Geschmack daran finden, einige Tage auf der wechselvollen Bühne der französischen Revolution zu figuriren, um nachher, wie seine Vorgänger, in dem vor seinen Füßen gähnenden Abgrunde zu verschwinden, sondern er werde es weit vorziehen, in einer ruhigen und regelmäßig geordneten Monarchie Platz zu nehmen, deren Zierde und Stütze er sein würde. Kurz sie waren leichtgläubig genug, zu hoffen, daß die Rolle Monk's einem Manne behagen könne, der selbst die eines Cromwell nicht groß genug für sich fand. Sie benutzten die Vermittlung eines jener Gesandten der auswärtigen Diplomatie, die unter dem Vorwande, das Land, in dem sie beglaubigt sind, studiren zu wollen, bei allen Parteiumtrieben die Hand im Spiele haben; durch ihn ließen sie sich beim General Bonaparte einführen. Unter den Royalisten waren es die Herren Hyde von Neuville und von Andigné, welche diesen Auftrag übernahmen.

Es bedarf keiner weitern Auseinandersetzung, in wie weit diese Art der Beurtheilung des Generals Bonaparte irrig war. Dieser außerordentliche Mann, jetzt seiner Kraft und seiner Größe sich bewußt, wollte keiner Partei dienstbar werden. Liebte er auch nicht die Unordnung, so liebte er doch die Revolution; glaubte er auch nicht an den ganzen Umfang der Freiheit, den sie versprochen, so wollte er doch vollständig diese sociale Reform, deren Vollführung ihr Zweck war. Er wünschte also den Triumph dieser Revolution; er sehnte sich nach dem Ruhm, sie zu beenden, sie in einen ruhigen und geordneten Zustand der Dinge auslaufen zu lassen, er wünschte Herr darüber zu bleiben, unter was für Titel oder Regierungsform es auch sei; aber das Werkzeug irgend einer andern Macht, als der Macht der Vorsehung zu werden — um darein zu willigen, hatte er bereits zu großen Ruhm und fühlte zu sehr seine Kraft!

Er empfing daher die Herren Hyde von Neuville und von Andigné, hörte ihre mehr oder minder klaren Andeutungen an und er-

klärte ihnen offen seine Absichten, die darin beständen, den Verfolgungen ein Ende zu machen, alle Parteien der Regierung zu nähern, aber keine andere darunter siegen zu lassen, als die Partei der Revolution selbst, der Revolution in ihrem besten Sinne genommen. Er zeigte ihnen seinen festen Entschluß, mit den Häuptern der Vendée auf billige Bedingungen zu unterhandeln oder sie bis auf den letzten Mann auszurotten. Diese Zusammenkunft führte also zu nichts, als daß die royalistische Partei den General Bonaparte besser kennen lernte.

Während diese Verbindungen zwischen dem General Bonaparte und einigen Freunden der Bourbonen in Paris angeknüpft wurden, wurden andere in der Vendée selbst zwischen den Häuptern des Aufstandes und den Generalen der Republik begonnen. Am Ende des Directoriums, als man nicht mehr wußte, wem man gehorchen sollte, schlich sich bei der Armee, die die Vendée bewachte, eine Art von Schlaffheit, die an Treulosigkeit grenzte, ein und mehr als ein Offizier hatte in Zweifeln über die lange Dauer der Republik seine Blicke bereits auf die royalistische Partei geworfen. Nachdem beim Emporsteigen des Generals Bonaparte Alles sich verändert hatte, waren diese Verbindungen, die gefährlich zu werden drohten, im Gegentheil nützlich geworden und die Unterhandlungen nahmen eine andere Richtung an. Die royalistischen Häupter, welche die Offiziere der republikanischen Armee an sich gelockt hatten, wurden nun ihrerseits von eben diesen Offizieren für die Regierung der Republik gewonnen. Man zeigte ihnen, wie wenig Hoffnung sei, den Besieger Italiens und Aegyptens zu überwältigen, stellte ihnen in Aussicht, bei ihm eine milde und versöhnende Herrschaft zu finden, wodurch die Lage aller Parteien ruhig und erträglich gemacht würde. Diese Sprache blieb nicht ohne Erfolg. An der Spitze der Westarmee stand in diesem Augenblicke ein verständiger, versöhnlicher und treuer General, den General Hoche bei der ersten Beruhigung der Vendée mehrfach verwendet hatte, nämlich General Hédouville. Derselbe faßte alle Fäden zusammen und erbot sich, sie den Händen des neuen Consuls zu überliefern.

Dieser ergriff sie sogleich und befahl dem General Hédouville, mit den Häuptern der Vendéer in Unterhandlung zu treten. Diese Häupter zeigten sich auch im ersten Schrecken, daß General Bonaparte im Besitz der Gewalt sei, zu einem Uebereinkommen geneigt. Es

war schwierig, sogleich eine Capitulation zu unterzeichnen und über die Bestimmungen dieser Capitulation sich zu vereinigen; ein Waffenstillstand aber bot nicht die nämlichen Schwierigkeiten dar. Man war erbötig, einen solchen auf der Stelle zu unterzeichnen. Die Regierung nahm ihn an und wenige Tage nachher unterzeichneten die Herren von Châtillon, von Autichamp und von Bourmont einen Waffenstillstand für die Vendée und einen Theil der Bretagne. Man kam überein, sich an Georges Cadoudal und Herrn von Frotté zu wenden und ihnen den Vorschlag zu machen, einen gleichen Waffenstillstand im Morbihan und in der Normandie einzugehen.

Diese Maßregel der neuen Regierung hatte nicht auf sich warten lassen, denn zu Anfange des Frimaire, zwanzig Tage nach dem Amtsantritt der provisorischen Consuln, war sie vollendet. Sie rief eine allgemeine Zufriedenheit hervor und ließ die Beruhigung der Vendéer schon näher erscheinen, als sie es sein konnte.

Einige Gerüchte gleicher Art in Bezug auf die fremden Mächte ließen von dem glücklichen Stern des Generals Bonaparte auch eine baldige Wiederherstellung des europäischen Friedens erwarten.

Wie bereits zu Anfange dieses Buches gesagt worden ist, so befanden sich Preußen und Spanien allein mit Frankreich in Frieden, ersteres zeigte sich stets kalt, während das zweite sich durch die Gemeinsamkeit der Interessen mit uns stets in Verlegenheit zu befinden schien. Rußland, Oestreich, England und alle kleinen Mächte in Italien wie in Deutschland unterhielten einen heftigen Kampf gegen die französische Republik. England, für das der Krieg nur eine finanzielle Frage war, hatte für sich dieselbe durch Einführung der Incometax gelöst, die bereits reichliche Einkünfte gewährte. Es wollte daher die Feindseligkeiten fortsetzen, um Zeit zu haben, Malta, das von ihm blokirt wurde, einzunehmen und die französische Armee in Aegypten ebenfalls durch eine Blokade zu bezwingen. Oestreich wollte, im Besitz von ganz Italien, lieber Alles auf's Spiel setzen, als diese Eroberung wieder herausgeben. Allein der abenteuerliche Paul I., der sich in einem Anfalle seiner tollen Begeisterung in diesen Krieg hineingeworfen hatte, erfuhr so eben bei Zürich eine Demüthigung seiner Waffen und war deßhalb äußerst unwillig gegen alle Welt, hauptsächlich aber gegen Oestreich. Man hatte ihm eingeredet, daß dieses letztere einzig und allein an diesem Unfalle Schuld sei, denn

die Soldaten desselben, die vermöge einer verabredeten Bewegung an den Rhein rücken und die Schweiz den Russen einräumen sollten, hätten die Stellung bei Zürich zu früh verlassen und Korsakoff allein den Schlägen Masséna's ausgesetzt, der nach Besiegung Korsakoff's leicht mit Suwarow fertig werden konnte. Paul I. erblickte darin die Handlung eines schlechten Bundesgenossen, vielleicht gar einen Verrath. Der einmal gefaßte Argwohn ließ ihm Alles in einem üblen Lichte erscheinen. Er habe nur die Waffen ergriffen, sagte er, um die Schwachen gegen die Bedrückung der Starken zu schützen und die Fürsten wieder auf die Throne einzusetzen, von welchen sie die französische Republik herabgestürzt habe. Nun hatte aber Oestreich in Italien allerwärts sein eigenes Banner aufgepflanzt und keinen der entthronten Fürsten nach diesem Lande zurückberufen. Dies erregte in ihm den Glauben, daß er, der aus reiner Großmuth gehandelt habe, von Bundesgenossen, die nur für ihren Eigennutz kämpften, bethört worden sei. Bis zum äußersten Grade wankelmüthig gab er sich dieser neuen Ansicht mit derselben Leidenschaftlichkeit hin, die er früher für die entgegengesetzte Ansicht bewiesen hatte. Ein letzter Umstand erbitterte ihn auf's Allerhöchste, daß nämlich in Ancona die russische Flagge abgerissen und an ihrer Stelle die östreichische aufgepflanzt worden war. Dies Unrecht ging dort von einem untergeordneten Offizier aus; wer es aber auch begangen, man hatte es äußerst schmerzlich empfunden.

Die Stimmungen der absoluten Fürsten kommen, ungeachtet ihrer Ansprüche auf Heimlichkeit, eben so schnell an den Tag, wie die Stimmungen freier Völker; die einen besitzen in der That so wenig Selbstbeherrschung wie die andern. Das neue Ereigniß der Schlacht bei Zürich begann durch ganz Europa bekannt zu werden und das war keineswegs der geringste Vortheil, der uns aus dieser Schlacht erwuchs.

Oestreich und England hatten auf diese Kunde ihre Bemühungen bei Paul I. verdoppelt. Man hatte Suwarow den Unbezwinglichen (wie man ihn nannte, bevor er mit Masséna zusammengetroffen) mit Auszeichnungen aller Art überhäuft. Allein man hatte ebenso wenig wie den Groll des Czaren den Schmerz des russischen Generals gestillt. Ein ganz neuer Schritt Paul's I. ließ vorzüglich befürchten, daß er demnächst die Coalition verlassen würde.

In seinem ersten Feuereifer für die Coalition hatte er an Spa-

nien den Krieg erklärt, weil dieses mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machte, und eben war er im Begriff gewesen, auch Schweden, Dänemark und Preußen den Krieg zu erklären, weil diese Mächte neutral bleiben wollten. Mit Preußen hatte er alle Verbindungen abgebrochen. Seit den letzten Ereignissen schien er gegen die Höfe gelindere Saiten aufzuziehen, über die er anfangs so erbittert gewesen, und namentlich hatte er einen Diplomaten, der sein Vertrauen genoß, den Herrn von Krüdener, nach Berlin gesendet, wohin sich dieser als einfacher Reisender, aber mit dem geheimen Auftrage, die Verbindungen zwischen den beiden Höfen von Preußen und Rußland wiederanzuknüpfen, begeben sollte.

Damals hatten wir in Berlin einen umsichtigen und geschickten Agenten, Herrn Otto, dessen Name in späterer Zeit mit den wichtigsten Verhandlungen jener Tage verknüpft wurde. Er hatte die Regierung von der neuen Lage der Dinge in Kenntniß gesetzt. Auch war es wirklich augenscheinlich, daß der Schlüssel für die Verhältnisse in Berlin sei, sobald man sich mehr zum Frieden als zum Kriege hinneigte. Spanien, durch seine geographische Lage an's äußerste Ende Europa's und durch die Schwäche seiner Regierung an das äußerste Ende der Politik verschlagen, — Spanien konnte von gar keinem Nutzen sein. Preußen aber, das mitten unter den kriegführenden Mächten lag, trotz des inständigsten Andringens dieser Mächte neutral geblieben war, Preußen, das anfangs im ersten Eifer der Coalition bei allen Cabinetten übel angeschrieben gewesen, seitdem man aber ruhiger geworden, besser beurtheilt wurde — Preußen wurde jetzt ein Hauptpunkt des Einflusses, besonders seitdem Rußland sich ihm wieder anzuschließen schien. Was man als Kleinmüthigkeit bei ihm bezeichnet hatte, begann jetzt für Weisheit zu gelten. Wenn dieser Hof die Rolle, die ihm von den Ereignissen zuertheilt schien, mit Kraft übernahm, konnte er das Bindeglied zwischen Frankreich und Europa werden, konnte er sogar seine Vermittlung aufnöthigen, jene später so oft und vortheilhaft angewendete Weise, zwischen ermüdeten Gegnern zur gehörigen Zeit einzuschreiten, um alle Früchte eines Kriegs, den man nicht geführt, und eines Friedens, den man vorgeschrieben hatte, zu ernten. Hätte Preußen dies zu thun gewagt, so würde es seit den Tagen Friedrich's des Großen keine schönere Rolle gespielt haben.

Um diese Zeit saß auf dem preußischen Throne ein junger, ehren=

hafter, von den besten Absichten beseelter König, mit entschiedener Vorliebe für den Frieden, der noch immer bedauerte, daß sein Vater den Fehler begangen habe, den von dem großen Friedrich erworbenen Waffenruhm und Staatsschatz in einem thörichten Kriege gegen die Republik zu vergeuden. Mit der französischen Republik jetzt wieder in friedliche Verhältnisse getreten, benutzte er dies, um durch Ersparnisse den von seinem Großonkel hinterlassenen und von seinem Vater verschleuderten Staatsschatz wieder in Flor zu bringen. Diesem Könige stand ein geistreicher, gewandter Minister, von Haugwitz, zur Seite, der das Talent, Schwierigkeiten zu umgehen, im höchsten Grade besaß, wie sein Gebieter ein Anhänger der Friedenspolitik, aber ehrgeiziger als dieser war, und von der Ansicht ausging, daß durch eine wohl geleitete Neutralität weit umfassendere Vergrößerungen, als selbst durch einen Krieg für Preußen zu erlangen wären. Damals konnte dieses wirklich wahr sein. Er drang daher in seinen König, die Rolle des Vermittlers und Friedensstifters auf dem Festlande thätig zu übernehmen. Diese Rolle war ohne Zweifel sehr bedeutend für den jungen, schüchternen Friedrich Wilhelm, allein dieser Fürst konnte sie in größerem oder kleinerem Umfange ausfüllen und wenn nicht das Ganze, doch einen Theil davon übernehmen.

General Bonaparte hatte dies Alles erkannt und wendete sogleich die größte Sorgfalt an, den preußischen Hof zu schmeicheln. Früher hatte er es bequem gefunden, Mitglied des französischen „Instituts" (der Akademie) zu sein, um gewissen Feierlichkeiten, bei denen er politisch nicht aufzutreten wünschte, nur unter diesem Titel beizuwohnen, namentlich den am 21. Januar gefeierten Festlichkeiten von Ludwig's XVI. Todestage; jetzt fand er es bequem, General zu sein und Adjutanten zu haben, die er nach Gutdünken versenden konnte. Er kam auf den Gedanken, dem Beispiel der Fürsten zu folgen, die, wenn sie den Thron besteigen, dieses Ereigniß durch Absendung von Großwürdenträgern ankündigen lassen. Er that wirklich ein Gleiches, obschon minder auffällig, indem er einen seiner Adjutanten nach Berlin abschickte, was ein durchaus militärisches Staatsoberhaupt sich gewiß erlauben konnte, ohne daß er seine Rolle zu überschreiten schien. Unter denen, die ihm als Adjutanten dienten, fand sich einer, der verständig, verschwiegen, umsichtig, mit einem einnehmenden Aeußern eine ausgezeichnete Haltung verband — Duroc nämlich, der mit sei-

nem General aus Aegypten zurückgekehrt war und auf seiner Stirn einen Abglanz vom Ruhme der Pyramiden trug. Der neue Consul befahl ihm, sich sogleich nach Berlin zu begeben, dem Könige und der Königin von Preußen seine Verehrung zu bezeigen, als einzig in einer Sache der Artigkeit und Ehrerbietung entsendet aufzutreten, aber die Gelegenheit wahrzunehmen, um die letzte Revolution, die in Frankreich stattgefunden, zu erklären, um sie als eine Umkehr zur Ordnung, zu allen heilsamen Gebräuchen und insbesondere zu den Ideen des Friedens darzustellen. Duroc sollte dem jungen Könige schmeicheln und ihm merken lassen, daß man ihn, falls er es wünsche, gern zum Schiedrichter beim künftigen Friedenswerke machen werde. Gestützt auf die Siege am Texel und bei Zürich, wie auf alle diejenigen, welche der Name des Generals Bonaparte in der Zukunft verbürgte, konnte die Republik, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, mit dem Oelzweige des Friedens in der Hand auftreten.

Während General Bonaparte Duroc nach Berlin absandte, traf er im Namen der provisorischen Consuln verschiedene Maßregeln, die auswärts von gleicher Bedeutsamkeit sein mußten. Zunächst berief er Talleyrand, nachdem er dessen Eintritt in's Ministerium des Auswärtigen eine Zeitlang verschoben hatte, jetzt endlich in dieses Amt. Unmöglich hätte man Jemanden finden können, der versöhnender gewesen wäre, geneigter, mit Europa zu unterhandeln, geschickter, Europa zu gefallen, ihm selbst zu schmeicheln, ohne das französische Cabinet von seinem hohen Standpunkte herabsteigen zu lassen. Wir werden noch später Gelegenheit haben, diesen ausgezeichneten und bedeutenden Charakter zu schildern; für jetzt genügt es zu erwähnen, daß die Wahl dieses Mannes allein schon klar bewies, man gehe, ohne aus der Energie in Schwäche zu gerathen, von der Politik der Leidenschaft zur Politik der Berechnung über. Sogar die ausgesuchte Eleganz der Lebensweise, die Talleyrand eigenthümlich war, bildete einen Vortheil für die neue Haltung, die man den Fremdmächten gegenüber einnehmen wollte.

General Bonaparte nahm noch einige diplomatische Ernennungen vor, denen dieselbe Ansicht zu Grunde lag. Obgleich der Geschäftsträger in Berlin, Otto, seitdem Sieyès diesen Posten verlassen hatte, ein ausgezeichneter Agent war, so war er doch nur ein einfacher Geschäftsträger. Man gab ihm eine andere Bestimmung, in welcher er

sich bald sehr nützlich zu machen wußte, und ernannte zum Gesandten in Berlin den General Beurnonville, einen alten Freund Lafayette's, der lange Zeit in Oestreich in Haft gewesen war und zu den Mitgliedern der Minorität des französischen Adels gehörte, die sich im Jahre 1789 aufrichtig der Sache der Revolution anschlossen. General Beurnonville war ein geradsinniger Soldat, loyal, offen, gemäßigt in seinen Ansichten und durchaus geeignet, die neue Regierung gut zu vertreten. Gegen Oestreich, dessen Gefangener er längere Zeit gewesen, hegte er einen Haß, der in Berlin ganz passend war, da man in Betreff dieser Macht beinahe noch dieselben Gefühle theilte, wie zur Zeit Friedrich's des Großen.

In Madrid hatten wir als Repräsentanten einen alten Demagogen, der ohne allen Einfluß war und in der diplomatischen Laufbahn, wohin er zufällig durch die Ereignisse verschlagen worden, nicht den geringsten Namen zurückgelassen hat. Man ernannte an seine Stelle ein Mitglied der constituirenden Nationalversammlung, einen verständigen, geistreichen, wohlunterrichteten Mann, der in der Diplomatie jener Tage mit Ehren auftrat, nämlich Herrn Alquier. Nach Kopenhagen endlich, wo die von England offen verletzten Grundsätze der Flaggenneutralität Gesinnungen zu unsern Gunsten erwecken konnten, deren sorgfältige Bewahrung von Vortheil war, sandte man Bourgoing an die Stelle eines gewissen Grouvelle, einer Kreatur des Directoriums. Diese sämmtlichen Wahlen waren vortrefflich und vollkommen geeignet, den Geist der Klugheit und Mäßigung zu beurkunden, der in den Verhältnissen Frankreichs zu den auswärtigen Mächten vorzuwalten begann.

An diese Wahlen wollten die Consuln einige Maßregeln anreihen, die zur Beantwortung eines an den europäischen Höfen sehr verbreiteten Vorwurfs dienen konnten, der Behauptung nämlich, daß die französische Republik unablässig das Völkerrecht oder die mit ihr abgeschlossenen Verträge verletze. Sicherlich hatte sie Völkerrecht und Verträge weniger verletzt, als Oestreich, England und alle mit uns in Krieg befindlichen Höfe; allein es war einmal Mode geworden, die Behauptung aufzustellen, man könne keine Beziehungen mit einer beweglichen, leidenschaftlichen Regierung unterhalten, welche stets von Neulingen repräsentirt werde, die sich nie durch die von ihnen übernommenen Verpflichtungen oder durch die Satzungen des europäischen Völkerrechts gebunden glaubten. Dieser Vorwurf konnte mit mehr

Grund den europäischen Cabinetten zurückgegeben werden, die es noch schlimmer gemacht hatten, ohne weder die revolutionären Leidenschaften noch die fortwährenden Regierungswechsel als Entschuldigung für sich anführen zu können. Um aber einen bessern Begriff von der Politik der Consuln zu geben, übte General Bonaparte zuerst einen Act der Gerechtigkeit gegen die unglücklichen Malteserritter, denen man bei Wegnahme ihrer Insel versprochen hatte, diejenigen von ihnen, welche der französischen Zunge angehörten, in Frankreich nicht wie Emigranten zu behandeln. Bisher hatten sie diese Bedingung ihrer Capitulation weder in Betreff ihrer Person noch ihres Eigenthums erfüllt gesehen. General Bonaparte ließ ihnen den Nutzen derselben vollständig zu Theil werden.

In Bezug auf Dänemark traf er eine Maßregel wohlwollender Billigkeit, die den größten Eindruck hervorrief. In den französischen Häfen lagen viel dänische Schiffe, die unter dem Directorium in Folge der Repressalien gegen die Neutralen aufgebracht worden waren. Man warf ihnen vor, die Rechte der Flaggenneutralität in sich verletzen zu lassen, den Engländern das Durchsuchungsrecht zu gestatten und geduldet zu haben, daß das französische Eigenthum, das sie geladen, bei ihnen an Bord weggenommen worden sei. Das Directorium hatte erklärt, man werde ihnen eben dieselben Gewaltthätigkeiten zufügen, die sie sich von Seiten der Engländer gefallen lassen würden, um sie zu zwingen, die Grundsätze des Völkerrechts, kraft dessen sie zur See führen, mit mehr Energie zu vertheidigen. Das wäre sicherlich gerecht gewesen, wenn sie die Macht, sich in Ansehen zu setzen, besessen und sie nicht anzuwenden gewollt hätten; allein die Armen thaten alles, was sie konnten, und es war hart, sie für Gewaltthätigkeiten des Einen mit Gewaltthätigkeiten des Andern zu bestrafen. Bei der Durchführung dieses Systems hatte man viele Kauffahrteischiffe angehalten. General Bonaparte ließ sie sämmtlich, zum Zeichen einer billigeren und gemäßigteren Politik, freigeben.

Duroc, der Abgesandte nach Berlin, langte daselbst bald an und wurde durch Otto, der sich noch dort befand, bei Hofe vorgestellt. Nach den strengen Regeln der Etikette konnte Duroc, als einfacher Adjutant, nicht in directe Berührung mit dem Hofe kommen. Alle diese Rücksichten setzte man für einen bei der Person des General Bonaparte attachirten Offizier bei Seite. Er wurde vom Könige, von

der Königin empfangen und fortwährend nach Potsdam eingeladen. Die Neugier hatte eben so viel Antheil an dieser Zuvorkommenheit als die Politik, denn der Ruhm hat neben seinem Glanze auch seine materiellen Vortheile bei den Staatsgeschäften. Den Adjutanten Duroc sehen und hören, hieß gleichsam, wenn auch nur von weitem dem außerordentlichen Manne nahen, deß Name die Welt erfüllte. Duroc hatte den Schlachten bei den Pyramiden, am Tabor und bei Abukir beigewohnt. Man richtete tausend Fragen an ihn und er beantwortete sie ohne Uebertreibung, gemessen und einfach. Er erschien sanft, höflich, bescheiden, seinem General treu ergeben und erregte die beste Meinung von der Haltung, die dieser General seiner ganzen Umgebung zur Pflicht machte. Duroc's Erfolg in Berlin war vollständig. Die Königin gab ihm Beweise ihres größten Wohlwollens und auf allen Seiten begann man von der französischen Republik besser zu sprechen. Duroc fand, daß der König darüber sehr erfreut war, in Paris endlich eine starke und gemäßigte Regierung erstehen zu sehen, daß er sich besonders geschmeichelt fühle, gleichzeitig für Rußland und Frankreich ein Gegenstand der Bewerbung zu sein, daß es sein lebhaftester Wunsch sei, die Rolle eines Vermittlers zu spielen, wozu er jedoch mehr den Willen als die Kraft besitze, indessen vielen Fleiß und Eifer, ihr zu genügen, beweise.

Der Erfolg dieser Reise beschäftigte die Höfe Europa's und klang selbst bis Paris hinüber. Bald begann die Idee eines nahebevorstehenden Friedensschlusses in den Gemüthern Raum zu gewinnen. Vorzüglich trug ein sehr bestechender, an und für sich aber höchst unbedeutender Umstand dazu bei, diese Idee zu verbreiten. Die französischen und östreichischen Truppen standen dem Rhein entlang bis an den Bergrücken der Alpen und Apenninen einander gegenüber. Am Rhein wurden sie von einem Hinderniß aufgehalten, das jede ernstliche Unternehmung zu verbieten hinreichte, denn ein Uebergang über den Rhein war für beide Theile ein sehr wichtiges Unternehmen, wie man es nur bei Eröffnung eines Feldzugs versucht. Nun befand man sich aber im Frimaire, d. h. im December, man konnte deßhalb nicht daran denken. Die Scharmützel an den Ufern des Flusses wurden demnach zu einem unnützen Blutvergießen. Man schloß einen Waffenstillstand für diese Grenze. Anders war es jedoch rücksichtlich der Alpen- und Apenninengrenze. Mitten in diesem durchschnittenen Land-

strich konnte eine wohlberechnete Operation in dem oder jenem Thale eine vortheilhafte Stellung zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten verschaffen. Auf dieser Seite wollte man sich deßhalb die Hände nicht binden lassen und es fand hier kein Waffenstillstand statt. Man gab jedoch nur auf das Achtung, was am Rheine vorging und den glücklichen Veränderungen, die man sich damals von der neuen Regierung zu erwarten beliebte, wurde auch die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit eines bevorstehenden Friedens angereiht.

Ein öffentliches Unglück ist immer aus wirklichen und eingebildeten Leiden zusammengesetzt, von denen eins das andere unerträglich machen hilft. Es ist schon viel gewonnen, das eingebildete Leiden zu beseitigen, denn man macht dadurch das wirkliche Leiden weniger empfindlich und flößt dem Kranken Geduld ein, die Genesung zu erwarten, vorzüglich aber Geneigtheit, sich drein zu fügen. Unter dem Directorium war man einmal fest entschlossen, nichts mehr von einer schwachen, verrufenen Regierung zu erwarten, die, um die Factionen niederzuhalten, bis zur Gewaltthätigkeit ging, ohne jedoch auch nur eine von den Wirkungen der Kraft zu erreichen. Alles wurde von ihm übel aufgenommen; man wollte gar nichts Gutes von ihm erwarten, ja man wollte selbst nicht daran glauben, wenn es zufällig eine Kleinigkeit bewerkstelligt hatte. Der Sieg — denn gegen das Ende seines Bestehens schien dieser zu ihm zurückzukehren — der Sieg, der einer andern Regierung Ruhm gebracht hätte, vermochte nicht einmal, ihm Achtung zu verschaffen.

Das Emporsteigen des Generals Bonaparte, von dem man in Bezug auf glückliche Erfolge Alles zu erwarten gewohnt war, hatte diese Stimmung verändert. Das eingebildete Leiden war geheilt; man faßte Vertrauen; Alles wurde gut aufgenommen. Ohne allen Zweifel war das, was geschah, an und für sich gut; denn es war gut, die Geißeln freizugeben, die Priester zu entlassen und Europa friedliche Gesinnungen zu erkennen zu geben; aber man war ganz besonders aufgelegt, Alles als gut zu betrachten. Ein Zeichen von Annäherung, wie die einem Adjutanten zu Theil gewordene Aufnahme, ein Waffenstillstand ohne Bedeutung, wie er am Rheine abgeschlossen, galten schon als Unterpfänder des Friedens. So groß ist die Zauberkraft des Vertrauens! Es gilt Alles für eine eben erst beginnende Regierung und wurde den neuen Consuln in ungemessener Weise zu Theil. So

kam auch Geld in die Staatscasse und aus dieser an die Armeen, die in der Freude über diese erste Aushülfe geduldig auf die ihnen später zugesagte harrten. Einer Kraft gegenüber, die als jedem Widerstande überlegen erachtet wurde, ergaben sich die Parteien: die bedrückenden Parteien ohne Anspruch noch länger den Bedrücker zu spielen, die Bedrückten mit der Zuversicht, fortan nicht mehr bedrückt zu werden. Das vollbrachte Gute war unzweifelhaft schon bedeutend; aber was die Zeit noch nicht zu vollenden gestattet hatte, fügte die Hoffnung hinzu.

Eins verbreitete sich schon allerwärts nach der täglichen Aussage Derer, die mit dem jungen Consul gearbeitet hatten: man sagte, dieser Kriegsmann, über welchen man keinen General der Gegenwart und kaum einen General der Vergangenheit stellte, sei außerdem ein vollkommener Verwaltungsmann, ein gründlicher Staatsmann. Alle Männer von Fach, die er in seine Nähe gezogen, aufmerksam angehört, durch seinen treffenden und schnell erfaßten Ueberblick oftmals selbst belehrt, denen er außerdem gegen Hindernisse aller Art Schutz gewährt hatte, gingen nie von ihm fort, ohne ganz von ihm eingenommen und von Bewunderung hingerissen zu sein. Sie sagten dies um so lieber, als es seit einigen Tagen Mode geworden war, es zu denken und zu sagen. Zuweilen sieht man ein Scheinverdienst, welches die Menge auf einen Augenblick zu fassen verstanden, die Gemüther bezaubern und zu den unglaublichsten Ueberspanntheiten hinreißen; zuweilen begegnet es aber auch dem wahren Verdienst, dem Genie, eine solche Laune zu erwecken und diese Laune wird dann zur Leidenschaft. Kaum seit einem Monate hatte General Bonaparte die Staatsgeschäfte übernommen und schon war der Eindruck, den dieser gewaltige Geist auf seine Umgebung äußerte, allgemein und tief. Der gutmüthige Roger-Ducos war außer sich vor Erstaunen; der grämliche Sieyès, keineswegs geneigt, eine Mode mitzumachen, zumal wenn er nicht ihr Günstling war, erkannte die Ueberlegenheit, die Allseitigkeit dieses Regierungsgenie's und brachte ihm dadurch die größte Huldigung dar, indem er es gewähren ließ. Den Lobrednern aus Ueberzeugung schlossen sich die Lobredner aus Eigennutz an, die dem Ausdrucke ihres Enthusiasmus gar keine Schranken mehr setzten, da sie im General Bonaparte das augenscheinliche Haupt der neuen Republik erblickten. Uebrigens gehörten zu den ganz aufrichtigen Verehrern des General Bonaparte Talleyrand, Regnault de Saint-Jean-d'Angely, Roederer,

Boulay (von der Meurthe), Defermon, Réal, Dufresne u. A. m., die allerwärts wiederholten, daß man noch nie weder einen so raschen, noch so sichern, noch so umfassenden Geist oder eine so außerordentliche Thätigkeit gesehen habe; es ist wirklich auch wahr, daß General Bonaparte innerhalb eines Monats unermeßlich viel in allen Zweigen der Regierung ausgeführt hatte, und daß diesmal, was selten ist, die Wirklichkeit den Erdichtungen der Schmeichelei gleichkam.

Man betrachtete ihn allerwärts als den Mann, dem die neue Constitution den größten Theil der vollziehenden Gewalt übertragen müsse. Man wollte keinen Cromwell, zur Ehre der tüchtigen Männer jener Tage muß das anerkannt werden; auch erklärten die Freunde des Generals ganz stolz, die Rolle eines Cäsar, eines Cromwell sei „verbraucht", und des Genie's wie der Tugenden des jungen Erlösers von Frankreich unwürdig. Man verlangte, daß eine hinreichende Concentrirung der Gewalt in seiner Hand mit gewissen Bürgschaften für die Freiheit ihm gestatten solle, die Republik mit Glück und Größe zu regieren. Dies war der Wunsch der gemäßigten Revolutionäre, die damals die Mehrzahl bildeten. Die überspannten Revolutionäre blieben zwar dabei, in dem jungen General einen Cromwell oder Cäsar zu erblicken, wünschten aber doch, um ihren Kopf und ihre Nationalgüter zu sichern, daß er zur Entfernung der Bourbonen und Oestreicher Zeit behalte. Die Royalisten verlangten von ihm Rettung vor den Revolutionären und Wiederherstellung der Staatsgewalt; ja sie hegten sogar einige unbestimmte Hoffnung, daß er ihnen diese Gewalt, wenn er sie wiederhergestellt habe, zurückgeben werde; auch waren sie geneigt, ihm in diesem Falle die Rückgabe zu bezahlen, selbst mit der Rolle eines Connetable Ludwig's XVIII., wenn es so sein müßte.

Jedermann bewilligte ihm also die höchste Gewalt, mehr oder minder vollständig, auf kürzere oder längere Zeit und in verschiedenen Absichten. Der neue Gesetzgeber Sieyès hatte ihm folglich in der Constitution, die er ausarbeitete, einen Platz vorzubehalten. Sieyès war aber ein dogmatischer Gesetzgeber, und arbeitete für die Natur der Dinge, wenigstens wie er sie verstand, keinesweges für die Verhältnisse und noch weniger für einen Menschen, wer es immer sein mochte. Wir werden dies später bestätigt finden.

Sieyès hatte sich, während sein unermüdlicher College die Verwaltung führte, mit der ihm übertragenen Aufgabe doch wenigstens

beschäftigt. Frankreich eine Constitution zu geben, nicht eine von den ephemeren Constitutionen, den lächerlichen Ausgeburten der Unwissenheit und Leidenschaftlichkeit der Parteien, sondern eine auf die Grundsätze der Wissenschaft, auf das Studium der Staatsgesellschaften und die Lehren der Erfahrung gegründete Constitution; das war der Traum seines Lebens. Bei seinem grämlichen Sinnen in der Einsamkeit beschäftigte er sich fortwährend mit dieser Idee. Während der wahrhaften, aber unüberlegten Begeisterung der constituirenden Nationalversammlung, während der düstern Wuth des Nationalconvents und während der Schwäche des Directoriums hatte er daran gedacht. In jeder Epoche war sein Werk umgearbeitet worden; endlich hatte er es abgeschlossen, und einmal abgeschlossen, wollte er nichts mehr an seinem Plane ändern. Den Zeitumständen wollte er nichts davon opfern, selbst nicht den wichtigsten dieser Umstände: General Bonaparte, dem doch eine Stelle geschaffen werden mußte, wie sie für das Genie und den Charakter desjenigen, der sie einnehmen sollte, angemessen war.

Dieser seltsame Gesetzgeber, der stets nachdachte, aber fast eben so wenig schrieb, als er handelte, hatte seine Constitution noch nie zu Papier gebracht. Sie befand sich in seinem Kopfe und mußte hier herausgebracht werden. Es war dies keine leichte Arbeit für ihn, wie sehnlich er auch wünschte, sie äußerlich dargestellt und zum Gesetz erhoben zu sehen. Man drängte ihn sehr, sie bekannt zu machen, und endlich entschloß er sich, seine Ideen einem Freunde, Boulay von der Meurthe, mitzutheilen, der sie nach Maßgabe der Unterhaltungen, die sie mit einander haben würden, niederzuschreiben übernahm. Auf solche Weise wurde es möglich, diese denkwürdige Schöpfung zusammenzufassen und der Nachwelt zu überliefern, auf die sie zu kommen verdient.

Sieyès hatte seine geistigen Kräfte ungemein angestrengt, um die Republik und die Monarchie mit einander zu vereinigen und die nützlichen und nothwendigen Einrichtungen, die sich in ihnen vorfänden, aus beiden zu entlehnen; indem er aber diese Entlehnungen vornahm, hegte er ein großes Mißtrauen gegen beide. Er traf zahllose Vorsichtsmaßregeln einerseits gegen die Demagogie, andrerseits gegen die königliche Gewalt. So hatte er ein gelehrtes und complicirtes Werk verfertigt, in dem jedoch Alles sich gegenseitig bedingte; und wenn diese Constitution durch und für den General Bonaparte umgearbeitet

und eines ihrer Gegengewichte beraubt wurde, konnte sie gegen die Absicht ihres Verfassers ganz einfach zum Despotismus führen.

Die Hauptsorge Sieyès' bei seinen Combinationen war gewesen, sich vor den demagogischen Leidenschaften sicher zu stellen. Ohne der Nation die unermeßliche Mitwirkung bei den Staatsangelegenheiten, in deren Genuß sie sich zu ihrem eigenen Unglücke befunden, vollständig zu entziehen, wollte er ihr eine Gewalt lassen, mit der sie keinen Mißbrauch treiben konnte. Ein Wort, das Jedermann, vielleicht zum ersten Male, im Munde führte: Repräsentativregierung, giebt einen genauen Begriff von den geistigen Zuständen in diesem Zeitraume. Mit diesem Ausdruck wollte man sagen, daß die Nation an ihrer Regierung Theil nehmen solle, aber nur durch Mittelspersonen, d. h. daß sie vertreten (repräsentirt) werden müsse; und wie man gleich sehen wird, sollte dies sehr indirect geschehen.

Die Wahlen hatten unter dem Directorium abwechselnd einmal Royalisten, einmal Jakobiner getroffen, und man hatte erstere am 18. Fructidor, letztere am 22. Floréal gewaltsam ausschließen müssen. Auch war das Wahlsystem, namentlich das System directer Wahlen, sehr verrufen bei aller Welt. Wenn man die ganze Anzahl der Wähler auf hundert und funfzig oder zweimal hunderttausend herabzusetzen gewagt hätte, würde man vielleicht noch einmal den Wahlunruhen Trotz zu bieten unternommen haben. Allein eine Wahlkörperschaft, die ungefähr auf den Umfang der gegenwärtigen beschränkt worden, würde die Gemüther verletzt haben, anstatt sie zu beruhigen. Zweihunderttausend Wähler für eine Nation, die so eben noch allgemeines Stimmrecht genossen hatte, würden wie eine Aristokratie erschienen sein; und in gleicher Weise hätte man Wähler, die ihre Vertreter direct ernennen, sich dabei auch allen Leidenschaften des Augenblicks überlassen könnten, wie klein auch immer ihre Anzahl sein mochte, als eine Erneuerung der fortwährenden Reactionen angesehen, von denen man unter dem Directorium Zeuge gewesen war. Die directe, aber beschränkte Wahl, wie sie jetzt bei uns eingeführt ist, lag also außer aller Denkbarkeit. Sieyès hatte sich mit seinem gewöhnlichen Dogmatismus eine Maxime gebildet: „Das Vertrauen," sagte er, „muß von unten, die Gewalt von oben kommen." Um diese Maxime zu verwirklichen, hatte er das System der Nationalvertretung ausgesonnen, das wir hier näher auseinandersetzen wollen.

Jedes Individuum, das ein und zwanzig Jahre alt und Franzose war, mußte sich, wenn es den Genuß seiner Rechte haben wollte, in eine Liste eintragen lassen, die man das Bürgerverzeichniß nannte. Dies konnte eine Anzahl von fünf bis sechs Millionen Bürgern geben, die zur Ausübung ihrer politischen Rechte berufen waren. Sie sollten sich nach Arrondissements (diese Eintheilung bestand zwar noch nicht, war aber bereits beantragt) versammeln und ein Zehntel aus ihrer Mitte auswählen. Die Ernennung dieses Zehntels sollte eine erste Liste von fünf bis sechshunderttausend Individuen liefern. Diese fünf bis sechshunderttausend Individuen sollten sich wieder nach Departements versammeln, abermals ein Zehntel aus ihrer Mitte wählen und so eine zweite Liste bilden, die funfzig bis sechzigtausend Bürger zählte. Diese trafen endlich eine letzte Auswahl unter sich, verminderten ihre Zahl wieder auf ein Zehntel und bildeten die letzte Liste, die sich auf fünf bis sechstausend Candidaten beschränkte. Die drei Listen hießen Notabilitätslisten.

Die erste Liste von fünf bis sechshunderttausend Individuen hieß die Communal-Notabilitätsliste; aus ihr sollte man die Mitglieder der Gemeindeverwaltung, die Mitglieder der Arrondissementsräthe und die diesen gleichstehenden Beamten, z. B. die Maires, die Beamten, die wir jetzt Unterpräfecten nennen, die Richter erster Instanz u. s. f., entnehmen. Die zweite Liste von funfzig bis sechzigtausend Individuen hieß Departemental-Notabilitätsliste und aus ihr sollten die Mitglieder der Departementsräthe, die nachmals Präfecten genannten Beamten, die Appellationsrichter u. s. w., kurz alle Beamten dieses Ranges entnommen werden. Die dritte und letzte Liste endlich, fünf bis sechstausend Individuen stark, bildete die National-Notabilitätsliste; man war verpflichtet, aus ihr alle Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, alle Beamten höheren Ranges: Staatsräthe, Minister, Mitglieder des Cassationstribunals u. s. w., zu entnehmen. Sieyès entlehnte eine Figur aus der Geometrie, um von dieser unten weiten, oben engen Nationalvertretung ein deutliches Bild zu geben und nannte sie eine Pyramide.

Ohne der Nation das Recht zu ertheilen, die mit ihrer Vertretung beauftragten Bevollmächtigten oder die mit ihrer Regierung beauftragten Beamten selbst zu bestimmen, beschränkte Sieyès, wie wir gesehen, deren Rolle auf die Entwerfung einer Candidatenliste, aus

der man zugleich die Vertreter des Landes, wie die Agenten der Regierung entnehmen sollte. Jährlich sollte die Masse der Bürger sich versammeln, um die Namen, die nicht mehr würdig waren, in diesen Listen zu stehen, darin auszustreichen und andere an deren Stelle einzutragen. Hierbei ist zu bemerken, daß diese Bestimmungsgewalt, wie sie einestheils sehr indirect war, anderntheils nicht blos die Mitglieder der berathschlagenden Versammlungen, sondern selbst die Executivbeamten umfaßte. Es war dies weniger und zugleich mehr, als das monarchische Repräsentativsystem gewöhnlich enthält. Agenten zur Bekleidung ganz specieller Amtsverrichtungen, welche kein politisches Vertrauen voraussetzen, z. B. Rechnungsbeamten, so wie auch Agenten zur Bekleidung solch schwieriger Functionen, daß man das Verdienst, wenn es vorhanden ist, nehmen muß, wo es sich gerade findet, z. B. Generale und Botschafter — dergleichen Agenten brauchten jedoch nicht ohne Ausnahme aus den Notabilitätslisten entnommen zu werden.

Wir haben nachgewiesen, wie Sieyès nach seiner Maxime das Vertrauen von unten kommen ließ; jetzt wollen wir auseinandersetzen, wie er die Gewalt von oben kommen ließ.

Von augenblicklichen Eindrücken beherrscht, scheute er sich vor dem Wählen, weil er gerade leidenschaftliche Wähler gesehen, die eben so leidenschaftliche Männer, wie sie selbst waren, zu Vertretern ernannt hatten. Darauf verzichtete er also und wollte, daß die gesetzgebende wie die ausübende Gewalt aus den durch das öffentliche Vertrauen gebildeten Notabilitätslisten ihre eignen Mitglieder ernennen und sich so selbst zusammensetzen könnten. Die einzige Beschränkung, die ihnen auferlegt wurde, war: aus den Notabilitätslisten zu wählen. Bevor wir aber das Verfahren bei Bildung der Staatsgewalten näher betrachten, muß die Organisation derselben geschildert werden.

Die gesetzgebende Gewalt sollte folgendermaßen organisirt werden: zuerst ein eigentlich gesetzgebender Körper (corps législatif) mit zwei entgegengesetzten Körperschaften, dem Tribunat und dem Staatsrathe, zur Seite; dann abgesondert und darüber gestellt ein conservirender Senat.

Der gesetzgebende Körper sollte aus 300 Mitgliedern bestehen, welche zuhören, wenn die Gesetze berathen werden, sie jedoch nicht selbst berathen, aber stillschweigend über Annahme oder Verwerfung

derselben abstimmen. Wie und von wem die Berathung geschehen sollte, erhellt aus Folgendem:

Eine Körperschaft von hundert Mitgliedern, Tribunat genannt, hatte in dieser Constitution die Bestimmung, den liberalen, neuerungssüchtigen Geist des Widerspruchs zu vertreten, sollte Mittheilung von den Gesetzen erhalten, sie öffentlich berathen und darüber abstimmen, aber einzig nur, um festzustellen, ob sie bei dem gesetzgebenden Körper auf Annahme oder Verwerfung des Gesetzes antragen wolle. Dann ernannte sie drei ihrer Mitglieder, die Ansicht, welche bei ihr den Vorzug erhalten hatte, vor dem gesetzgebenden Körper zu vertheidigen.

Ein Staatsrath, die Quelle des jetzt bestehenden, aber von bedeutenderem Einflusse und mit größeren Befugnissen, war zur Abfassung von Gesetzentwürfen der Regierung zur Seite gestellt; er legte sie dem gesetzgebenden Körper vor und beauftragte drei seiner Mitglieder, um sie mit den Wortführern im Tribunat contradictorisch zu erörtern. So sprach der Staatsrath für, das Tribunat gegen (wenn es anders das Gesetz verworfen hatte) und der gesetzgebende Körper entschied durch stillschweigende Abstimmung über Annahme oder Verwerfung. Seine Abstimmung gab erst den Regierungsentwürfen Gesetzeskraft. Der Staatsrath sollte außerdem die Gesetze durch die zu ihrer Ausführung erforderlichen Verordnungen vervollständigen.

Endlich kam noch der Senat. Diese aus hundert Mitgliedern gebildete Körperschaft nahm durchaus keinen Antheil an dem Werke der Gesetzgebung. Der Senat war berufen, von freien Stücken oder auf Anzeige des Tribunats jedes Gesetz oder jede Regierungsverfügung für ungültig zu erklären, die ihm constitutionswidrig zu sein schien. Aus diesem Grunde hieß er conservirender Senat. Er sollte aus Männern gebildet werden, die, in reiferen Jahren stehend, schon durch die Thatsache ihres Eintritts in den Senat jedes activen Staatsamtes beraubt würden, folglich ausschließlich auf ihren conservirenden Beruf beschränkt wären und diesen gut zu erfüllen ein bedeutendes Interesse hätten; Sieyès verlangte nämlich, daß sie eine reiche Besoldung erhalten sollten.

Dies waren die Befugnisse der berathschlagenden Versammlungen. Die Art ihrer Bildung war folgende:

Der Senat bildete sich selbst durch Erwählung seiner eignen Mitglieder aus der National-Notabilitätsliste. Er ernannte noch durch

geheime Abstimmung die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats, des Cassationstribunals und wählte diese auch aus derselben National-Notabilitätsliste.

Die ausübende Gewalt hatte sich ebenfalls selbst zu bilden, indem sie alle ihre Agenten aus einer von den drei Notabilitätslisten wählte, die jedesmal dem Amte entsprach, um dessen Besetzung es sich handelte. Sie entnahm die Minister, die Staatsräthe, kurz alle höhern Beamten aus der National-Notabilitätsliste. Aus der Departemental-Notabilitätsliste entnahm sie zunächst die Departementsräthe, die ebenso wie der Staatsrath für reine Verwaltungsbehörden galten; ferner entnahm sie daraus die Präfecten und die in gleichem Range sich befindenden Beamten. Aus der Communal-Notabilitätsliste endlich suchte sie die Municipalräthe, die Maires und sämmtliche Beamte gleichen Ranges aus.

So kam das Vertrauen von unten, die Gewalt von oben, wie Sieyès es wollte.

Wie es aber über der gesetzgebenden Gewalt einen obersten Begründer gab, was hier der Senat war, so mußte es auch über der ausübenden Gewalt einen obersten Begründer geben, der die Minister ernannte, von denen nachher die untergeordneten Beamten bis zur allerunterſten Abstufung erwählt werden sollten. An der Spitze dieser ausübenden Gewalt mußte folglich eine erzeugende Gewalt stehen. Sieyès hatte ihr einen ihrer Function entsprechenden Namen „Großwahlherr" (Grand-Électeur) gegeben. Dieser höchste Beamte war ausschließlich auf eine einzige Wirksamkeit beschränkt: er sollte zwei Oberbeamten ernennen, die einzigen ihres Ranges und ihrer Gattung, von denen der eine Friedensconsul, der andere Kriegsconsul hieß. Diese ernannten dann die Minister, welche unter ihrer persönlichen Verantwortlichkeit aus den Notabilitätslisten sämmtliche Agenten der Staatsgewalt wählen, welche ferner regieren, verwalten, mit einem Worte die Staatsangelegenheiten besorgen sollten.

Es war diesem Großwahlherr eine prächtige Existenz bestimmt. Er war das erzeugende Princip der Regierung, er war auch deren Vertreter nach außen. Dieselbe Unthätigkeit, auf welche Sieyès die Senatoren zu beschränken gesucht, um ihre Unparteilichkeit sicher zu stellen, und die er mit einer jährlichen Einnahme von hunderttausend Livres in Staatsdomänen ausgestattet hatte, dieselbe Unthätigkeit wurde

aus einem ähnlichen Grunde dem Großwahlherr zuerkannt, wurde jedoch bei ihm noch reicher als bei den Senatoren dotirt; denn er hatte den Beruf, die ganze Republik zu vertreten. Sieyès bestimmte ihm einen Gehalt von sechs Millionen Franken, kostbare Wohnungen, wie die Tuilerien in Paris und Versailles auf dem Lande, und außerdem eine Garde von 3000 Mann. In seinem Namen solle Recht gesprochen, sollten die Gesetze bekannt gemacht, sollten die Regierungsmaßregeln ausgeführt werden. Bei ihm sollten die fremden Gesandten beglaubigt, von ihm sollten die Verträge Frankreichs mit den Mächten des Auslands unterzeichnet werden. Kurz er vereinigte mit dem wichtigen Berufe, die beiden activen Häupter der Republik auszuwählen, den, man kann sagen, leeren Schimmer der äußern Repräsentation; aller Luxus einer feinen, eleganten und prachtliebenden Nation sollte in ihm seinen Glanzpunct finden.

Der Großwahlherr selbst mußte entweder durch Wahl oder durch Erblichkeit eingesetzt werden. Im letzteren Falle war er ein König, und dann hatte man die Monarchie in Frankreich wiederhergestellt. Mochte nun Sieyès dies wollen oder nicht, das würde er doch nicht gewagt haben, frei und offen darauf anzutragen. Er ließ also von der parteilosesten Körperschaft im Staate, vom Senate, diesen höchsten Beamten ernennen, der selbst nur so hoch gestellt worden war, um bei seinen beiden Wählern so parteilos wie nur möglich dazustehen.

Eine bedrohliche Bestimmung vollendete endlich dieses so complicirte Werk.

Der Senat, welcher jede constitutionswidrige Anordnung, Gesetz wie Regierungsmaßregel, für null und nichtig erklären konnte, erhielt außerdem die Macht, den Großwahlherr seines Amtes zu entkleiden, indem er ihn, mochte er wollen oder nicht, zum Senator ernannte. Sieyès nannte dies absorbiren. Dasselbe konnte der Senat bei jedem Bürger thun, dessen Gewicht oder Talent Besorgnisse für die Republik erweckte. Man gab also dem Staatsbürger, den man durch „Absorbirung" in den Senat mit erzwungener Unthätigkeit belegte, das hohe Ansehen und die reiche Muße der Mitglieder einer Körperschaft, die selbst nicht handeln konnte, aber durch ihr Veto jedes Handeln zu verhindern vermochte, zur Entschädigung.

Wer erkennt nicht in dieser seltsamen, aber tief durchdachten Schöpfung ein vielleicht absichtlich verwischtes, verblichenes Abbild der Re-

präsentativ-Monarchie? Dieser gesetzgebende Körper, dieser Senat, dieser Großwahlherr, was waren sie anders, als ein Unterhaus, ein Oberhaus, ein König, das Ganze auf einer Art von allgemeinem Stimmrecht beruhend, allein unter solchen Vorsichtsmaßregeln, daß die in dieser Constitution zugelassene Demokratie, Aristokratie, Monarchie, so wie sie zugelassen waren, auch sogleich wieder aufgehoben wurden. Diese Notabilitätslisten, aus denen man sowohl die berathschlagenden Körperschaften, als die ausübenden Staatsbeamten schöpfen sollte, bildeten das allgemeine Stimmrecht, das wiewohl allgemein, dennoch nichtig war, denn sie lieferten einen so ausgedehnten Candidatenkreis, daß die Verpflichtung, aus diesem Kreise zu wählen, eine absolute Wahlgewalt bildete, welche der Regierung und dem Senat übertragen war. Dieser stumme gesetzgebende Körper, der Gesetze erörtern hörte, jedoch nicht selbst erörterte, mit dem Tribunat zur Seite, das sie contradictorisch mit dem Staatsrathe zu erörtern beauftragt war, bildete gleichsam ein in zwei Theile zerschnittenes Unterhaus, von denen dem einen das Abstimmen, dem andern das mündliche Verhandeln zustand, die aber eben durch diese Trennung alle beide sich aufhoben; denn der erste war bei seinem Stillschweigen dem Einschlafen ausgesetzt, während der andere sich in nutzloser Aufregung zu erschöpfen Gefahr lief. Dieser Senat, der sich selbst und alle berathschlagenden Körperschaften ernannte, der das Oberhaupt der ausübenden Gewalt erwählte und nöthigenfalls in sich absorbirte; dieser Senat, der dies Alles vermochte, aber jeder activen Function beraubt war und keinen Antheil am Gesetze hatte, der sich damit begnügte, es zu cassiren, wenn es constitutionswidrig war; dieser Senat, dergestalt auf eine gewisse Unthätigkeit beschränkt, damit er desto unbetheiligter, nur von conservativer Gesinnung beseelt sei; dieser Senat war allerdings eine gelehrte, aber übertriebene Nachbildung einer aristokratischen Pairie, die an der Geschäftsthätigkeit wenig Antheil nimmt, sie zuweilen durch ihr Veto hemmt, und diejenigen Männer in ihre Mitte hineinzog, die sich nach einer bewegten Laufbahn gern in einer ernsten, einflußreichen und hochgeehrten Körperschaft zur Ruhe setzen. Dieser Großwahlherr endlich war allerdings die Königswürde, beschränkt auf die wenig thätige, aber gewichtige Aufgabe, die handelnden Oberhäupter der Regierung zu wählen, — war die Königswürde, aber unter unendlichen Vorsichtsmaßregeln, gegen ihr Entstehen und ihr Fortdauern, denn er

ging aus der Urne des Senats hervor und konnte nöthigenfalls wieder darin begraben werden. Mit einem Worte, dies allgemeine Stimmrecht, dieser gesetzgebende Körper, dieses Tribunat, dieser Senat, dieser Großwahlherr, so gegenseitig durch einander gebildet, geschwächt, neutralisirt, zeugten von einer außerordentlichen Anstrengung des menschlichen Geistes, um alle bekannten Regierungsformen in eine einzige Constitution zusammenzufassen, ihnen dann aber durch die Sicherheitsvorkehrungen alle Bedeutung zu nehmen.

Man muß gestehen, die Repräsentativmonarchie gewährt mit weniger Mühe und Anstrengung, indem sie der menschlichen Natur mehr Vertrauen schenkt, einer der ersten Nationen der Welt seit zwei Jahrhunderten eine bewegte, aber keineswegs die socialen Bande untergrabende Freiheit. Einfach und natürlich in ihren Mitteln, läßt die englische Constitution das Königthum, die Aristokratie, die Demokratie zu und, nachdem sie dieselben zugelassen, gestattet sie ihnen, sich frei zu bewegen, ohne eine andere Bedingung vorzuschreiben, als in Uebereinstimmung zu regieren. Sie beschränkt den König nicht auf diese oder jene Handlung, sie läßt ihn nicht durch Wahl entstehen, um später wieder darin zu Grunde zu gehen, sie untersagt nicht der Pairie die activen Functionen, sie nimmt den Wahlversammlungen nicht das Wort, sie bewilligt nicht allgemeines Stimmrecht, um es später indirect und dadurch bedeutungslos zu machen: sondern sie läßt Königthum und Aristokratie aus ihrer natürlichen Quelle, der Erblichkeit, entspringen; sie läßt einen König, sie läßt erbliche Pairs zu, überträgt dagegen auch der Nation die Sorge, direct nach ihrem Belieben oder der Leidenschaft des Augenblicks eine Versammlung zu wählen, die, im Stande dem Königthum die Mittel zum Regieren zu bewilligen oder zu verweigern, es auf diese Weise nöthigt, die Männer, die das öffentliche Vertrauen zu gewinnen gewußt, mit der Oberleitung der Regierung zu beauftragen. Alles, was der Gesetzgeber Sieyès erstrebte, geschieht dort fast unfehlbar. Das Königthum, die Aristokratie handeln nicht mehr, als er wünschte, sie mäßigen blos einen zu ungestümen Antrieb; die Wahlkammer, von den Leidenschaften des Landes erfüllt, aber durch zwei andere Staatsgewalten gezügelt, wählt in Wahrheit die eigentlichen Oberhäupter des Staates, bringt sie zur Regierung, erhält sie darin oder stürzt sie, wenn sie ihren Ansichten zu entsprechen aufhören. Das ist eine einfache und wahre Constitution,

denn sie ist ein Product der Natur und der Zeit, und nicht, wie die von Sieyès, die gelehrte aber künstliche Arbeit eines Kopfes, dem die Regierung der letzten Bourbonen Widerwillen gegen die Monarchie und zehn Jahre voll Stürme Furcht vor der Republik eingeflößt hatten.

Jetzt wollen wir annehmen, es wären ruhigere Zeiten; Sieyès' Constitution wäre in einem Augenblicke, wo die Unentbehrlichkeit einer kraftvollen Hand, wie die des General Bonaparte, nicht alle Combinationen beherrscht hätte, friedlich in Wirksamkeit gesetzt worden; diese ausgedehnte Notabilität wäre eingerichtet, dieser Senat schöpfte frei aus ihr die Staatskörperschaften und das Oberhaupt der Regierung: was würde erfolgt sein?... Bald hätte die Nation kein Interesse mehr, ihre Listen zu erneuern, die nur ein ohnmächtiges Mittel zur Kundgebung ihrer Wünsche gewesen wären; diese Listen würden fast stehend geworden sein; der Senat hätte aus ihnen nach Belieben die Staatskörperschaften, den Großwahlherrn genommen, und da er das Oberhaupt der ausübenden Gewalt zu ernennen gehabt, es jeden Augenblick zu beseitigen vermocht und dasselbe in unbedingter Abhängigkeit von sich erhalten hätte, würde er beinahe Alles in Allem gewesen sein, würde er geworden sein, was die venetianische Aristokratie mit ihrem goldenen Buche, mit ihrem prunkvollen, aber bedeutungslosen Dogen, der alle Jahre bestimmt war, sich mit dem adriatischen Meere zu vermählen. Welch merkwürdiges und beachtungswerthes Schauspiel! Sieyès, ein gründlicher und überlegener Geist, der der Freiheit seines Vaterlandes aufrichtig zugethan war, hatte innerhalb zehn Jahren jenen Kreis von Aufregung, von Schrecken, von Verabscheuung durchlebt, der die meisten Republiken des Mittelalters und unter ihnen die berühmteste: Venedig zum goldnen Buche und zu einem nominellen Oberhaupte führte. Sein Endpunct war die venetianische Aristokratie, den Männern der Revolution zum Vortheil errichtet, denn zehn Jahre hindurch legte er Allen, die bis 1789 öffentliche Aemter bekleidet hätten, das Privilegium bei, von Rechtswegen auf den Notabilitätslisten zu stehen, und außerdem wollte er sich selbst, nebst drei bis vier Hauptpersonen aus dieser Zeit, die Befugniß vorbehalten, zum ersten Male sämmtliche Staatskörper zu bilden.

Allein die Aristokratie läßt sich nicht improvisiren; improvisiren läßt sich nur der Despotismus. Diese aufgeregte Staatsgesellschaft konnte nur in den Armen eines kraftvollen Mannes wieder Ruhe fin-

den. Man sollte in dieser sonderbaren Constitution Alles bewunderns-würdig finden, Alles genehmigen, nur den reich besoldeten, scheinbar müßigen Großwahlherrn nicht. An dessen Stelle sollte man ein thätiges und energisches Oberhaupt setzen: den General Bonaparte; und, nach Veränderung dieser einzigen Springfeder, sollte diese Constitution ohne irgend eine Mitschuld ihres Urhebers zum Kaiserdespotismus führen, den wir mit einem conservirenden Senat, mit einem stummen gesetzgebenden Körper, funfzehn Jahre hindurch Frankreich glorreich aber despotisch beherrschen sahen.

Als es Sieyès nach großer Selbstüberwindung gelungen war, alle diese Combinationen aus den Schachten seines Geistes, wo sie seit langer Zeit wie vergraben gewesen, zu Tage zu fördern, trug er sie seinem Freunde Boulay von der Meurthe, der sie niederschrieb, und verschiedenen Mitgliedern der beiden gesetzgebenden Commissionen vor, die sie ihrerseis weiter verbreiteten. Die beiden gesetzgebenden Commissionen hatten sich in Sectionen getheilt und in beiden befand sich eine Constitutionssection. Diesen beiden vereinigten Sectionen legte Sieyès, wenn er seines Gedankens Herr zu werden vermochte, sein System dar; durch die Neuheit, die Sonderbarkeit und die unendliche Künstlichkeit seiner Combinationen ergriff dasselbe die Gemüther.

Zunächst fanden sich die Zuhörer Sieyès' in ihren Interessen vollkommen befriedigt, denn er hatte, wie bereits erwähnt worden ist, eine transitorische Bestimmung aufgenommen, die durchaus nothwendig war. Um durch Ueberlassung der Gewalt in den Händen der Männer, welche die Revolution ausgeführt hatten, diese letztere sicher zu stellen, schlug er eine Bestimmung vor, ungefähr wie die, durch welche der Nationalconvent sich in den beiden Räthen der Alten und der Fünfhundert forterhalten hatte. Er wollte, daß Jeder, der seit 1789 ein öffentliches Amt bekleidet hatte, Mitglied einer der verschiedenen gesetzgebenden Versammlungen, der Departementsräthe oder der Gemeindeverwaltung gewesen sei, von Rechtswegen auf die Notabilitätslisten gesetzt und daß diese Listen erst nach zehn Jahren verändert werden sollten. Außerdem sollten Sieyès, Roger-Ducos und General Bonaparte, kraft des Rechts, das sie sich zuschrieben, die neue Constitution zu verfassen, für das erste Mal die Mitglieder der Staatskörper auswählen. Diese Bestimmung war kühn, aber unentbehrlich; denn man muß bedenken, daß alle neuen Leute, die aus den Wahlen hervorgingen,

von einem damals allgemeinen Reactionssinne erfüllt und außerdem von der gewöhnlichen Sucht, Alles, was man nicht selbst gemacht hat, zu tadeln, ergriffen, einen offenbaren Haß gegen die Maßregeln und die Männer der Revolution zur Schau trugen, selbst wenn sie die Grundsätze derselben theilten. Sieyès hatte daher gegen die Nothwendigkeit eines neuen 18. Fructidor Sicherheitsmaßregeln getroffen, indem er die Verwirklichung seiner Constitution auf zehn Jahre in Hände legte, denen er trauen konnte. Die Ideen Sieyès' mußten allen Interessen willkommen sein. Jeder glaubte sich schon sicher, Senator, Gesetzgeber, Staatsrath oder Tribun zu werden, und diese Stellen waren reichlich besoldet.

Auch abgesehen vom Eigennutz, erschienen diese Combinationen eben so neu als passend. Die Menschen gerathen für ein Militärgenie leicht in Begeisterung, vielleicht aber auch eben so leicht über Alles, was den Anschein von Geistestiefe hat. Der Gesetzgeber Sieyès hatte auch seine Enthusiasten, wie General Bonaparte die seinigen. Die Notabilitätslisten galten für eine höchst glückliche Combination, zumal bei dem Mißcredit, in den das Wahlsystem gefallen, seitdem die Wahlen die Mitglieder des Clichyclubs, welche durch die Revolution des Fructidor, und die Jakobiner, welche mittelst der Minoritätswahlen ausgeschlossen wurden, geliefert hatten. Daß der Staatsrath und das Tribunat vor einem stummen gesetzgebenden Körper, der eine für, der andere gegen, plaidiren sollten, gefiel den der Erörterungen müden und dringend nach Ruhe verlangenden Geistern. Der so hoch gestellte Senat, mit einem für die Erhaltung des Zusammenwirkens so nützlichen Berufe, der hervorragende und gefährliche Bürger mit dem Ostracismus belegen könne: alles das fand zahlreiche Bewunderer.

Der Großwahlherr allein erschien Leuten als eine Sonderbarkeit, welche die englische Verfassung noch wenig beachtet hatten und eine Behörde nicht begriffen, die auf das alleinige Geschäft, die obersten Agenten der Regierung zu wählen, beschränkt war. Sie hielten die Macht zu gering für einen König und den Glanz zu groß für einen einfachen Präsidenten einer Republik. Endlich fand Niemand die Stellung Demjenigen, der sie einnehmen sollte, d. h. dem General Bonaparte, angemessen. Diese Stellung hat zu viel Schein, und zu wenig wirkliche Macht: zu viel Schein, denn um die Einbildung nicht mit neuen Angstbildern zu erfüllen, durfte man die Rückkehr zur Mo-

narchie nicht allzu augenscheinlich werden lassen; zu wenig wirkliche Macht, denn der Mann, der den Auftrag hatte, Frankreich zu reorganisiren, bedurfte einer fast unumschränkten Autorität. Unfähig, die Uneigennützigkeit eines tiefen Denkers zu begreifen, der nur darauf gesonnen, seine Ideen mit einander in Uebereinstimmung zu bringen, keineswegs aber das Räderwerk seiner Constitution nach persönlichem Eigennutz einzurichten, behaupteten einige Leute, der Großwahlherr könne unmöglich für einen so thätigen Charakter, wie General Bonaparte sei, erfunden sein, und Sieyès habe ihn daher nur für sich selbst aussinnen können, behalte sich diese Stellung vor und bestimme seinem jungen Collegen die Stellung als Consul des Kriegs. Diese Annahme war kleinlich und böswillig. Sieyès verband mit großer Kraft des Verstandes eine ausgezeichnete Schärfe der Beobachtung und beurtheilte seine persönliche Stellung und die des Besiegers von Italien zu richtig, um glauben zu können, er selbst könne jene Art von Wahlkönig und General Bonaparte nichts als sein Minister sein. Er war hierbei einzig und allein seiner Systemsucht gefolgt. Andere, minder übelwollende Erklärer meinten dagegen, Sieyès habe die Stelle des Großwahlherrn allerdings dem General Bonaparte zugedacht, allein in der Absicht, diesem die Hände zu binden und hauptsächlich um ihn nächstens von dem conservirenden Senat „absorbiren“ zu lassen. Die Freunde der Freiheit nahmen ihm dies durchaus nicht übel. General Bonaparte's Anhänger konnten dagegen von dieser Erfindung des Großwahlherrn nicht reden hören, ohne laut aufzuschreien; und mit ihnen declamirte Lucian Bonaparte heftig gegen Sieyes' Entwurf, derselbe Lucian, der wechselweise dem Haupte seiner Familie dienlich oder hinderlich war, aber immer nach Laune, ungelegen, maßlos, bald den begeisterten Bruder für die Größe seines Bruders, bald einen dem Despotismus feindlichen Staatsbürger spielte. Er sagte laut, man brauche einen Präsidenten für die Republik, einen Staatsrath und wenig mehr; das Land sei der Schwätzer müde und wolle nur Männer der That. Diese unüberlegten Reden waren geeignet, den nachtheiligsten Eindruck hervorzubringen; zum Glück legte man auf die Worte Lucian's kein großes Gewicht.

General Bonaparte hatte mitten unter seinen unablässigen Arbeiten die in seiner Umgebung verbreiteten Gerüchte über Sieyès' Entwurf vernommen. Er ließ, in Folge einer zwischen ihnen ausgemach-

ten Theilung der Regierungs befugnisse, seinen Collegen gewähren und wollte sich nicht eher um die Constitutionsfrage kümmern, bis der Zeitpunkt ihrer definitiven Entwerfung gekommen sei, wobei er sich vorgenommen hatte, alsdann schon den Platz, der für ihn bestimmt sei, nach seinem Geschmacke einzurichten. Allein die von allen Seiten ihm zukommenden Gerüchte erzürnten ihn endlich und er drückte seine Unzufriedenheit mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit seiner Sprache, einer bedauerlichen Lebhaftigkeit aus, deren er nicht immer Meister zu werden vermochte.

Die Mißbilligung, mit der er einige Ideen des Constitutionsentwurfs belegte, drang bis zum Urheber desselben. Sieyès wurde dadurch schmerzlich berührt. Er fürchtete in der That, wie ihm Unwissenheit und Gewaltthätigkeit der früheren Zeiten die Gelegenheit, der Gesetzgeber Frankreichs zu werden, geraubt hätten, so würde er sie nun abermals durch die despotische Laune des Mitarbeiters verlieren, den er sich bei Ausführung des 18. Brumaire zugesellt hatte. Obschon ihm die Intrigue gleich fremd wie die Thätigkeit war, so gab er sich doch Mühe, die Mitglieder der beiden gesetzgebenden Sectionen einzeln für sich zu gewinnen.

Von dem Wunsche erfüllt, die schöne Eintracht zwischen zwei so gewichtigen Männern zu erhalten, waren inzwischen sein Freund Boulay von der Meurthe und zwei Vertraute des Generals Bonaparte, Röderer und Talleyrand, eifrig bemüht, sie wieder zusammenzubringen. Boulay von der Meurthe hatte das Geschäft übernommen, Sieyès' Ideen niederzuschreiben und war so mit seinem Entwurfe vertraut geworden. Röderer, ein ehemaliges Mitglied der constituirenden Nationalversammlung, ein Mann von Geist, ein wahrer Publicist im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts, liebte es sehr über den Ursprung, die Organisation der Staatsvereine Betrachtungen anzustellen und verband damit eine sehr entschiedene Vorliebe für die Monarchie. Talleyrand, mit seiner Fähigkeit, die Geister, selbst die dem seinigen ungleichartigsten, zu begreifen und ihnen Geschmack abzugewinnen, war von dem thatkräftigen Genie des jungen Bonaparte gleich sehr wie von dem speculativen Genie des Philosophen Sieyès eingenommen und hatte eine Vorliebe für beide. Außerdem glaubte er, daß diese beiden Männer sich gegenseitig nöthig hätten, und es war ihm von großem Interesse, die Sache der neuen Regierung gelingen zu machen. Boulay

von der Meurthe, Röderer und Talleyrand bemühten sich also, den General und den Gesetzgeber wieder einander näher zu bringen. Es wurde eine Zusammenkunft vorbereitet, die in Gegenwart Röderer's und Talleyrand's beim General Bonaparte stattfinden sollte. Dies geschah, gelang aber nicht. General Bonaparte war noch verstimmt über die Berichte, die man ihm über den unthätigen und der Absorbirung durch den Senat ausgesetzten Großwahlherrn zu Ohren gebracht hatte; Sieyès war ganz voll von tadelnden Aeußerungen, die man dem General zuschrieb, aber ohne Zweifel übertrieben hatte. Sie kamen in übler Stimmung zusammen, zeigten sich nur ihre Meinungsverschiedenheit und sagten einander die ärgsten Dinge. Sieyès, der zur Vorbringung seiner Ideen der Ruhe bedurfte, setzte sie diesmal nicht mit angemessener Klarheit und Folgerichtigkeit auseinander. General Bonaparte war seinerseits ungeduldig und barsch; sie behandelten einander verletzend und trennten sich fast entzweit.

Erschrocken gingen die Vermittler nochmals an's Werk, um den üblen Eindruck der ersten Zusammenkunft wieder gut zu machen. Man sagte Sieyès, er müsse mit Geduld discutiren, sich die Mühe geben, den General zu überzeugen, vor allen aber Zugeständnisse machen; dem General sagte man, es bedürfe hier größerer Schonung, als er bewiesen habe; ohne Sieyès' Unterstützung und sein Ansehen im Rathe der Alten würde er, General Bonaparte, am 18. Brumaire niemals das Decret zu erlangen vermocht haben, was die Gewalt in seine Hände gelegt hatte; Sieyès besitze als Staatsmann einen unermeßlichen Einfluß auf die Gemüther und im Fall eines Bruchs zwischen dem Gesetzgeber und dem General würden sich Viele für den Gesetzgeber, für den Repräsentanten der Revolution und der Freiheit, die ein Mann der Waffen unterdrücken wolle, aussprechen. Der erste Augenblick war der Herbeiführung einer Wiederannäherung nicht günstig; dazu bedurfte es einiger Zeit. Boulay von der Meurthe und Röderer sannen auf neue Formen für die vollziehende Gewalt, wodurch die beiden Schwierigkeiten beseitigt würden, bei welchen General Bonaparte unbeugsam erschien, die Unthätigkeit des Großwahlherrn und die über seinem Haupte schwebende Drohung des Ostracismus. Zunächst dachten sie an einen Consul, unterstützt von zwei Collegen, die ihm zur Seite stehen sollten, dann an einen Großwahlherrn, wie Sieyès ihn gewollt, der die zwei Consuln des Kriegs und des Frie-

dens ernannte, ihren Verhandlungen beiwohnte und zwischen ihnen entschiede. Dies war aber nicht genug, um den General Bonaparte zufrieden zu stellen, viel zu viel jedoch für Sieyès, dessen Entwurf dadurch umgestürzt wurde. So oft man Sieyès den Vorschlag machte, das Oberhaupt der ausübenden Gewalt an der Regierung Theil nehmen zu lassen, sagte er: „Was ihr mir anbietet, ist aus der alten Monarchie und von dieser will ich nichts wissen.“ — Er ließ in der That nur das Königthum von England gelten, nachdem er diesem auch noch den Königstitel, die Unabsetzbarkeit und die Erblichkeit genommen hatte. Man war noch weit zurück und Sieyès erklärte mit der speculativen Köpfen eigenthümlichen Schnelligkeit des Entmuthigtwerdens, wenn ihnen Hindernisse, die die Natur der Dinge ihnen entgegenstellt, zustoßen, — Sieyès erklärte: er werde Alles aufgeben, Paris verlassen, sich auf's Land zurückziehen und den jungen Bonaparte mit seinem beginnenden Despotismus, allen Augen offenbar, allein lassen. „Er will abreisen?“ sagte der General, „mag er nur gehen; ich lasse eine Constitution von Röderer entwerfen, lege sie den beiden gesetzgebenden Körpern vor und genüge der öffentlichen Meinung, die die Sache beendigt wissen will.“ Als er so sprach, täuschte er sich aber, es war noch zu früh, um Frankreich den Degen ganz bloß zu zeigen; rings um sich her würde er auf unerwarteten Widerstand gestoßen sein.

Indessen sollten sich diese beiden Männer, denen es ungeachtet instinktmäßiger Abneigung gelungen war, sich auf einen Augenblick zur Vollführung des 18. Brumaire zu vereinigen, noch einmal verständigen, um die Constitution zu verfassen. Die in Umlauf gekommenen Gerüchte hatten die Aufmerksamkeit der gesetzgebenden Commissionen erregt; sie kannten die Aeußerungen Lucian Bonaparte's, den entschiedenen Ton, in welchem sich der General über alles dies ausgelassen, und endlich die Neigung Sieyès', Alles aufzugeben; mit Recht sagten sie sich, daß das Geschäft, eine Constitution zu entwerfen, am Ende doch ihnen ganz besonders übertragen sei; daß sie ihre Pflicht erfüllen, einen Entwurf abfassen, ihn den Consuln vorlegen und, nach Ermittelung eines billigen Vergleichs zwischen beiden, sie zur Vereinigung zwingen müßten.

Sie legten also Hand an's Werk, und da mehrere Mitglieder der gesetzgebenden Commissionen Sieyès' Ideen kennen gelernt und denselben Geschmack abgewonnen hatten, so wählten sie seinen Entwurf

zur Grundlage ihrer Arbeit. Für einen systematischen Geist heißt: alle seine Ideen bis auf eine annehmen, ihn fast eben so sehr ärgern, als wenn man sie alle verworfen hätte. Ein wichtiger Umstand war es indessen, daß Sieyès' Entwurf zur Grundlage der neuen Constitution genommen wurde: auch beruhigte er sich endlich einigermaßen, und selbst General Bonaparte schien ganz merklich besänftigt, als er die Commissionen ihren Beruf erfassen und mit Entschlossenheit erfüllen sah. Diesen Augenblick benutzte man, um eine Annäherung wieder herbeizuführen. In Gegenwart von Boulay von der Meurthe, Röderer und Talleyrand fand eine neue Zusammenkunft zwischen Sieyès und General Bonaparte statt. Diesmal waren die beiden Hauptpersonen ruhiger und geneigter sich zu verständigen. Statt sich durch absichtliches Herausstellen der Meinungsverschiedenheit zurückzustoßen, wie beim ersten Male, suchten sie sich vielmehr durch Auseinandersetzung der Aehnlichkeit ihrer Ansichten einander zu nähern. Sieyès war gemäßigt und taktvoll; der General zeigte das gesunde Urtheil und die Originalität des Geistes, die ihm eigenthümlich waren. Zum Gegenstande der Unterhaltung diente der Zustand Frankreichs, die Mängel der früheren Constitutionen, und die in einer neuen Constitution zu treffenden Sicherheitsmaßregeln, um den begangenen Unordnungen vorzubeugen. Ueber Alles dies mußte man einig sein. Man trennte sich also befriedigt und versprach gegenseitig, sobald die Sectionen mit ihrer Arbeit zu Ende wären, sie zusammenkommen zu lassen, um ihre Vorschläge anzunehmen oder umzugestalten, und endlich ein Provisorium aufhören zu lassen, das aller Welt zu mißfallen begann. Sieyès hatte von jetzt an die Gewißheit, daß er, mit Ausnahme seines Großwahlherrn und einiger Attribute des conservirenden Senats, seine Constitution ganz vollständig zur Annahme bringen würde.

Innerhalb der zehn ersten Tage des Frimaire (vom 20. November bis 1. December) hatten die Sectionen ihren Entwurf vollendet. General Bonaparte berief sie zu Versammlungen, denen die Consuln beiwohnten, zu sich. Einige Mitglieder der Sectionen fanden diese Zusammenberufung ihrer Würde wenig angemessen; da man indessen über viele Schwierigkeiten hinwegzugehen und dem Manne der Nothwendigkeit Vieles einzuräumen entschlossen war, so begab man sich doch zu ihm.

Die Sitzungen begannen sofort. In der ersten wurde Sieyès be-

auftragt, seinen Plan auseinander zu setzen, weil dieser Plan eben die Grundlage der Commissionsarbeit war. Er that dies mit einer Kraft des Gedankens und Ausdrucks, der auf die Anwesenden den tiefsten Eindruck machte. — „Das Alles ist schön und gründlich," sagte der General, „inzwischen finden sich doch mehrere Punkte darin, welche eine ernstliche Erörterung verdienten. Lassen Sie uns aber mit Ordnung zu Werke gehen; lassen Sie uns einen Theil des Plans nach dem andern vornehmen und Jemand zur Abfassung erwählen. Bürger Daunou, ergreifen Sie die Feder." — So wurde Daunou Redacteur der neuen Constitution. Diese Arbeit nahm mehrere Sitzungen in Anspruch und man vereinigte sich über folgende Bestimmungen.

Die Communal-, Departemental- und National-Notabilitätslisten wurden der Reihe nach angenommen. Sie beschränkten die Volkseinwirkung, indem sie solche indirect machten, stark genug, um sowohl den Besorgnissen des Augenblicks, als der Vorliebe des Generals Bonaparte zu entsprechen. Zwei Zusatzbestimmungen nahm man an, von denen die eine der Idee Sieyès' entsprach, die andere jedoch entgegenstand. Man erklärte, die Erwählung der Beamten aller Art solle nur dann ausschließlich aus der Notabilitätsliste erfolgen müssen, wenn die Constitution sie namentlich bezeichnet habe. In der That, daß man die Mitglieder der berathschlagenden Körperschaften, die Consuln, die Minister, die Richter, die Verwaltungsbeamten daraus entnehmen solle, mochte gelten; aber Generale, Botschafter! das schien zu weit zu gehen. Ueber diesen Punkt war man einig. Die zweite Bestimmung betraf nicht sowohl das Wesen des Entwurfs, als vielmehr die Nothwendigkeit, ihn dem jetzigen Zustande der Dinge anzupassen. Statt die Umänderung der Listen auf zehn Jahre hinauszuschieben, vertagte man sie auf das Jahr IX., d. h. auf zwölf Monate; auch wurde beschlossen, daß man jetzt durch eine Maßregel constituirender Gewalt das ganze Personal der Oberbehörden des Staats ernennen wolle und daß die also ernannten Personen von Rechtswegen in die ersten Listen eingetragen werden müßten. Eine Revision sollte, statt jährlich, von drei zu drei Jahren stattfinden.

Hierauf ging man zur Organisation der hohen Staatsgewalten über. Sieyès Grundsatz: „Das Vertrauen muß von unten, die Gewalt von oben kommen," erhielt den Vorzug. Von oben herab sollte das Wahlrecht ausgehen, aber mit der Verpflichtung, aus der Nota-

bilitätsliste zu wählen. Man nahm den Senat von Sieyès an, so wie den gesetzgebenden Körper mit dem Staatsrath und dem Tribunat zur Seite. Der Senat sollte zunächst die Senatoren selbst, dann die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats, des Cassationstribunals, der Rechnungscommission (nachmals Rechnungshof) und endlich das Oberhaupt oder die Oberhäupter der ausübenden Gewalt aus den Notabilitätslisten ernennen. Inzwischen — und das war eine bedeutende Beschränkung seiner Befugnisse — sollte der Senat die Senatoren nur aus drei ihm in Vorschlag gebrachten Candidaten erwählen, von denen der erste durch die Consuln, der zweite durch den gesetzgebenden Körper, der dritte durch das Tribunat bezeichnet worden sei. Der Staatsrath sollte, da diese Körperschaft einen Theil der ausübenden Gewalt bildete, von dieser Gewalt selbst ernannt werden. Neben dem Rechte, die wichtigsten Ernennungen vorzunehmen, erhielt der Senat die höchste Befugniß, constitutionswidrige Gesetze oder Regierungsverordnungen, zu cassiren. Uebrigens sollte er an der Erlassung der Gesetze durchaus keinen Theil haben; seine Mitglieder konnten nicht im activen Staatsdienste stehen.

Der gesetzgebende Körper sollte, stumm, wie Sieyès wollte, drei Staatsräthe, drei Tribunen contradictorisch anhören und hierauf ohne Erörterung über die Anträge der Regierung abstimmen.

Das Tribunat allein erhielt die Befugniß, die Gesetze öffentlich zu erörtern, durfte aber nur abstimmen, um festzustellen, welches Gutachten es beim gesetzgebenden Körper unterstützen wolle. Sein Beschluß, auch wenn er verneinend war, konnte nicht verhindern, daß der Gesetzentwurf zum Gesetz erhoben wurde, wenn der gesetzgebende Körper ihn genehmigt hatte. Das Tribunat hatte keine Initiative für gesetzliche Anordnungen, es konnte aber Wünsche aussprechen; es nahm Petitionen an und schickte sie den verschiedenen Behörden, die sie gerade betrafen, zu.

Der Senat sollte aus 80 Mitgliedern bestehen, statt aus 100, wie Sieyès anfangs gewollt hatte; 60 sollten sogleich, 20 in den nächsten zehn Jahren ernannt werden. Der gesetzgebende Körper sollte 300, das Tribunat 100 Mitglieder umfassen. Die Senatoren erhielten 25,000 Franken, die Gesetzgeber 10,000, die Tribunen 15,000 Franken Jahresgehalt. So weit wurde Sieyès' Plan, einige Beschränkungen in den Befugnissen des Senats abgerechnet, durchgängig

angenommen. Allein bei der Organisation der ausübenden Gewalt sollte dieser Plan eine beträchtliche Veränderung erleiden.

Dies war der Hauptpunkt, und im Bezug darauf blieb General Bonaparte unbeugsam. Sieyès hatte sich bereits darein ergeben, diesen Theil seines Plans beseitigt zu sehen, wurde indeß eingeladen, seine Ideen zu entwickeln. Er beantragte daher vor den versammelten Commissionen die Einführung eines Großwahlherrn. Niemand, dies kann man behaupten, nicht einmal General Bonaparte, hatte damals über die Organisation der Staatsgewalten bei einer freien Regierung genügend nachgedacht, um diese Idee in ihrer ganzen Tiefe zu begreifen und ihre Analogie mit dem Königthum der englischen Monarchie zu bemerken. Hätte aber auch General Bonaparte seinen Geist darauf gerichtet, die Frage aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, so würde er doch niemals aus rein persönlichen, leicht begreiflichen Gründen darein gewilligt haben. Er unterwarf den Großwahlherrn einer lebhaften Kritik. Ueber seinen reichen Müßiggang sprach er sich aus, wie es jeder König nur mit weniger Geist als er und mit weniger Grund thut, denn der Reorganisirung eines zerrütteten Staatswesens, der Unterdrückung blutdürstiger Factionen, der Besiegung einer Welt gegenüber, war er allerdings zu entschuldigen, daß er sich einen unbeschränkten Wirkungskreis für sein Genie vorbehalten wollte. Hat er aber auch in den ersten Zeiten des Consulats, wo so vieles zu thun war, vielleicht Recht gehabt, sein Talent nicht in Fesseln legen zu lassen, so hat doch später der erhabene Dulder auf St. Helena bedauern müssen, daß ihm die Freiheit gelassen wurde, sie maßlos in Anwendung zu bringen. Gehemmt bei Benutzung seiner Fähigkeiten, würde er zwar nicht so Großes vollbracht, aber auch nicht so Uebermäßiges unternommen haben, und aller Wahrscheinlichkeit nach wären Scepter und Schwert bis zu seinem Tode in seinen glorreichen Händen geblieben.

„Ihr Großwahlherr," äußerte er zu Sieyès, „ist ein faulenzender König und die Zeit der faulenzenden Könige ist vorüber. Welcher Mann von Kopf und Herz würde sich um den Preis von sechs Millionen und einer Wohnung in den Tuilerien einem solchen Müßiggange unterwerfen? Was! Männer zum Handeln ernennen und selbst nicht handeln? Das geht nicht. Und überdies: glauben Sie auf diese Weise Ihren Großwahlherrn dahin zu bringen, daß er sich nicht in die Regierung mischt? Wäre ich dieser Großwahlherr, so würde ich mich

gern anheischig machen, doch alles zu thun, was Sie wollen, daß ich es nicht thäte. Ich würde zu den beiden Consuln des Kriegs und des Friedens sagen: Wenn ihr nicht diesen Mann wählt oder jene Maßregel trefft, so setze ich euch ab. Und auf diese Weise würde ich sie wohl zwingen, nach meinem Willen zu handeln. Ich würde auf einem Umwege Herr werden.“ —

Hier traf General Bonaparte mit seinem gewöhnlichen Scharfblick den wahren Punkt und erkannte an, daß jene Unthätigkeit des Großwahlherrn keine Nichtigkeit sei, denn in gewissen Zeiten konnte dieser höchste Beamte auf dem Kampfplatze, wo sich die Parteien um die Gewalt streiten, allmächtig auftreten, und sie der einen entziehen, der andern übertragen. Allein eine solche Oberaufsicht, wie das englische Königthum auf die Regierung ausübt, eine Aufsicht, die darauf beschränkt ist, zuweilen durch das entscheidende Gewicht seines Willens zwischen den ehrgeizigen Bestrebungen den Ausschlag zu geben, konnte diesem feurigen jungen Manne nicht anstehen und es ist ihm zu verzeihen, denn damals war die Begründung des constitutionellen Königthums weder am Ort noch an der Zeit.

Der Großwahlherr ging an den Sarkasmen des jungen Generals und an einer Macht zu Grunde, die noch weit stärker ist, als die der Sarkasmen: an der Macht der augenblicklichen Nothwendigkeit. Man brauchte damals in der That eine wahre Dictatur, und die dem Großwahlherrn zuertheilte Autorität genügte den Bedürfnissen des Augenblicks bei weitem nicht.

Noch einen andern Theil der von Siéyès vorgeschlagenen Einrichtung verwarf der General Bonaparte auf ähnliche Weise, weil er darin durchaus eine ihm gelegte Schlinge zu erblicken behauptete, nämlich die dem Senat zuerkannte Absorbirungsbefugniß, nicht allein rücksichtlich des Großwahlherrn, als rücksichtlich jedes ausgezeichneten Staatsbürgers, dessen Größe Argwohn erregte.

Der General wollte nicht, daß man ihn nach einigen Jahren außerordentlicher Dienstleistungen lebendig im Schooße des Senats begraben und durch einen Gehalt von 25,000 Franken zu einer erzwungenen Unthätigkeit nöthigen könne. Auch in diesem neuen Punkte setzte er seine Ansicht durch und die ausübende Gewalt wurde folgendermaßen organisirt:

Man nahm einen Ersten Consul an, dem noch zwei beigegeben

wurden, um die Allmacht des ersten ein wenig zu verdecken. Dieser Erste Consul erhielt die directe und ungetheilte Ernennung der Mitglieder der allgemeinen Staatsverwaltung, der Mitglieder der Departemental- und Municipalräthe, der nachmals Präfecte und Unterpräfecte genannten Beamten, der Municipalbehörden ꝛc. zuerkannt. Er hatte Land- und Seeoffiziere, Staatsräthe, Gesandte, Civil- und Criminalrichter zu ernennen, mit Ausnahme der Friedensrichter und der Mitglieder des Cassationstribunals. Einmal ernannte Richter konnte er nicht wieder absetzen, auf welche Weise statt der Erwählung die Unabsetzbarkeit zur Bürgschaft der Unabhängigkeit gemacht wurde.

Außer der Ernennung des Administrativ-, Militär- und Justizpersonals hatte der Erste Consul die ganze Regierung, die Leitung des Kriegs und der Diplomatie; er unterzeichnete die Staatsverträge mit Vorbehalt ihrer Berathung und Annahme durch den gesetzgebenden Körper in derselben Form wie bei den Gesetzen. Bei diesen verschiedenen Functionen sollten ihn die beiden andern Consuln unterstützen, die jedoch nur berathende Stimme hatten, ihre Meinung aber in einem zu diesem Zwecke geführten Berathungsprotokoll aufzeichnen lassen konnten. Augenscheinlich waren diese beiden Consuln nur da, um die dem General Bonaparte übertragene grenzenlose Autorität zu verdecken, deren Dauer ziemlich lang war und sogar endlos werden konnte, da die drei Consuln auf zehn Jahre erwählt wurden und fortwährend wählbar blieben. Etwas blieb von der durch Sieyès ausgesonnenen Absorbirung übrig. Wenn der Erste Consul durch Amtsniederlegung oder sonst abtrat, wurde er kraft des Gesetzes Senator, d. h. für die Zukunft vom Staatsdienste ausgeschlossen. Die beiden andern Consuln, welche keine Machtvollkommenheit ausgeübt hatten, behielten die Freiheit, diese sehr reiche Besoldung anzunehmen oder auszuschlagen und wurden nur Senatoren, wenn sie einwilligten, es zu werden.

Der Erste Consul sollte 500,000 Franken, die beiden andern Consuln jeder 150,000 Franken Jahrgehalt bekommen. Alle drei sollten in den Tuilerien wohnen und eine Consulargarde erhalten.

Dies waren die Hauptbestimmungen der berühmten Constitution vom Jahre VIII. So sah Sieyès die Befugnisse des Senats zusammenschrumpfen und ein allmächtiges Oberhaupt an die Stelle seines unthätigen Großwahlherrn setzen, wodurch später seine Constitution, nicht zur Aristokratie, sondern zum Despotismus hinführte.

Diese Constitution enthielt keine Aufzählung von Rechten, sicherte aber mittelst gewisser allgemeinen Bestimmungen die persönliche Freiheit, die Unverletzlichkeit der Wohnung des Staatsbürgers, die Verantwortlichkeit der Minister und der Unterbeamten, unter Voraussetzung einer vorgängigen Genehmigung des gerichtlichen Verfahrens gegen letztere von Seiten des Staatsraths; sie bestimmte, daß in gewissen Departements und in gewissen außerordentlichen Fällen ein Gesetz die Wirksamkeit der Constitution suspendiren könne, was wir später mit dem Ausdrucke „Versetzung in Belagerungszustand“ bezeichnet haben; sie sicherte Wittwen und Kindern von Soldaten Pensionen zu und stellte endlich, wie zu lange verrufenen Ansichten zurückkehrend, den Grundsatz auf, daß Männern, die ausgezeichnete Dienste geleistet hätten, Nationalbelohnungen bewilligt würden. Das war der Keim einer später berühmt gewordenen Stiftung: der Ehrenlegion.

Sieyès' Entwurf enthielt zwei große und schöne Ideen, die alle beide in unsrer Administrativ-Organisation geblieben sind: die Arrondissementseintheilung und den Staatsrath.

Auf diese Weise sollte Sieyès der Urheber aller Verwaltungseintheilungen in Frankreich werden. Die Departementseintheilung hatte er schon früher erdacht und einführen lassen; bei der jetzigen Gelegenheit wollte er, daß man an die Stelle der Cantonalverwaltungen, deren es 5000 an der Zahl gab, die Arrondissementsverwaltungen setze, die weit minder zahlreich, ein angemesseneres Mittelglied zwischen dem Departement und der Gemeinde wären. Nur als Grundsatz wurde dies in der Constitution ausgesprochen, man kam jedoch überein, daß nächstens ein Gesetz nach diesem Grundsatz das Verwaltungssystem in Frankreich verbessern und der Communalanarchie, deren klägliches Bild wir bereits betrachtet haben, ein Ende machen sollte. In jedem Arrondissement sollte ein Gerichtshof erster Instanz und für mehrere Departements zusammen ein Appellationstribunal errichtet werden.

Die zweite Einrichtung, die Sieyès eigenthümlich angehört, ist der Staatsrath, eine mit der ausübenden Gewalt verbundene berathschlagende Körperschaft, welche die Gesetze entwirft, bei der gesetzgebenden Gewalt sie begründet, die Verordnungen, die zur Vervollständigung der Gesetze nöthig sind, hinzufügt und die Administrativjustiz ausübt. Dies ist die praktischste seiner Schöpfungen; sie sollte nebst der vorhergenannten die Gegenwart überleben und in der Zukunft fort-

dauern. Zur Ehre dieses Gesetzgebers sei es gesagt: alle jene ephemeren Constitutionen der Revolution hat die Zeit hinweggerafft; die einzigen Bruchstücke dieser Constitutionen, die sich erhalten haben, sind sein Werk gewesen.

Die Bestimmungen der neuen Constitution festzustellen, genügte noch nicht; es war unerläßlich, auch das Personal der Staatsgewalten hinzuzufügen, dieses unter den Männern der Revolution auszusuchen und dasselbe in der Constitutionsurkunde selbst zu bestimmen. Nach Abfassung sämmtlicher eben genannten Bestimmungen mußte man sich also mit der Wahl der Personen beschäftigen.

General Bonaparte wurde auf zehn Jahre zum Ersten Consul ernannt. Man kann nicht eigentlich sagen, daß er gewählt wurde; die Verhältnisse wiesen auf ihn hin; man empfing ihn aus den Händen des Siegs und der Nothwendigkeit. Sobald seine Stellung einmal bestimmt war, handelte es sich darum, eine für Sieyès aufzusuchen. Diese große Persönlichkeit hatte wenig Lust zu Geschäften und noch weniger zu Nebenrollen. Es stand ihm nicht an, der Gehülfe des jungen Bonaparte zu sein, und er lehnte es deßhalb ab, zweiter Consul zu werden. Sogleich wird sich zeigen, welche seinem Charakter gemäßere Stellung ihm angewiesen wurde. Zum zweiten Consul wählte man Cambacérès, einen ausgezeichneten Rechtsgelehrten, der sich durch großes Wissen, durch Besonnenheit und Takt ein bedeutendes Ansehen unter den Staatsmännern jener Zeit erworben hatte. Er war gegenwärtig Justizminister. Lebrun, ein vorzüglicher Schriftsteller, früher Redacteur der Edicte Maupeou's, unter dem alten Régime den zu vernünftigen Reformen geneigten Männern beigezählt, der Sache der gemäßigten Revolution allezeit treu ergeben, in finanziellen Fragen wohl unterrichtet und zu milde, um ein lästiger Widersprecher zu sein, Lebrun wurde zum dritten Consnl ernannt. Cambacérès konnte den General Bonaparte sehr wohl bei der Justizverwaltung vertreten, Lebrun ihn nützlich bei der Finanzverwaltung unterstützen und alle Beide ihm viel helfen, ohne ihm im Geringsten hinderlich zu sein. Es war unmöglich, die zur Bildung der neuen Regierung bestimmten Männer passender zusammenzufinden, und aus diesen Wahlen mußten bei Organisation der ausübenden Gewalt alle übrigen sich ergeben.

Jetzt mußte zur Bildung der berathschlagenden Körperschaften geschritten werden. Hier fand sich die Rolle, auf welche Sieyès von

der Natur hingewiesen wurde. In der Constitution war festgestellt: der Senat solle die Mitglieder sämmtlicher berathschlagenden Körperschaften erwählen. Es handelte sich jetzt darum, wer zum ersten Male den Senat bilden sollte. Durch einen besondern Artikel der Constitution bestimmte man, daß Sieyès und Roger-Ducos, die nun aufhörten Consuln zu sein, im Verein mit Cambacérès und Lebrun, die es eben wurden, die absolute Majorität des Senats ernennen sollten, welche bei 60 Mitgliedern aus 31 bestand. Die auf solche Weise ernannten 31 Senatoren sollten dann durch geheime Abstimmung die noch zu ernennenden 29 Senatoren wählen. Sobald nun der Senat vollzählig sei, sollte er den gesetzgebenden Körper, das Tribunat und das Cassationstribunal bilden.

Vermittelst dieser verschiedenen Combinationen befand sich General Bonaparte an der Spitze der ausübenden Gewalt, aber man beobachtete doch noch eine Art von Zurückhaltung, indem man ihn von der Bildung der berathschlagenden Körperschaften ausschloß, die seine Handlungen überwachen sollten; dieses Geschäft überließ man hauptsächlich dem Gesetzgeber Frankreichs, Sieyès, dessen active Rolle nunmehr zu Ende war, und daher bestimmte man ihm als Ruheposten die Präsidentschaft im Senate. So erhielt Jedes seine passende Stellung, ohne daß der äußere Schein verletzt wurde.

Man beschloß, daß die Constitution durch Auslegung von Stimmlisten in den Mairien, den Friedensgerichten, den Notariaten und den Gerichtsschreibereien dem Nationalwillen vorgelegt und daß in Erwartung der Annahme, an der man nicht zu zweifeln schien, der Erste Consul, die beiden ausscheidenden Consuln und die beiden eintretenden Consuln zu den ihnen übertragenen Wahlen schreiten sollten, damit am 1. Nivôse die Hauptstaatsgewalten eingesetzt und zur praktischen Einführung der neuen Constitution bereit wären. Dies war unerläßlich, um der Dictatur der provisorischen Consuln, über welche schon einige Gemüther sich mißfällig aussprachen, ein Ende zu machen, und um der allgemeinen Ungeduld, endlich eine definitive Regierung eingesetzt zu sehen, zu genügen. In der That wünschte Jedermann sehnlich eine festbegründete und gerechte Regierung, welche die Kraft und Einheit der Staatsgewalt sicherte, ohne alle Freiheit zu ersticken, bei der ehrenwerthe und befähigte Männer jedes Ranges und aus allen Parteien den ihnen zukommenden Platz fänden. Es läßt sich nicht leugnen, daß

eine Erhörung dieser Wünsche unter der Constitution vom Jahre VIII. keineswegs unmöglich war; ja sie würde sie sogar vollständig erfüllt haben, hätte sie nicht später die Gewaltthätigkeiten erleiden müssen, die ein außerordentliches Genie gegen sie beging, welches überdies, wie dieses von den Umständen begünstigt, noch mit ganz andern Schranken fertig geworden wäre, als das legislative Werk Sieyès' oder irgend ein anderes, was man damals zu ersinnen im Stande war, ihm entgegenzustellen vermocht hätte.

Die Constitution wurde in der Nacht vom 12. zum 13. December (vom 21. zum 22. Frimaire) beschlossen und am 15. December 1799 (24. Frimaire des Jahres VIII.) zur großen Freude ihrer Urheber und selbst des Publicums öffentlich verkündigt.

Sie bezauberte die Gemüther durch die Neuheit der Ideen und die Künstlichkeit ihres inneren Getriebes. Alle Welt begann zu ihr und zu den Männern, von denen sie zur Ausführung gebracht werden sollte, Hoffnung zu fassen.

Folgende Einleitung wurde ihr vorausgeschickt:

„Bürger, es wird euch eine Constitution vorgelegt.“

„Sie macht den Ungewißheiten ein Ende, welche die provisorische Regierung in die Beziehungen zum Auslande, wie in die innere und militärische Lage der Republik brachte.“

„Sie stellt in den Einrichtungen, die sie begründet, die ersten Beamten an, deren Hingebung zu ihrer Wirksamkeit nöthig schien.“

„Die Constitution beruht auf den wahren Grundsätzen der Repräsentativregierung, auf den heiligen Rechten des Eigenthums, der Gleichheit, der Freiheit.“

„Die Gewalten, die sie einsetzt, werden stark und fest sein, wie wie sie es sein müssen, um die Rechte der Bürger und die Interessen des Staats zu sichern.“

„Bürger, die Revolution ist befestigt in den Grundsätzen, die sie begonnen haben; sie ist beendigt.“

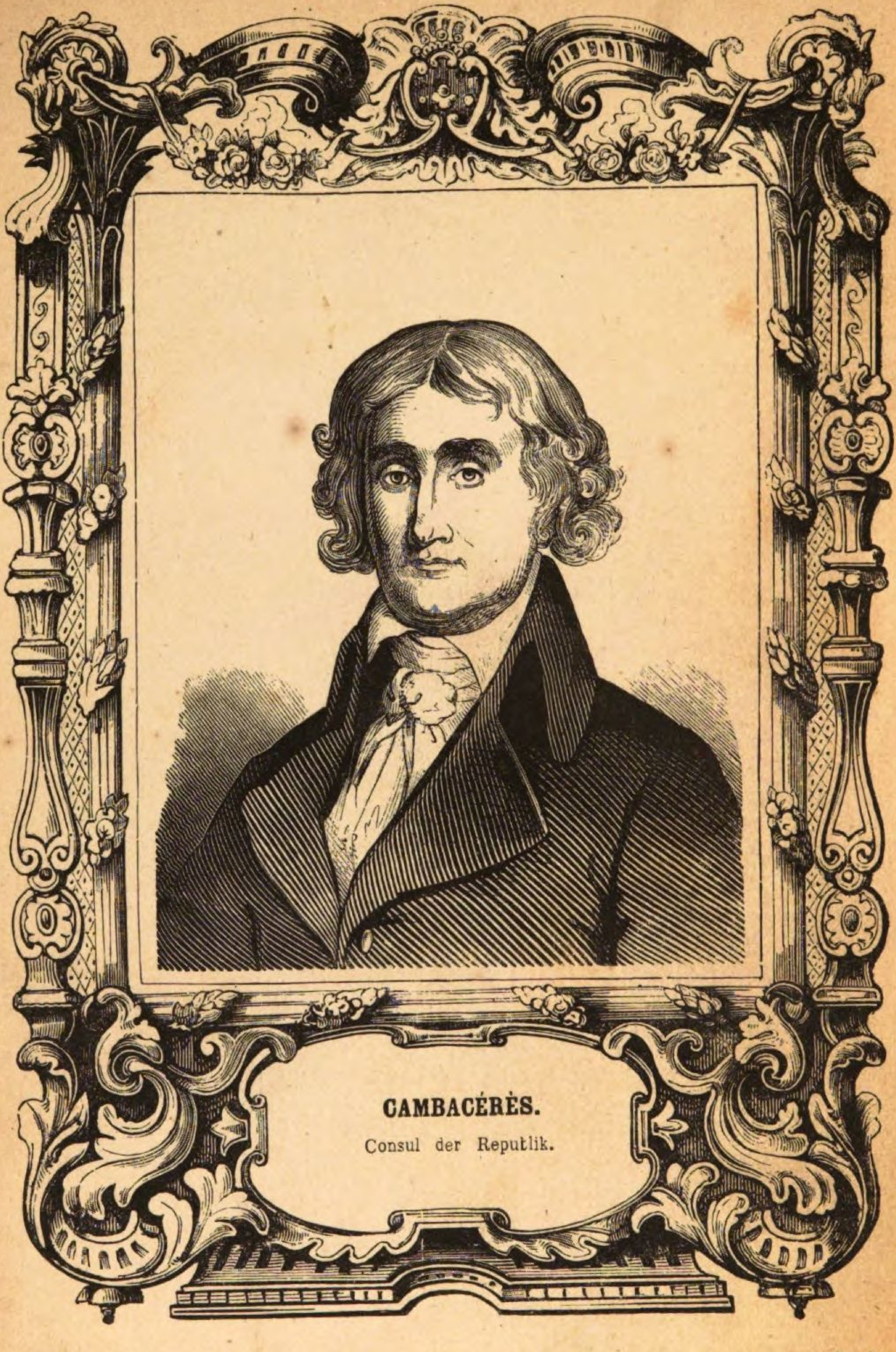
Zwei solche Männer, wie General Bonaparte und Sieyès, rufen im Jahre 1800 aus: die Revolution ist beendigt! Welch wundersames Beispiel von den Täuschungen des menschlichen Geistes! Indessen, das muß man zugestehen, Etwas war beendigt, dies war die Anarchie.

Bei allen denen, die zu diesem Werke beigetragen hatten, war die Freude, es vollendet zu sehen, groß. Einige von Sieyès' Ideen

waren verworfen; allein seine Constitution war beinahe vollständig angenommen worden und ohne eine absolute Gewalt, wie die eines Solon, Lykurg oder Mahommed, die in unsern Zeiten des Zweifels, wo jeder individuelle Zauber aufgehoben ist, kein Mensch zu erlangen im Stande wäre, dürfte es kaum möglich sein, einen größern Theil seiner Gedanken in die Constitution eines großen Volkes zu bringen. Und so wie sie war, wenn nicht später der Sieger von Marengo zwei wesentliche Veränderungen darin vorgenommen hätte: Hinzufügung des erblichen Kaiserthums und Aufhebung des Tribunats, hätte diese Constitution ein Dasein haben können, das kein Triumph der absoluten Gewalt gewesen wäre.

Nachdem Sieyès das Schwert, das zum Sturze des Directoriums gedient, dem General Bonaparte in die Hand gedrückt, nachdem er eine Constitution entworfen hatte, war er im Begriff, Frankreich der unersättlichen Thätigkeit des jungen Consuls zu überlassen und sich für seine Person in die beschauliche Muße zurückzuziehen, die er dem lebendigen Geschäftstreiben vorzog. Der neue Erste Consul wünschte dem Gesetzgeber Frankreichs einen Beweis der Nationalerkenntlichkeit zu geben und ließ bei den gesetzgebenden Commissionen den Antrag stellen, ihm das Landgut Crosne als Geschenk zu überlassen. Dieses Geschenk wurde decretirt und mit dem edelsten Ausdrucke der öffentlichen Dankbarkeit Sieyès angekündigt. Sieyès empfand darüber eine lebhafte Freude, denn ungeachtet seiner unantastbaren Redlichkeit, war er für die Genüsse des Wohllebens empfänglich und er mußte auch durch die erhabenen und zartsinnigen Formen gerührt werden, in denen ihm diese Nationalbelohnung zuerkannt wurde.

Hierauf bereitete man Alles vor, um die Constitution in den ersten Tagen des Januars 1800 (Nivôse des Jahres VIII.), d. h. in den ersten Tagen des Jahres, womit dieses große Jahrhundert schloß, in Kraft zu setzen.



CAMBACÉRÈS.

Consul der Reputlik.

II. Buch.

Innere Verwaltung.

Der 4. Nivôse des Jahres VIII. (25. December 1799) war der zum Amtsantritt der Consuln und zur ersten Versammlung des conservirenden Senats bestimmte Tag. Zahlreiche Ernennungen sollten diesem Zeitpunkte vorangehen, denn sowohl die ausübende Gewalt wie der Senat mußten gleichzeitig gebildet werden, bevor man sie in Thätigkeit setzen konnte.

General Bonaparte, der das Amt übernommen hatte, die Agenten der ausübenden Gewalt zu ernennen, und Sieyès, Roger-Ducos, Cambacérès und Lebrun, die beauftragt waren, die Mitglieder des Senats zu erwählen, von denen dann wieder der gesetzgebende Körper und

das Tribunat gebildet werden sollte, wurden mit Gesuchen aller Art bestürmt. Es handelte sich für die Bittsteller allerdings um Erlangung der Aemter von Senatoren, Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers, Tribunen, Staatsräthen, Präfecten; und diese hohen Aemter, alle auf einmal zu vertheilen, alle reichlich besoldet, konnten wohl den Ehrgeiz reizen. Viele heftige Revolutionäre und Gegner des 18. Brumaire waren schon sehr besänftigt. Viele Schwankende, die sich erst nach dem Erfolge entschließen, begannen jetzt mit ihrer Ansicht offen hervorzutreten. Es war damals wie immer ein Ausdruck im Umlauf, der die Stimmung der Gemüther vollkommen bezeichnet. Man muß „sich zeigen", hieß es; man muß beweisen, daß man, weit entfernt der neuen Regierung Hindernisse entgegenzusetzen, im Gegentheil bereit ist, diejenigen, die ihr im Weg liegen, hinwegräumen zu helfen; das hieß, man wünschte die Aufmerksamkeit der fünf mit allen Ernennungen beauftragten Männer auf sich zu lenken. Es gab sogar Bittsteller, die, um in's Tribunat zu gelangen, der Consularregierung ihre Ergebenheit versprachen, obschon sie im voraus fest entschlossen waren, ihr den lebhaften Widerstand entgegenzusetzen.

Wenn bei Revolutionen die Flamme der Leidenschaften zu verlöschen beginnt, folgt auf Gewaltthätigkeit Habgier, und vom Schrecken springt man plötzlich zum Ekel über. Wenn nicht Handlungen der reinsten Tugend, wenn nicht Thaten des Heldenmuths mit ihrem Glanze die erbärmlichen Kleinlichkeiten verdeckten, besonders aber, wenn nicht die weit sich erstreckenden und wohlthätigen Ergebnisse, welche die socialen Revolutionen den Völkern darbieten, das Böse der Gegenwart durch die Unermeßlichkeit des Guten der Zukunft aufwögen, so müßte man die Blicke von dem Schauspiele, das sie der Welt zeigen, hinwegwenden. Aber sie sind eine Prüfung, welche die Vorsehung zur Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft über diese verhängt, und deßhalb muß man mit Sorgfalt und, wenn man es vermag, mit Nutzen dieses wechselsweis abstoßende oder erhabene Schauspiel beobachten.

Wie es scheint, war dieses Drängen alles Ehrgeizes so groß, daß es den Schriftstellern auffiel und die Federn derselben beschäftigte. Selbst der Moniteur, der noch nicht officielles Journal war, es aber wenige Tage später wurde (am 7. Nivôse), glaubte diese Kriechereien züchtigen zu müssen.

„Seitdem die Constitution," schrieb er, „eine Menge reich besoldeter

Stellen geschaffen hat, wie viel Leute sind da in Bewegung! wie viel wenig bekannte Gesichter drängen sich da zum Vorschein! wie viel vergessene Namen regen sich da wieder unter dem Staube der Revolution! wie viel stolze Republikaner vom Jahre VII. schmiegen sich da, um an den wichtigen Mann zu gelangen, der sie anstellen kann! wie viel Brutusse bitten da um Anstellung! wie viel unbedeutende Talente hebt man da in den Himmel! wie viel geringfügige Dienstleistungen sucht man da zu vergrößern! wie viel blutige Flecken sucht man da zu verstecken! Dieser wundersame Coulissenwechsel ist in einem Augenblicke vollbracht. Hoffen wir, daß der Heros der Freiheit, der sich in der Revolution stets nur durch Wohlthun hervorgethan, mit dem Ekel auf diese Umtriebe blicken wird, den sie in jeder edlen Brust hervorrufen; hoffen wir, daß er nicht dulden wird, daß ein Haufen obscurer oder entehrter Namen sich mit den Strahlen seines Ruhms zu umkleiden suche!" (Moniteur vom 3. Nivôse.)

Seien wir übrigens gerecht und glauben wir nicht, daß dieses Gemälde auf die ganze Nation passe. Wie es Leute gab, die sich erniedrigten, oder auch ohne sich zu erniedrigen, sich wenigstens um eine Anstellung abmühten, so erwarteten Einige mit Würde die Aufforderung, welche die Regierung an ihre Einsicht und ihren Eifer ergehen lassen würde. Wenn z. B. Constant inständig und unter großen Betheuerungen der Ergebenheit für die Familie Bonaparte um Zulassung zum Tribunat bat, so baten von Tracy, Volney, Monge, Carnot, Ginguené, Ducis keineswegs, sondern überließen es dem freien Willen der constituirenden Gewalt, sie bei diesen großen Vertheilungen von Staatsämtern mitzuwählen.

Am 24. December (3. Nivôse) versammelten sich die neuen Consuln, um zur Bildung des Staatsrathes zu schreiten und sich so in den Stand zu setzen, am folgenden Tage, den 25. December (4. Nivôse), die Regierung zu errichten. Die ausscheidenden Consuln, Sieyès und Roger-Ducos, und die eintretenden, Cambacérès und Lebrun, begaben sich hierauf in's Luxembourg, um die größere Hälfte von den Mitgliedern des Senats zu ernennen, damit sich auch der Senat am nächsten Tage versammeln, sich vollzählig machen und zur Bildung der großen, berathschlagenden Körperschaften schreiten könne.

Der Staatsrath wurde in fünf Sectionen getheilt: die erste für die Finanzen, die zweite für die Civil- und Criminalgesetzgebung, die

dritte für das Heerwesen, die vierte für die Marine, die fünfte für das Innere. In jeder Section sollte ein Staatsrath, im ganzen Staatsrathe der Erste Consul oder in dessen Abwesenheit einer seiner Collegen, Cambacérès oder Lebrun, den Vorsitz führen.

Jede Section sollte die Gesetzentwürfe oder die Reglements über Gegenstände ihrer Competenz abfassen. Diese Gesetzentwürfe und Reglements sollten hierauf in vereinigter Sitzung aller Sectionen gemeinsam berathen werden. Ueberdies war der Staatsrath noch mit der Administrativjustiz beauftragt und sollte über Competenzconflicte sowohl zwischen Civilgerichten und Verwaltungsbehörden als zwischen den Gerichten selbst entscheiden. Das sind dieselben Attributionen, die ihm noch jetzt zustehen; damals aber war er zur Abfassung der Gesetze verpflichtet, ihm war die Begründung derselben vor dem gesetzgebenden Körper ausschließlich übertragen; endlich hatte er auch über die wichtigsten Regierungsfragen, einigemal sogar über Fragen der auswärtigen Politik zu verhandeln, wovon wir später einige Beispiele antreffen werden. Der Staatsrath war also in jener Zeit nicht allein ein Verwaltungsrath, sondern ein wahrer Regierungsrath.

Einigen Mitgliedern dieser Behörde waren außerdem in verschiedenen Ministerien verschiedene specielle Verwaltungszweige, denen man eine größere Bedeutsamkeit geben oder eine ganz besondere Sorgfalt sichern wollte, übertragen: es waren dies der öffentliche Unterricht, die Staatscasse, die Domänen, die Colonien und die öffentlichen Arbeiten. Die mit der Leitung dieser verschiedenen Abtheilungen beauftragten Staatsräthe standen unter der Autorität des betreffenden Ministers. Die Mitglieder des Staatsraths waren reichlich besoldet und sollten jedes 25,000, die Präsidenten 35,000 Franken Jahresgehalt bekommen. Solche Summen hatten zu jener Zeit einen weit höhern Werth, als sie ihn jetzt haben würden. Man bewarb sich noch mehr um die Staatsrathsstellen, als um die Stellen im Senate, denn bei gleichem Gehalte und gleichem Ansehen mit den Senatoren hatten die Staatsräthe ebenso wie die Minister selbst an der Behandlung der wichtigsten Staatsgeschäfte Theil.

Die vorzüglichsten Mitglieder dieser hohen Körperschaft waren: in der Armeesection: Lacuée, Brune, Marmont; in der Marinesection: Campagny, Ganteaume, Fleurieu; in der Finanzsection: Defermont, Duchâtel, Dufresne; in der Justizsection: Boulay von der Meurthe,

Berlier, Réal; in der Section des Innern: Röderer, Cretet, Chaptal, Régnault de Saint-Jean-d'Angely, Fourcroy. Zu den fünf Präsidenten wurden Brune, Ganteaume, Defermont, Boulay von der Meurthe und Röderer bestimmt. Man konnte sicherlich diese Behörde nicht aus angeseheneren Namen, aus begründeteren und mannigfaltigeren Talenten zusammensetzen. Es ist ausgemacht: die französische Revolution war erstaunlich fruchtbar an Männern von allen Arten gewesen; und zumal wenn man nicht mehr die von den Parteien gegenseitig ausgesprochenen Ausschließungen beachten wollte, war man im Stande, das mannigfaltigste, befähigtste und, fügen wir hinzu, das ruhmvollste Regierungspersonal zu bilden. Das that der neue Consul; er wählte z. B. in die Finanzsection den damals des Royalismus stark angeklagten Devaisnes, der jedoch in dem Verwaltungszweige, mit dem er sich beschäftigte, praktische Kenntnisse besaß, die sehr nützlich gewesen waren und es später noch mehr wurden.

An demselben Tage, den 24. December (3. Nivôse), kamen Sieyès, Roger-Ducos, Cambacérès und Lebrun zusammen, um die 29 Senatoren zu ernennen, die mit den beiden ausscheidenden Consuln die Zahl 31 bilden sollten. Das Verzeichniß war natürlich im Voraus entworfen worden; es enthielt die ehrenvollsten Namen, Berthollet, Laplace (dieser war kurz vorher aus dem Ministerium des Innern geschieden), Monge, Tracy, Volney, Cabanis, Kellermann, Garat, Lacépède, Ducis. Letzterer lehnte die Wahl ab.

Am folgenden Tage, den 25. December (4. Nivôse), versammelte sich der Staatsrath zum ersten Male. Die Consuln wohnten, in Begleitung der Minister, der Sitzung bei. Man berieth über einen Gesetzentwurf, durch welchen die Verhältnisse der hohen Staatskörperschaften unter einander geregelt werden sollten; auch kam man überein, was für Gesetzentwürfe vorzubereiten seien, um sie dem gesetzgebenden Körper in seiner nächsten Sitzung vorlegen zu können.

Der Senat versammelte sich ebenfalls im Palast Luxembourg und mehrte sich durch die Erwählung von 29 neuen Mitgliedern, die mit den bereits ernannten 31 zusammen die Gesammtzahl der Senatoren auf 60 brachten. Diese Zahl sollte bekanntlich später auf 80 erhöht werden. Auch auf dieser Ergänzungsliste fand man große Berühmtheiten: Lagrange, Darcet, François von Neufchâteau, Daubenton,

Bougainville, den Bankier Perrégaux und endlich einen sehr alten Namen, von Choiseul-Praslin.

An den folgenden Tagen beschäftigte sich der Senat mit der Bildung des gesetzgebenden Körpers und des Tribunats. In den gesetzgebenden Körper setzte man gemäßigte Männer aus allen Epochen, Mitglieder der constituirenden Versammlung und endlich Abgeordnete aus dem Rathe der Fünfhundert. Man trug Sorge, aus diesen verschiedenen Versammlungen diejenigen Männer auszuwählen, welche wenig nach dem Lärm, dem Glanze, der Aufregung des Geschäftslebens gestrebt hatten, und behielt dem Tribunat diejenigen vor, die durch die entgegengesetzte Richtung bekannt waren. Die dreihundert Namen, aus denen der gesetzgebende Körper gebildet war, konnten also nicht besonders glanzvoll sein und in diesem zahlreichen Verzeichnisse dürften sich schwerlich zwei oder drei auffinden lassen, die noch heute bekannt wären. Man bemerkte darunter den bescheidenen und tapfern Latour-d'Auvergne, einen durch seine Tugenden, seine Thaten und sein herrliches Ende des Alterthums würdigen Helden.

Die hundert Namen des Tribunats, ausgewählt mit der sehr natürlichen, aber bald bitter bereuten Absicht, den thätigen, unruhigen, ruhmsüchtigen Köpfen Raum zu geben — diese hundert Namen enthielten Berühmtheiten, von denen einige schon ein wenig in Schatten gestellt, aber in dem Augenblicke, wo wir schreiben, noch keineswegs vergessen sind: es waren dies Chénier, Andrieux, Chauvelin, Stanislas de Girardin, Benjamin Constant, Daunou, Riouffe, Bérenger, Ganilh, Ginguené, Laromiguière, Jean-Baptiste Say rc.

Nachdem die Bildung dieser Körperschaften einmal beendigt war, setzte man das für sie bestimmte Local in Bereitschaft. Die Tuilerien wurden den drei Consuln vorbehalten, das Luxembourg dem Senate, der Palast Bourbon dem gesetzgebenden Körper und das Palais Royal dem Tribunat angewiesen.

Eine Summe von einigen hunderttausend Franken wurde aufgewendet, um die Tuilerien wieder wohnlich zu machen, und bis zur Vollendung der nothwendigen Arbeiten nahmen die Consuln im Petit-Luxembourg Platz.

General Bonaparte hatte seit seiner Rückkehr aus Aegypten schon viel gethan: er hatte das Directorium gestürzt und sich eine dem Anschein nach niedere, in der Wirklichkeit aber höhere Autorität als das

constitutionelle Königthum erworben. Aber diese Autorität hatte er kaum erst an sich gebracht, und ihr Fortbesitz mußte durch nützliche Arbeiten, durch große Thaten gerechtfertigt werden. Es blieb ihm also noch Unermeßliches zu schaffen übrig und seine ersten Reorganisationsversuche waren nur ein allerdings schon glückliches Beginnen, ließen aber noch große Zerrüttungen, schwere Leiden im Lande, Verlegenheit in der Staatscasse, Elend bei den Armeen, die Flammen des Bürgerkriegs in der Vendée, Unentschlossenheit bei den neutralen Mächten und wahre Verbissenheit zur Fortsetzung des Kampfes bei den kriegführenden Mächten. Und dennoch auf seine ersten Leistungen folgend und den unermeßlichen Leistungen, die er bald auszuführen die Zuversicht hegte, vorangehend, that diese Besitzerlangung der Macht seinem ehrgeizigen Herzen wohl.

Zur Feier seines Regierungsantritts erließ er eine Reihe von Verfügungen, die mit Sorgfalt zusammengestellt waren und aus denen eine tiefberechnete Politik, eine lebhafte Freude und jene Großmuth hervorleuchtete, mit der die Befriedigung jedes feurige und wohlwollende Herz erfüllt. Solche Verfügungen folgten aufeinander vom 25. December (4. Nivôse), dem Einsetzungstage der Consularregierung, bis zum 1. Januar 1800 (11. Nivôse), dem Eröffnungstage der ersten gesetzgebenden Sitzung.

Zunächst entschied ein Gutachten des Staatsraths vom 27. December (6. Nivôse), daß die Gesetze, welche die Verwandten von Emigranten und die ehemals Adligen von Staatsämtern ausschlössen, ohne Weiteres ungültig sein sollten, in Betracht, daß diese Gesetze den Grundsätzen der neuen Constitution widersprächen.

Eine Anzahl von Leuten, die der Revolutionspartei angehörten, sollten, wie bereits erwähnt ist, in Folge einer unüberlegten, wenige Tage nach dem 18. Brumaire getroffenen Anordnung deportirt oder in Haft gehalten werden. Beide Strafen waren in Polizeiaufsicht verwandelt worden. Auch diese Polizeiaufsicht wurde durch eine Verordnung vom 6. Nivôse aufgehoben. Nachdem der erste Consul für diejenigen, die auf dem Punkte standen, die Strenge des Gesetzes zu erleiden, diese versöhnende Maßregel getroffen, gewährte er den Opfern des Directoriums und der vorhergehenden Regierungen eine noch bedeutendere und nothwendigere Hülfe. Die, welche ohne rechtmäßige Verurtheilung deportirt worden waren, erhielten die Erlaubniß zur

Rückkehr nach Frankreich mit Vorbehalt der Verbindlichkeit, in angewiesenen Ortschaften zu leben. Diese Verordnung erstreckte sich auf Proscribirte aus allen Epochen, besonders aber auf die vom 18. Fructidor. Boissy-d'Anglas, Dumolard, Pastoret wurden zurückberufen und der Erste in Annonay, der Zweite in Grenoble, der Dritte in Dijon zu wohnen ermächtigt. Die ebenfalls zurückberufenen Carnot, Portalis, Quatremère-Quincy, Siméon, Villaret-Joyeuse, Barbé-Marbois und Barrère durften ihren Wohnsitz in Paris nehmen. Daß man Männer wie Carnot, Siméon und Portalis nach der Hauptstadt zog, obschon diese nicht ihr Geburtsort war, zeigte zur Genüge, daß die Regierung Absichten auf sie habe und ihre Talente zu benutzen geneigt sei.

Andere Maßregeln wurden rücksichtlich des Gottesdienstes und der Freiheit des Cultus getroffen. Am 28. December (7. Nivôse) wurde verfügt, daß die zu gottesdienstlichen Gebräuchen bestimmten Gebäude auch in Zukunft diese Bestimmung behalten oder, wenn sie den Geistlichen der verschiedenen Religionsparteien noch nicht zurückgegeben wären, diese sie wiederbekommen sollten. Einige Localbehörden verboten, um den katholischen Gottesdienst zu erschweren, die Oeffnung der Kirchen am Sonntage und gestatteten sie nur an den Tagen Decadi. Die Consuln cassirten derartige Municipalverfügungen und verbanden mit der Rückgabe der Kirchen die freie Befugniß, sie an den von jedem Glaubensbekenntniß bestimmten Tagen zu benutzen. Ueberdies wagte man doch noch nicht die Ceremonien der Theophilanthropen, die an bestimmten Wochentagen in den Kirchen stattfanden und in den Augen der Katholiken für Entweihung galten, zu verbieten.

Die Consuln ließen die den Priestern auferlegte Verpflichtungsformel abändern. Früher verlangte man von ihnen einen besondern Eid auf die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit, wodurch sie, nach der Meinung Einiger, zur Anerkennung einer den Gesetzen der Kirche widersprechenden Gesetzgebung genöthigt wurden. Jetzt kam man darauf, von ihnen ein einfaches Versprechen des Gehorsams gegen die Constitution des Staates zu fordern, das zu ertheilen vernünftigerweise keiner von ihnen Bedenken tragen konnte, ohne den von der katholischen Religion streng vorgeschriebenen „Gehorsam gegen den Kaiser" zu verweigern. Darin bestand das seitdem im Gegensatze von „Eid" sogenannte „Versprechen," das dem Altare sofort eine große Anzahl von

Priestern wieder zuführte. Die „Beeidigten" hatten bereits die Gunst der Regierung erlangt; jetzt war die Reihe an den „Unbeeidigten."

Endlich fügte der neue Erste Consul zu den getroffenen Maßregeln auch eine hinzu, die in Jedermanns Augen noch unmittelbarer ihm anzugehören scheinen mußte, weil sie an Verhältnisse, die ihn gewissermaßen persönlich angingen, erinnerte. Er hatte mit dem verstorbenen Papst Pius VI. den Vertrag von Tolentino abgeschlossen und an den Thoren von Rom unterzeichnet; seit dem Jahre 1797 hatte er sich sichtlich bemüht, große Ehrfurcht gegen dieses Oberhaupt der katholischen Kirche zur Schau zu tragen und dagegen ausgezeichnete Beweise des Wohlwollens vom heiligen Vater empfanden. Pius VI. war zu Valence in der Dauphiné gestorben, es waren ihm aber noch nicht die Ehren des Begräbnisses zu Theil geworden. Seine sterblichen Ueberreste waren in einer Sakristei beigesetzt. Als nun General Bonaparte aus Aegypten zurückkehrte, sprach er in Valence den Cardinal Spina, erfuhr die näheren Umstände hiervon und nahm sich vor, ein durchaus unschickliches Versäumniß nächstens wieder gut zu machen.

Am 30. December (9. Nivôse) ließ er von den Consuln eine Verfügung treffen, die auf die edelsten Erwägungen begründet war.

„Die Consuln — so lautete die Verfügung —, in Erwägung, daß die Leiche von Pius VI. seit sechs Monaten in der Stadt Valence aufbewahrt wird, ohne daß ihr die Ehren eines Begräbnisses zu Theil geworden;

„in Erwägung, daß dieser Greis, achtbar durch sein Unglück, wenn er gleich einen Augenblick Frankreichs Feind war, dies nur durch die Rathschläge der Männer war, die ihn in seinem Alter umgaben;

„in Erwägung, daß es der Würde der französischen Nation gemäß ist und ihrem Charakter entspricht, einem Manne, der eine der höchsten Rangstufen auf Erden einnahm, Beweise der Achtung zu geben,

„verfügen .... rc." Hierauf folgten Verordnungen, worin Bestattungsfeierlichkeiten für den Papst und zugleich auch ein Grabmal, welches die Würde des beerdigten Kirchenfürsten bezeichne, vorgeschrieben wurden.

Diese Demonstration machte vielleicht noch mehr Eindruck als die humansten Maßregeln, denn sie ergriff und erschütterte die an anderes Schaugepränge gewöhnte Phantasie. Auch strömte eine unzählige Men-

schenmenge in Valence zusammen, um die ihr gewährte Erlaubniß zu einer religiösen Manifestation zu benutzen.

Das Verzeichniß der revolutionären Feste enthielt eins, das sehr unglücklich gewählt war, nämlich die Festfeier des 21. Januars. Wie auch die Anhänger der verschiedenen Parteien über das tragische Ereigniß dachten, an welches dieses Datum erinnerte, roh blieb ein Fest, das wie dieses die Erinnerungsfeier einer blutigen Katastrophe zum Zweck hatte. Schon unter dem Directorium hatte General Bonaparte einen heftigen Widerwillen gezeigt, ihm beizuwohnen, nicht daß es ihm eingefallen wäre, das Königthum, das er später zum eignen Vortheil wiederherstellen sollte, schon damals zu ehren, sondern weil er es liebte, den Leidenschaften, die er nicht theilte, öffentlich zu trotzen. Als Oberhaupt der Regierung ließ er daher durch die gesetzgebenden Commissionen bestimmen, daß es fortan nur zwei Feste geben solle, das Fest am 14. Juli, als Jahresfeier des ersten Tags der Revolution, und das des 1. Vendémiaire, als Jahresfeier des ersten Tags der Republik. „Diese Tage," sagte er, „sind unvergänglich im Andenken der Bürger; sie sind von allen Franzosen mit einstimmigem Freudenjubel begrüßt worden und erwecken keine Erinnerung, die Zwiespalt unter die Freunde der Republik zu bringen geneigt ist."

Es gehört all die Macht, all die Kühnheit des neuen Regierungsoberhauptes dazu, um sich eine Reihe von Maßregeln zu erlauben, die zwar an sich gerecht, politisch und moralisch waren, jedoch vielen überspannten Köpfen als ebenso viel Vorläufer einer vollständigen Contrerevolution erschienen. Allein während General Bonaparte dies Alles unternahm, war er zugleich bemüht, bald selbst das erste Beispiel von Vergessen des politischen Hasses zu geben, bald mit Glanz den Sinn für Ruhm zu wecken, durch den er die Menschen jener Tage leitete und der niedrigen Parteiwuth entriß. So hatte ihn General Augereau durch ein unschickliches Betragen am 18. Brumaire beleidigt; demungeachtet ernannte er ihn zum Befehlshaber der Armee von Holland.

„Zeigen Sie," schrieb er ihm in einem Briefe, der veröffentlicht wurde, „zeigen Sie bei allen Handlungen, zu denen Ihre Befehlshaberschaft Ihnen Anlaß geben wird, daß Sie über die elenden Parteizwiste erhaben sind, deren Folge leider seit zehn Jahren Frankreichs Zerrüttung gewesen ist.... Wenn die Umstände mich nöthigen, den

Krieg persönlich zu führen, so zählen Sie darauf, daß ich Sie nicht in Holland lasse und niemals den schönen Tag von Castiglione vergesse."

Gleichzeitig leitete er durch Einführung von Ehrenwaffen die Stiftung der Ehrenlegion ein. Nachdem die französische Demokratie Abscheu vor persönlichen Auszeichnungen zur Schau getragen, konnte sie damals allerhöchstens Belohnungen für Kriegsthaten zulassen. Als Folgerung aus einem Artikel der Constitution ließ der Erste Consul bestimmen, daß für jede glänzende Waffenthat den Infanteristen eine Ehrenflinte, den Cavalleristen ein Ehrencarabiner, den Artilleristen Ehrengranaten und endlich den Offizieren jeden Grades Ehrensäbel zuerkannt werden sollten. Diese Einrichtung, die am 25. December (4. Nivose) verordnet wurde, führte er sogleich praktisch durch. Am Tage darauf bestimmte er dem General Saint-Cyr für ein glänzendes Gefecht, das dieser General eben in den Apenninen geliefert hatte, einen Ehrensäbel. „Empfangen Sie," schrieb er ihm, „zum Beweis meiner Zufriedenheit einen schönen Säbel, den Sie an Schlachttagen tragen werden. Machen Sie den Soldaten, die unter Ihrem Befehle stehen, bekannt, daß ich mit ihnen zufrieden bin und es noch mehr zu werden hoffe."

Mit diesen Maßregeln, welche die Besitznahme der Gewalt verkündigten, den Charakter seiner Regierung bezeichneten und seinen Entschluß, sich über alle Parteileidenschaften zu erheben, erkennen ließen, verband der Erste Consul unmittelbar Schritte von höchster Wichtigkeit, sowohl in Bezug auf die Vendée als auf die europäischen Mächte.

Mit den Vendéern war ein Waffenstillstand unterzeichnet, es waren Besprechungen mit ihnen eingeleitet worden und dennoch wollte es mit der Beruhigung nicht vorwärts gehen. General Bonaparte hatte den Royalisten, die sich an ihn wendeten, um seine Absichten zu erforschen und um zu erfahren, ob er sich damit begnügen würde, der Wiederhersteller, die Stütze, der erste Unterthan des Hauses Bourbon zu sein, kaum einen Zweifel gelassen. Er hatte sie aus ihrem Wahne gerissen, indem er sich unwiderruflich der Sache der französischen Revolution ergeben zeigte. Die Offenheit in seinen Erklärungen hatte die begonnene Annäherung durchaus nicht erleichtert. Die Häupter der Vendéer schwankten; sie standen zwischen Besorgnissen, welche die Kraft der neuen Regierung ihnen einflößte, und den dringenden An-

liegen der Emigranten in London, die ihnen von Pitt Waffen, Geld und Landungen zu versprechen ermächtigt waren.

Auf einen neuen Aufstand in der Vendée rechnete England ganz besonders. Es hatte die Absicht, an diesem Theile unsrer Küsten einen ähnlichen Versuch zu machen, wie er in Holland unternommen worden war. Der schlechte Erfolg dieses letztern hatte es nicht entmuthigt und es bat den Kaiser Paul inständigst um die Mitwirkung seiner Truppen, obwohl allerdings ohne große Aussicht, sie zu erlangen. Preußen, das für die Consularregierung eine Art von Theilnahme zu zeigen begann, wiederholte dem Adjutanten Duroc und dem französischen Geschäftsträger Otto fortwährend: Macht mit der Vendée ein Ende, denn dort bereitet man euch die empfindlichsten Streiche.

General Bonaparte wußte es. Abgesehen von dem Schaden, den die Vendée den Waffen der Republik zufügte, indem sie einen Theil ihrer Kräfte in Anspruch nahm, schien ihm der Bürgerkrieg nicht allein ein Unglück, sondern gewissermaßen eine Schmach für eine Regierung, denn er beweise einen beklagenswerthen Zustand im Innern. Er hatte deßhalb zu seiner Beendigung die wirksamsten Maßregeln ergriffen. Aus Holland hatte er einen Theil der Armee zurückkommen lassen, die so eben unter General Brune die englisch-russischen Truppen geschlagen hatte; mit diesem vereinigte er einen Theil der Besatzung von Paris, deren beträchtliche Verminderung ihm gleichgültig war, da er durch den Zauber seines Namens die materielle Kraft ersetzte, und auf diese Weise war es ihm gelungen, eine ausgezeichnete Armee von ungefähr 60,000 Mann in Westfrankreich zusammenzubringen. An die Spitze dieser Armee wurde General Brune gestellt, mit der Weisung, den ruhigen und versöhnlichen Hédouville, der alle Fäden der Unterhandlung mit den Royalisten in der Hand hatte, als zweiten Befehlshaber zur Seite zu behalten. Der Name des General Brune war eine Antwort für die, welche auf eine neue Landung englisch-russischer Truppen rechneten. Der Erste Consul glaubte indessen, bevor er einen entscheidenden Schlag thue, wenn die Bedingungen der Beruhigung im Lande nicht endlich angenommen würden, sich noch am Tage seines Amtsantritts an die Vendéer wenden zu müssen.

Am 29. December (8. Nivôse) ließ er den Westdepartements eine Proclamation und eine Verordnung der Consuln zukommen; er sprach zu ihnen:

„Zum zweiten Male droht ein ruchloser Krieg die Westdepartements in Flammen zu setzen. Das Umsichgreifen derselben zu verhüten und sie im eigenen Herde zu ersticken, ist Pflicht der ersten Beamten der Republik; sie wollen aber nur dann Gewalt anwenden, wenn alle Mittel der Ueberzeugung und der Gerechtigkeit vorher erschöpft sind.“

Der Erste Consul machte einen Unterschied zwischen den verbrecherischen Menschen, die, dem Auslande verkauft, auf ewig unversöhnliche Feinde der Republik blieben, und zwischen den irregeleiteten Bürgern, die durch den Bürgerkrieg nur grausame Verfolgungen abzuwehren beabsichtigt hätten; er erinnerte an alle Maßregeln, welche diese letztern beruhigen und der neuen Regierung wieder gewinnen mußten, z. B. an die Widerrufung des Gesetzes über die Geißeln, die Rückgabe der Kirchen an die Priester, die einem Jeden gestattete Freiheit der Sonntagsfeier; ferner versprach er allen, die sich unterwerfen, die Scharen der Insurgenten verlassen und die von England gelieferten Waffen niederlegen würden, eine gänzliche und vollständige Amnestie. Aber er fügte auch hinzu, man werde sofort mit Gewalt gegen die einschreiten, die im Insurrectionszustande beharren würden. Dann verkündigte er die Suspendirung der Constitution, d. h. die Anwendung außerordentlicher Gerichte in den Districten, wo sich Insurgentenbanden mit den Waffen in der Hand zu zeigen fortführen. „Die Regierung,“ — so lautete die Proclamation der Consuln am Schlusse, „wird verzeihen; sie wird der Reue Gnade angedeihen lassen; der Straferlaß wird vollständig und unbedingt sein, aber sie wird auch Jeden züchtigen, der nach dieser Erklärung noch wagen würde, der Nationalsouveränetät Widerstand zu leisten.... Doch nein: wir werden nur ein Gefühl mehr kennen, die Liebe zum Vaterlande. Die Diener eines Gottes des Friedens werden die ersten sein, welche Wiederaussöhnung und Eintracht fördern. Mögen sie zum Herzen in der Sprache reden, die ihnen ihr Herr und Meister lehrte, mögen sie sich in die Tempel begeben, die sich ihnen wieder eröffnen und zur Sühne der Verbrechen des Kriegs und des Blutes, das er fließen ließ, das Meßopfer darbringen.“

Die Erlassung dieses Manifests, das durch eine furchtbare Truppenmacht unterstützt wurde, war ganz geeignet, Wirkung zu thun, zumal da es von einer neuen Regierung ausging, der alle Frevel und

Fehler, welche dem Bürgerkriege zum Vorwand gedient hatten, völlig fremd waren.

Nachdem der Erste Consul auf die genannte Weise den inneren Feinden gegenüber aufgetreten war, wendete er sich zu den auswärtigen Feinden, und beschloß einen feierlichen Schritt bei den beiden Mächten zu thun, die noch gar kein Zeichen von Wiederannäherung an Frankreich gegeben, sondern durchaus hartnäckig auf den Krieg zu bestehen schienen, wir meinen: gegen Oestreich und Großbritannien.

Preußen hatte, wie wir gesehen haben, den Adjutanten Duroc sehr zuvorkommend aufgenommen und verfehlte nicht, dem Ersten Consul täglich deutlichere Beweise seiner Zuneigung zu geben. Durch die Beziehungen zu ihm befriedigt, wünschte es seiner Regierung gegen die Anarchie, seinen Waffen gegen Oestreich Erfolg. Rücksichtlich des Plans, als Vermittler aufzutreten, gefiel sich Preußen noch immer in dem Gedanken, getraute sich aber nicht, den ersten Schritt zu thun, da es den rechten Zeitpunkt zum Frieden noch fern glaubte und sich nicht zu früh auf einen Schritt einlassen wollte, von dem man unmöglich vorher wissen konnte, wie weit er führen würde. Wer die europäischen Zustände aufmerksam betrachtete, konnte auch wirklich leicht bemerken, daß zur Auflösung der Bande zwischen England und Oestreich noch ein Feldzug erforderlich sei. Der Hof von Madrid hatte den General Bonaparte ebenfalls mit Wohlgefallen emporkommen sehen, da mit ihm eine Allianz zwischen Spanien und Frankreich sowohl ehrenvoller als vortheilhafter erschien. Aber nirgends klärte sich der Horizont vollständig auf. Deßhalb beschloß General Bonaparte, sich gleich an demselben Tage, an welchem ihn die Constitution amtlich mit einer neuen Würde bekleidete, an die entschieden feindseligen Mächte zu wenden und ihnen Frieden anzubieten, damit die Schuld öffentlich auf ihrer Seite wäre, wenn sie ihn zurückwiesen. Nachher konnte er den Krieg unternehmen; die Meinung der Welt war dann für ihn.

Zunächst ertheilte er allen vorher schon ernannten französischen Bevollmächtigten, die Paris noch nicht verlassen hatten, weil man wünschte, daß sie im Namen einer definitiv constituirten Regierung beglaubigt würden, Befehl zur Abreise. General Beurnonville ging ab nach Berlin, Alquier nach Madrid, Sémonville nach dem Haag, Bourgoing nach Kopenhagen. General Beurnonville war mit einer

feinen Schmeichelei für den König von Preußen beauftragt, nämlich mit der Bitte um eine Büste Friedrich's des Großen, die in der großen Dianengallerie in den Tuilerien aufgestellt werden sollte. In dieser Gallerie ließ der Erste Consul die Abbildungen aller großen Männer, für die er besondere Vorliebe hegte, aufstellen. Alquier überbrachte die schmeichelhaftesten Worte für den König und die Königin nach Madrid und hatte den Auftrag, damit ein Geschenk für den Friedensfürsten zu verbinden, der noch großen Einfluß besaß, obschon er vom Ministerium zurückgetreten war. Dieses Geschenk bestand in ausgezeichneten Waffen aus der Fabrik zu Versailles, die damals durch die Vorzüglichkeit ihrer Arbeiten in ganz Europa berühmt war.

Hierauf beschäftigte sich der Erste Consul mit dem bei den beiden feindlichen Höfen von England und Oestreich beabsichtigten Schritt. In der Regel pflegt man derartige Schritte geheim zu halten und indirecte Versuche vorausgehen zu lassen, um sich die Demüthigung einer Zurückweisung zu ersparen. Bonaparte aber wollte, indem er zu England und Oestreich sprach, zur Welt sprechen und dazu bedurfte es einer feierlichen Eröffnung, die ganz aus den gewöhnlichen Formen heraustrat, die zu den Herzen der Souveräne selbst sprechen, ihnen schmeicheln oder sie in Verlegenheit setzen konnte. Statt also Lord Grenville oder Herrn von Thugut Noten zuzusenden, schrieb er geradeswegs an den König von England und an den deutschen Kaiser zwei Briefe, welche die Minister dieser Höfe ihren Souveränen zu überreichen beauftragt wurden.

Der für den König von England bestimmte Brief lautet also:

„Paris, 5. Nivôse des Jahres VIII. (26. Decbr. 1799.)

„Berufen, Sire, durch den Willen der französischen Nation, das höchste Amt der Republik zu bekleiden, halte ich es für schicklich, beim Antritt dieser Stellung, Ew. Majestät unmittelbar davon zu benachrichtigen.

„Soll der Krieg ewig dauern, der bereits acht Jahre die vier Welttheile verheert? Giebt es denn kein Mittel, sich zu verständigen?

„Wie ist es möglich, daß die beiden aufgeklärtesten Nationen Europa's, mächtiger und stärker, als ihre Sicherheit und Unabhängigkeit es erheischen, das Gedeihen des Handels, den innern Wohlstand, das Glück der Familien den Ideen von eitler Größe aufopfern? Füh-

len sie denn nicht, daß der Friede das größte Bedürfniß wie der größte Ruhm ist?

„Diese Gesinnungen können Ewr. Majestät nicht fremd sein; Sie herrschen über ein freies Volk und nur in der Absicht, es glücklich zu machen.

„Ew. Majestät werden in dieser Eröffnung nur meinen aufrichtigen Wunsch sehen, zum zweiten Male wirksam zur Herstellung des allgemeinen Friedens beizutragen, durch einen raschen, vertrauensvollen und derjenigen Förmlichkeiten überhobenen Schritt, die, vielleicht nothwendig, um die Abhängigkeit schwacher Staaten zu verschleiern, bei mächtigen Staaten nur den gegenseitigen Wunsch, einander zu täuschen, verrathen.

„Noch lange kann Frankreich, kann England durch Mißbrauch der eigenen Kräfte zum Unglück für alle Völker deren Erschöpfung verzögern; aber ich wage es auszusprechen, das Schicksal aller civilisirten Völker knüpft sich an die Beendigung eines Kriegs, der die ganze Welt in Flammen setzt.

(Unterzeichnet) Bonaparte,
Erster Consul der französischen Republik."

An demselben Tage richtete der Erste Consul folgenden Brief an den deutschen Kaiser:

„Bei meiner Rückkehr nach Europa finde ich nach achtzehnmonatlicher Abwesenheit den Krieg noch immer entzündet zwischen der französischen Republik und Ewr. Majestät.

„Die französische Nation beruft mich zur Uebernahme des höchsten Amtes.

„Jeder eitlen Ruhmsucht fremd, ist es mein erster Wunsch, der Vergießung des Blutes, das fließen soll, Einhalt zu thun. Nach allem Anschein werden im nächsten Feldzuge zahlreiche Armeen unter geschickten Anführern die Zahl der Schlachtopfer, die der Wiederanfang der Feindseligkeiten bereits gekostet hat, noch verdreifachen. Ewr. Majestät bekannte Gesinnung läßt mir keinen Zweifel über den Wunsch Ihres Herzens. Erhält nun dieser Wunsch Gehör, so sehe ich die Möglichkeit voraus, die Interessen beider Nationen zu vereinbaren.

„Bei den Beziehungen, in denen ich früher zu Ewr. Majestät gestanden, bewiesen Sie mir persönlich einige Aufmerksamkeit. In dem Schritt, den ich thue, bitte ich Sie, den Wunsch zu erkennen,

diese zu erwiedern und Sie immer mehr und mehr von der vollkommenen Hochachtung zu überzeugen, die ich für Ew. Majestät empfinde.

(Unterzeichnet) Bonaparte,

Erster Consul der französischen Republik."

Auf solche Weise verkündigte der Erste Consul seinen Regierungsantritt sowohl den Parteien, die Frankreich spalteten, als den gegen Frankreich verbündeten Cabinetten. Er bot Frieden an, setzte sich aber in Bereitschaft, ihn mit Gewalt zu erobern, wenn er ihn nicht auf gütlichem Wege zu erlangen vermöge. Seine Absicht war, den Winter zu einem kurzen und entscheidenden Feldzug in der Vendée zu benutzen, damit er nachher im Frühjahr die Truppen, die nach Beendigung des innern Kriegs für den auswärtigen Krieg verwendbar geworden, an den Rhein und an die Alpen schicken könne.

In Erwartung eines Erfolgs seiner Schritte eröffnete der Erste Consul am 1. Januar 1800 (11. Nivôse des Jahres VIII) die gesetzgebende Session und beschloß diese viermonatliche Sitzung dazu anzuwenden, durch gute Gesetze die kaum erst begonnene Reorganisation der Verwaltung in Frankreich zu fördern. So eben hatte er im Ministerium des Innern den gelehrten Laplace durch seinen Bruder Lucian, und im Ministerium der Justiz den zum Consul ernannten Cambacérès durch Abrial, einen äußerst rechtlichen und sehr arbeitsamen Mann, ersetzt.

Am 1. Januar 1800 versammelten sich der Senat, der gesetzgebende Körper und das Tribunat. Der Senat wählte Sieyès, der gesetzgebende Körper Perrin von den Vogesen, das Tribunat Daunou zu Präsidenten. Sofort wurden dem gesetzgebenden Körper zahlreiche Gesetzentwürfe vorgelegt.

Beim Anblick dieser berathschlagenden Versammlungen, die jetzt von Neuem zusammengetreten waren, regte sich eine gewisse Besorgniß. Man war der Aufregungen müde, man sehnte sich nach Ruhe, man hatte den so lebhaften Geschmack an politischer Beredsamkeit verloren, den Frankreich im Jahre 1789 empfand, als Mirabeau, Barnave, Maury, Cazalès ihm zu einem ganz neuen Ruhme, dem der Rednerbühne, die Bahn brachen. Allgemein war die Abneigung gegen die Advocaten; Gunst erhielten nur Männer der That, die Frankreich Sieg und Frieden zu verschaffen im Stande waren. Indessen hatte man sich noch nicht für Wiedereinsetzung der absoluten Gewalt

entschieden; man wünschte keineswegs die Unterdrückung aller Freiheit, jeder ruhigen Erörterung. Sollte die Thatkraft, die so eben ein neuer Gesetzgeber in die Constitution gebracht hatte, indem er einen Ersten Consul schuf und zu dieser Würde den größten Feldherrn des Jahrhunderts erhob, mit der Freiheit unvereinbar sein, so war man bereit, diese aufzuopfern; Jedermann würde sich aber gefreut haben, wenn eine Versöhnung der Freiheit mit einer kräftigen Staatsgewalt möglich gewesen wäre. Nicht die gemeinen Aufwiegler oder die hartnäckigen Republikaner dachten so; sondern ruhige, aufgeklärte Männer, die nicht wollten, daß die Revolution sich so bald und so vollständig verläugnete. Auch fragten sich die Gleichgültigen mit Neugierde, die guten Bürger mit aufrichtiger Besorgniß, wie sich wohl das Tribunat, die einzige Körperschaft, die Redefreiheit hatte, gegen die Regierung benehmen und wie die Regierung eine Opposition aufnehmen werde, wenn eine solche zum Vorschein kommen sollte.

Zeigt sich eine Reaction, mag sie auch noch so allgemein sein, so werden nicht Alle von ihr ergriffen, und sie erzürnt, empört sogar diejenigen, die sie nicht mit fortreißt. Chénier, Andrieux, Ginguené, Daunou, Benjamin Constant, die dem Tribunat angehörten; de Tracy, Volney, Cabanis, die im Senate saßen, beklagten zwar die Frevel der Schreckenszeit, waren aber durchaus nicht zu der Ansicht geneigt, daß die französische Revolution ihren Widersachern gegenüber Unrecht habe. Die monarchischen und religiösen Grundsätze, die zusehends wieder zum Vorschein kamen, verletzten sie, besonders durch die maßlose Hast, mit welcher diese Rückkehr zu den alten Ideen vor sich ging. Sie empfanden ein Mißvergnügen darüber, das sie gar nicht zu verbergen bemüht waren. Die Meisten meinten es redlich. Fest an der Revolution hängend, wollten sie diese fast vollständig, Blut und Plünderung abgerechnet, durchaus aber wollten sie das nicht, was man im tiefsten Innern des neuen Dictators zu errathen glaubte. Daß man die Priester nicht verfolgte, mochte hingehen; daß man sie aber bis zu dem Grade begünstigte, ihnen die Altäre wieder einzuräumen, das war zu viel für diese treuen Anhänger der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Daß man der Staatsgewalt wieder etwas mehr Einheit und Kraft gebe, mochte auch noch hingehen; daß man aber diese Sorge so weit trieb, zum Vortheil eines Kriegers die monarchische Einheit wiederherzustellen, das war in ihren Augen doch

viel zu viel. Uebrigens wichen ihre Beweggründe, wie solches stets der Fall ist, von einander ab. Waren dies auch die Ansichten eines Chénier, Ginguené, Daunou, Tracy, Cabanis, so konnten sie doch nicht die Ansichten eines Constant sein, der sicherlich im Kreise der Familie Necker, wo er lebte, weder Abneigung gegen religiöse Ideen, noch ausschließlichen Geschmack an der französischen Revolution gewonnen haben konnte. Als er durch die Bemühungen seiner Freunde in's Tribunat gelangt war, wurde er nichtsdestoweniger in kurzer Zeit das rührigste und geistreichste Mitglied der Opposition. Ihn trieb seine spöttische Laune, hauptsächlich aber das Mißvergnügen der Familie Necker, das auch er theilte. Frau von Staël, die damals ganz allein diese berühmte Familie vertrat, hatte eine große Bewunderung für General Bonaparte empfunden, und es wäre diesem leicht geworden, eine Frau für sich einzunehmen, deren lebendige Einbildungskraft für alles Große empfänglich war. Allein obwohl er eben so viel Geist als Genie besaß, hatte er doch diese Frau, die ihm mißfiel, weil er ihrem Geschlecht nicht zukommende Ansprüche bei ihr fand, durch wenig schickliche Aeußerungen verletzt und in ihrem Herzen eine wenn nicht furchtbare, doch unangenehme Erbitterung erregt. Jeder Fehler, selbst ein geringer, trägt seine Früchte. Der erste Consul sollte die Frucht des seinigen darin finden, daß er bei denen, die unter dem Einfluß des gewinnenden Geistes der Frau von Staël standen, auf eine höchst unbequeme Opposition stieß. Benjamin Constant befand sich unter dieser Zahl.

Man hatte dem Tribunat das Palais Royal angewiesen, sicherlich ohne besondere Absicht und nur aus Noth. Die Tuilerien waren dem Oberhaupte der Regierung zurückgegeben worden. Das früher vom Rath der Alten benutzte Luxembourg hatte man natürlich dem Senate eingeräumt. Das Palais Bourbon hatte man dem gesetzgebenden Körper überlassen. Zur Aufnahme des Tribunats blieb also nur das Palais Royal übrig. Die Neigung, auch die einfachsten Handlungen übel zu deuten, war aber bei einigen Gemüthern so groß, daß sie sich bitter über die Wahl dieses Palastes beklagten und die Behauptung hinstellten, man wolle das Tribunat dadurch erniedrigen, daß man es nach dem gewöhnlichen Schlupfwinkel der Ausschweifung und Liederlichkeit verwiesen habe. Man erörterte am 2. und 3. Januar in dieser Versammlung einige Artikel der Geschäftsordnung, als plötzlich eines ihrer

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Mitglieder, Duveyrier, das Wort ergriff, um Beschwerde über einige Maßregeln zu erheben, die nach seiner Behauptung den Besitzern verschiedener, seit langen Jahren im Palais Royal bestehenden Etablissements Schaden brächten. Die Kläger verdienten wenig Beachtung und waren überdies entschädigt worden. Der Tribun Duveyrier protestirte aber lebhaft gegen diese angeblichen Ungerechtigkeiten und äußerte, man dürfe die Nationalvertretung nicht für die in ihrem Namen begangenen Bedrückungen verantwortlich und dadurch unpopulär machen. Dann ging er auf die Wahl des Locals über und sagte: „Ich gehöre nicht zu denjenigen, die sich dadurch verletzt fühlen, daß man zur Aufnahme des Tribunats einen Ort gewählt hat, der gewöhnlich Ausschweifungen und Unordnungen aller Art zum Schauplatz dient; ich erblicke darin weder Gefahr noch üble Anspielung auf uns. Im Gegentheil zolle ich der volksthümlichen Ansicht Derer Anerkennung, die gewollt haben, daß sich die Volkstribunen inmitten des Volkes versammeln, daß die Vertheidiger der Freiheit nach dem Orte versetzt werden sollen, welcher den ersten Triumph der Freiheit gesehen hat. Ich danke ihnen, daß sie es uns möglich gemacht haben, selbst von dieser Rednerbühne aus die Stelle zu erblicken, wo der hochherzige Camille Desmoulins das Zeichen zur glorreichen Bewegung gab, indem er diese Nationalcocarde aufpflanzte, unsere schönste Trophäe, unser ewiges Losungszeichen, — diese Cocarde, die so viele Wunder thun sah, der so viele Helden den Ruhm ihrer Waffen verdanken und die wir nur mit dem Leben ablegen werden. Ich danke ihnen, daß sie uns diese Stellen erblicken lassen, die uns, wenn man einen Abgott von vierzehn Tagen erheben wollte, an den Sturz eines Abgotts von vierzehn Jahrhunderten erinnern würden."

Dieser trotzige Angriff erregte in der Versammlung und bald auch in Paris allgemeines Aufsehen. Das Tribunat ging zur Tagesordnung über, indem die Mehrzahl der Mitglieder einen solchen Angriff mißbilligte. Allein der Eindruck blieb gleich groß und das war ein schlechter Anfang für eine Versammlung, die, wenn sie die Freiheit aus den Gefahren, mit denen sie von einer damals allgemeinen Reaction bedroht wurde, erretten wollte, sowohl gegen die zur Beängstigung geneigten Gemüther, als gegen ein zu heftiger Aufregung geneigtes Oberhaupt der Regierung ungemeine Rücksichten zu beobachten hatte.

Ein solcher Auftritt konnte nicht ohne Folgen bleiben. Der Erste Consul war heftig erzürnt und die demüthigen Anbeter seiner beginnenden Macht erhoben lautes Wehgeschrei. Stanislaus von Girardin, von Chauvelin und einige Andere, die, ohne der neuen Regierung gegenüber aller Unabhängigkeit entsagen zu wollen, doch diese unzeitige Opposition mißbilligten, nahmen in der nächsten Sitzung das Wort und brachten, um den Eindruck der Rede des Tribunen Duveyrier wieder gut zu machen, eine Art von Schwur auf die Constitution in Antrag.

„Bevor wir an unsere Arbeiten gehen," sagte Girardin, „sind wir, nach meiner Ansicht, verbunden, der Nation einen glänzenden Beweis unserer Anhänglichkeit an die Constitution zu geben. Ich will Ihnen nicht vorschlagen, ihre Aufrechthaltung zu beschwören. Ich kenne, und auch Sie kennen gleich mir die Nutzlosigkeit solcher Eide; ich glaube aber, daß es bei Uebernahme von Functionen nützlich ist, die redliche Erfüllung derselben zu versprechen. Lassen Sie uns dem Beispiele des conservirenden Senats und des Staatsraths nachfolgen und auf solche Weise bestimmen, was man von uns zu denken hat; wir bringen die Böswilligkeit zum Schweigen, die bereits verbreitet, das Tribunat sei ein organisirter Widerstand gegen die Regierung. Nein, das Tribunat ist kein Brennpunkt der Opposition, wohl aber ein Brennpunkt der Aufgeklärtheit; nein, das Tribunat will die Maßregeln der Regierung nicht unablässig bekämpfen; im Gegentheil ist es bereit, sie mit Freuden zu empfangen, wenn sie mit dem Interesse des Staates übereinstimmen! Statt die Leidenschaften aufzuregen, wird das Tribunat bemüht sein, sie zu beruhigen. Seine Mäßigung muß zwischen allen Factionen in die Mitte treten, um dieselben zu vereinigen und aufzulösen. Die Gemäßigten haben den 18. Brumaire gemacht, diesen heilsamen und glorreichen Tag, der Frankreich von innerer Anarchie und von ausländischer Eroberung gerettet hat. Lassen Sie uns zum Heile der Republik zu den Grundsätzen zurückkehren, die sie begründet, lassen Sie uns aber die Wiederkehr der Unthaten vermeiden, die sie so oft an den Rand des Verderbens gebracht haben. Wenn wir von hier aus die Stelle erblicken, wo man zum ersten Male das Zeichen der Freiheit aufpflanzte, so erblicken wir von hier aus auch die Stelle, wo die Verbrechen ersonnen wurden, die die Revolution mit Blut befleckt haben. Ich selbst bin weit entfernt, es zu billigen, daß man diesen Pa-

7*

last ausgewählt hat, um unser Sitzungslocal dahin zu verlegen; im Gegentheil, ich bedauere es; übrigens liegen jedoch die Erinnerungen, die es zurückruft, uns glücklicherweise zu fern. Die Zeit gewaltsamer Volksreden, der Aufrufung tumultuirender Haufen im Palais Royal ist vorüber. Indessen, wenn auch gewisse Declamationen uns nicht mehr zu Grunde richten können, so können sie doch das Besserwerden aufhalten. Von dieser Rednerbühne durch Paris, von Paris durch ganz Europa wiederhallend, können sie die Gemüther beunruhigen, Vorwände abgeben und den Frieden verzögern, den wir Alle so sehnlich erwarten!.... Der Friede," — fügte Girardin hinzu, — „der Friede muß unser Nachdenken unablässig beschäftigen und wenn dieses Hauptinteresse stets vor unserem Geiste schwebt, werden wir uns nicht wieder solche Ausdrücke erlauben, wie sie jüngst einem unserer Collegen entschlüpften, und die keiner von uns rügte, weil sie ohne Beziehung waren, da wir in Frankreich keinen Abgott kennen!"

Der Redner schloß seinen Vortrag mit dem Verlangen, jeder Tribun solle folgende Erklärung abgeben: „Ich verspreche die Functionen, welche die Constitution mir verliehen hat, treulich zu erfüllen."

Dieser Antrag wurde angenommen. Duveyrier bedauerte das durch seine Rede hervorgebrachte Aergerniß, suchte sich zu entschuldigen und wollte der Erste sein, der die von Girardin beantragte Erklärung abgebe. Alle Mitglieder sprachen sie dienstwillig ihm nach.

Der Eindruck dieses ersten Auftritts war also wieder ein wenig ausgeglichen. Demungeachtet faßte der Erste Consul von dieser Zeit an eine unüberwindliche Abneigung gegen das Tribunat, die er übrigens für jede freie Versammlung, mochte sie nun das Recht der Rede gebrauchen oder mißbrauchen, empfunden haben würde. Er ließ in den Moniteur sehr bittere Bemerkungen über die französischen und über die römischen Tribunen einrücken.

Die folgenden Sitzungen führten zu neuen Aeußerungen, die eben so bedauerlich wie die vorhergehenden waren. Der erste Regierungsantrag bezweckte die Regelung der bei Vorlegung, Erörterung und Annahme der Gesetzentwürfe zu beobachtenden Formen. Dies war einer von den Gegenständen, die in der Constitution vom Jahre VIII. vernachlässigt und der Gesetzgebung überlassen waren. Dem Tribunat war in den vorgeschlagenen Bestimmungen wenig Rücksicht zu Theil

geworden. Der Regierungsentwurf setzte fest, daß die Gesetze durch drei Staatsräthe dem gesetzgebenden Körper überbracht und dann dem Tribunat mitgetheilt werden sollten, und daß an einem von der Regierung bestimmten Tage das Tribunat bereit sein müsse, sie durch drei ihrer Wortführer vor dem gesetzgebenden Körper zu erörtern. Dem Tribunat war jedoch nachgelassen, den gesetzgebenden Körper um eine Frist zu ersuchen, der dann bestimmen sollte, ob dieses Fristgesuch zu bewilligen sei. Es steht fest ,daß man es hierin mit dem Tribunat sehr leicht nahm; denn man verlangte, daß es seine Aufgabe an einem bestimmten Tage gelöst haben sollte, was man kaum von einer Section des Staatsraths oder von den Bureaux eines Ministeriums zu fordern gewagt hätte. In unsern Tagen würde sich Niemand erlauben, einer berathschlagenden Versammlung die Zeit und den Endpunkt einer Erörterung vorzuschreiben; diese Sorge überläßt man ihrer eigenen Einsicht und ihrem Eifer, falls die Sache drängt. Die parlamentarische Schicklichkeit ist aber, wie die Höflichkeit, eine Frucht der Gewöhnung und konnte bei uns nicht der Praxis der Repräsentativregierung vorangehen. Von der revolutionären Gewaltthätigkeit gelangte man fast ohne Uebergang zum militärischen Ungestüm. Die Commissionen, die seit einem Monate die gesetzgebende Gewalt ausgeübt, hatten durch ihre Berathung bei verschlossenen Thüren und ihre Ausfertigung von Gesetzen binnen 24 Stunden den Geschmack des Ersten Consuls augenblicklich bedient und befriedigt zu werden, nur noch mehr ausgebildet. Dies erklärt auch die unbegreiflichen Bestimmungen im Regierungsentwurf, ohne sie jedoch zu entschuldigen.

Die beginnende Opposition im Tribunate hatte also Recht, daß sie diesen Gesetzentwurf bekämpfte; nachdem sie aber mit einem unpassenden Auftritt begonnen hatte, war es ein Unglück für sie, den ersten von den Consuln ausgegangenen Antrag bekämpfen zu müssen; denn das erregte den Glauben, sie wolle vorsetzlich Alles angreifen; und mit diesem Unglück verband sie noch einen bedauerlichen Formfehler. Der heftigste Angriff ging von Constant aus. In einer geistreichen und ironischen Rede, wie er sie zu halten verstand, verlangte er, daß das Tribunat eine fest bestimmte Zeit zur Prüfung der ihm vorzulegenden Gesetzentwürfe erhalte und nicht gezwungen sei, sie im Sturmschritt zu prüfen. Hierbei erinnerte er an die Gefahr der Dringlichkeit der Gesetze (lois d'urgence), wie sie während der Re-

volution erlassen worden und die fast immer verderblich gewesen seien; er fragte, weshalb man sich so viel Mühe gebe, so eilends mit dem Tribunate fertig zu werden, weßhalb man dieses bereits als so feindlich betrachte, daß man den Weg, den die Gesetze durch seinen Schooß nehmen müßten, so viel nur möglich abzukürzen suche. „Das Alles," fügte er hinzu, „rührt von der unrichtigen Idee her, daß wir nur ein Oppositionskörper seien, der keine andere Bestimmung habe, als der Regierung unablässig hinderlich zu sein; was durchaus nicht der Fall ist, was nicht sein kann, was uns in der öffentlichen Meinung schwächen würde. Diese unrichtige Idee hat jedem Artikel dieses Entwurfs das Gepräge einer ruh- und maßlosen Ungeduld aufgedrückt; man zeigt uns die Gesetzentwürfe, so zu sagen, im Fluge, mit der Hoffnung, daß wir sie nicht zu fassen vermögen; man will sie unserer Prüfung wie eine feindliche Armee durcheilen lassen, um sie in Gesetze zu verwandeln, ohne daß wir sie anzugreifen im Stande gewesen sind."

In dieser langen Rede, die ziemlich bedeutendes Aufsehen erregte, kommen viele pikante Bemerkungen vor. Constant hatte sich die äußerste Mühe gegeben, die Behauptung zu vertheidigen, daß das Tribunat keine eigens zum Widersprechen bestimmte Körperschaft sei, und daß es nur widersprechen werde, wenn das allgemeine Beste es dazu zwänge; allein er hatte diese Betheuerungen auf eine Weise und in einem Tone wiederholt, daß er sie nicht glaubhaft machte, sondern die Absicht einer systematischen Opposition, die er so sehr wegzuläugnen bemüht war, augenscheinlich wurde.

Der Tribun Riouffe, bekannt durch seine treue und muthvolle Freundschaft für die proscribirten Girondisten, gehörte zu den Leuten, die durch die Gräuel von 93 dermaßen empört worden waren, daß sie sich bereitwillig der neuen Regierung blindlings in die Arme warfen, was diese auch thun mochte. Er wollte daher die nach seiner Ansicht unschicklichen Angriffe Constant's zurückweisen.

„Ein so beleidigendes Mißtrauen," sagte er, „wie es gestern hier ausgesprochen worden ist, würde in reinen Privatverhältnissen eine hinreichende Veranlassung abgeben, um jede weitere Verbindung abzubrechen, und Behörden, die zum gemeinsamen Dasein bestimmt sind, könnten unmöglich lange mit einander verkehren, wenn nicht gegensei-

tige Rücksichtsnahme eine unverbrüchliche Pflicht wäre, die sie nie aus den Augen setzen dürften."

Der Redner erklärte hierauf, er selbst hege ein unbedingtes Vertrauen zur Regierung; er hielt dann eine wahre, aber allzulange und in den Ausdrücken zu wenig gemäßigte Lobrede auf den Ersten Consul. „Wenn hier," sprach er, „der eine Redner Camille Desmoulins, ein andrer den Nationalconvent preist, werde ich mich nicht auf ein „mitverschwörerisches Schweigen" beschränken; auch ich werde preisen, aber den, den der Erdkreis preist; bisher habe ich nur die geächtete Tugend gefeiert, jetzt werde ich einen neuen Muth zeigen: das Genie zu feiern, das von Macht und Sieg umstrahlt ist; es wird mein Stolz sein, an der Spitze der französischen Republik ihn zu erblicken, der der französischen Nation den Titel der Großen Nation erobert hat; ich werde ihn als groß, als mild, als gerecht verkünden...." Im Laufe seiner Rede verglich Riouffe den General Bonaparte mit Cäsar und Hannibal, und rief durch diese Sprache einer wohlbegründeten, aber zur Unzeit geäußerten Bewunderung einen höchst unangenehmen Auftritt hervor. Mehrere Stimmen unterbrachen ihn: Sprechen Sie über das Gesetz, rief man ihm zu. „Ich will," entgegnete Riouffe, „über den Mann sprechen, den der Erdkreis bewundert!"...— Sprechen Sie über das Gesetz! wiederholten die Unterbrecher und er war genöthigt, zu dem Gegenstande der Berathung zurückzukehren.

Mochte nun Riouffe durch die aufrichtige, aber weitschweifige und ungeschickte Darstellung seiner Gefühle die Ungeduld der Unterbrecher erregt haben, oder mochten die Mitglieder des Tribunats die Bewunderung, die er empfand, nicht in gleichem Grade theilen: der Eindruck, den seine Rede hinterließ, war nicht günstig. Chauvelin unternahm es, diesen Eindruck durch eine Rede zu Gunsten des Gesetzentwurfs wieder gut zu machen.

Er gestand die Fehler desselben ein, „allein die Umstände," sagte er, „die Umstände, in denen wir uns befinden, der Zustand mehrer Departements, welcher rasche, ja selbst eilige Maßregeln erheischen kann, wichtige politische Rücksichten, die uns umlauernde Verleumdung, die Spaltungen, die sie als schon vorhanden zu betrachten beliebt, die so dringend nöthige Eintracht der Staatsgewalten, — Alles fordert uns auf, für die Annahme des Gesetzentwurfs, der uns vorgelegt worden ist, zu stimmen."

Der Gesetzentwurf wurde wirklich zur Abstimmung gebracht und mit einer Majorität angenommen, welche der Regierung hätte Beruhigung und Zuversicht einflößen müssen; 54 Stimmen entschieden gegen 26, daß die Sprecher des Tribunats, welche vor dem gesetzgebenden Körper das Wort zu führen beauftragt wurden, das vorgeschlagene Gesetz unterstützen sollten. Der gesetzgebende Körper war noch günstiger dafür gestimmt und nahm es mit einer Majorität von 203 gegen 23 Stimmen an. Mehr konnte man nicht verlangen, denn eine Majorität von zwei Dritteln im Tribunat (einer Körperschaft, deren Opposition nichts entschied, da sie nicht über die Annahme der Gesetze abstimmte), eine Majorität von neun Zehnteln im gesetzgebenden Körper (der einzigen Körperschaft, deren Abstimmung entscheidend war) hätten den Ersten Consul und dessen Anhänger befriedigen und sie mild gegen den neuen Ausbruch des liberalen Geistes, nachsichtig gegen Fehler in der Form machen sollen, die am Ende ein Recht der Freiheit selbst waren. Allein der Erste Consul, der unmöglich ernstlich beunruhigt sein konnte, schien wenigstens empfindlich beleidigt und äußerte sich ganz schonungslos. Er fing an sich häufig der Presse zu bedienen und wußte sie, obwohl er keine große Zuneigung zu ihr hegte, doch zu seinem Vortheile zu benutzen. In dem Moniteur vom 8. Januar (18. Nivôse) ließ er einen durchaus unschicklichen Artikel einrücken, worin er selbst sich bemühte, die geringe Bedeutung dieser Opposition nachzuweisen und darzuthun, daß sie nicht mit dem entschiedenen Plane, der Regierung hinderlich zu sein, zusammenhänge, sondern daß sie bei einigen Köpfen der Sehnsucht nach einer menschlichen Gesetzen unerreichbaren Vollkommenheit, bei andern dem Wunsche, Aufsehen zu erregen, zuzuschreiben sei. „Man kann daher," fügte das amtliche Journal hinzu, „aus Allem den Schluß ziehen, daß im Tribunat keine planmäßige und systematische Opposition, mit einem Worte keine wirkliche Opposition stattfindet. Aber Jedermann dürstet nach Ruhm, Jedermann wünscht seinen Namen der hundertzüngigen Fama zu übergeben, und manche Leute wissen noch nicht, daß man durch das eifrige Streben gut zu reden nicht so sicher zu Ansehen gelangt, als durch Beharrlichkeit nützlich selbst unbemerkt dem billigenden und richtenden Publicum zu dienen."

Eine große Staatskörperschaft auf solche Weise zu behandeln, war nicht eben schicklich; es bewies auf Seiten des Ersten Consuls die

Neigung, sich Alles zu erlauben, und auf Seiten Frankreichs die Neigung, sich Alles gefallen zu lassen.

Indessen wichen diese Eindrücke rasch wieder andern. Die umfassenden Arbeiten der Regierung, an denen der gesetzgebende Körper und das Tribunat Theil zu nehmen berufen waren, zogen bald die Aufmerksamkeit auf sich und beschäftigten die Gemüther ausschließlich. Der Erste Consul ließ dem gesetzgebenden Körper zwei Gesetzentwürfe von der höchsten Wichtigkeit vorlegen. Der erste Entwurf bezog sich auf die Departemental- und Municipalverwaltung und wurde nachmals das bekannte Gesetz vom 28. Pluviôse des Jahres VIII., welches die Verwaltungscentralisation in Frankreich einführte; der andere Entwurf betraf die Organisation der Justiz, wie sie noch heutigen Tages besteht. Diesen beiden Entwürfen reihten sich andere über die Emigranten an, deren Schicksal einer Regelung dringend bedurfte; über das Testirungsrecht, dessen Wiedereinführung von allen Familien verlangt wurde; über das Prisengericht, das unsern Verhältnissen zu den Neutralen gemäß eingerichtet werden mußte; über die Anstellung neuer Rechnungsbeamten, die für nöthig befunden waren; endlich über Einnahmen und Ausgaben des Jahres VIII.

Die Verwaltung von Frankreich befand sich im Jahre 1799, wie wir früher gesehen haben, in einer furchtbaren Zerrüttung. Es giebt in jedem Lande zwei Arten von Geschäften, die abgemacht werden müssen: Geschäfte des Staates, als Rekrutirung, Abgaben, Arbeiten von allgemeiner Nützlichkeit, Vollziehung der Gesetze; und die Geschäfte der Provinzen und Gemeinden, welche in Besorgung von Localinteressen aller Art bestehen. Ueberläßt man ein Land sich selbst, d. h. wird es nicht von einer so einsichtsvollen als starken Staatsverwaltung gelenkt, so bleiben die erstgenannten Geschäfte, die Staatsgeschäfte, unverrichtet; die andern finden im Provinzial- oder Communalinteresse eine Quelle des Eifers, aber eines eigensinnigen, ungleichmäßigen, ungerechten, nur selten klugen Eifers. Den Provinzial- und Communalverwaltungen fehlt es allerdings nicht an Lust, sich mit dem, was sie insbesondere angeht, zu beschäftigen; allein sie sind verschwenderisch, werden bedrückend und sträuben sich immer gegen eine allgemeine Regel. Die tyrannischen Eigenheiten des Mittelalters haben in Europa keinen andern Ursprung gehabt. Sobald sich die Centralgewalt aus einem Lande zurückzieht, giebt es keine Art von Unordnungen, der nicht

die Localinteressen sich hinzugeben bereit wären, selbst ihren eigenen Untergang mit eingeschlossen. Im Jahre 1789 befanden sich die Gemeinden überall, wo sie sich nur einiger Freiheit erfreuten, im Zustande des Bankerotts. Die meisten freien Reichsstände in Deutschland waren völlig verarmt, als sie im Jahre 1803 aufgehoben wurden. Ohne eine kräftige Staatsverwaltung werden also die Staatsgeschäfte gar nicht, die Localgeschäfte schlecht besorgt.

Die constituirende Versammlung und der Nationalconvent hatten beide nach und nach die Administrativorganisation von Frankreich umgestaltet und am Ende in einen Zustand gebracht, der die Anarchie selbst war. Collectivverwaltungen in allen Instanzen, die fortwährend berathschlagten und nie handelten, mit Commissären der Centralregierung zur Seite, die bei ihnen bald die Vollziehung der Staatsgeschäfte, bald die Ausführung der Gesetze zu betreiben beauftragt waren, aber nicht die Befugniß hatten, selbst zu handeln: das war am 18. Brumaire die gesetzlich bestehende Departemental- und Municipalordnung. Für das Municipalwesen insbesondere hatte man eine Art von Cantonalmunicipalitäten ausgesonnen, welche diese administrative Verwirrung noch vermehrten. Man hatte die Anzahl der Gemeinden zu groß befunden, denn sie betrug über 40,000. Die Ueberwachung einer solchen Menge von kleinen Localregierungen, die schon an und für sich sehr schwierig war, wurde allerdings für die eingesetzten Behörden, wie sie damals waren, unmöglich. Jetzt reichen die Präfecten mit Hülfe der Unterpräfecten dazu aus, jedoch nur, wenn sie viel Fleiß darauf verwenden. Nun denke man sich aber die Präfecten ohne Unterpräfecten und an deren Stelle kleine berathschlagende Versammlungen: dann wird man begreifen, was für Verwirrung in einer solchen Verwaltung herrschen mußte. Diese mehr als 40,000 Gemeinden wurden deßhalb auf 5000 Cantonalmunicipalitäten vermindert, die aus der Verschmelzung mehrerer Gemeinden zu einer einzigen gebildet waren. Durch diese Verschmelzung mehrerer Gemeinden unter einer einzigen Verwaltung glaubte man zunächst ihnen selbst eine Verwaltung zu geben und sie dann der Centralbehörde näher zu bringen und deren Ueberwachung erreichbarer zu machen. Hieraus entsprang aber bald eine noch ärgere Verwirrung, als die, der man ein Ende machen wollte. Diese 5000 Cantonalmunicipalitäten waren zu zahlreich und zu entfernt von der Centralbehörde, um von

dieser bemerkt zu werden, und ohne sie der Regierung näher gebracht zu haben, hatte man sie der Bevölkerung, für deren Verwaltung sie bestimmt waren, zu ihrem Schaden weiter fortgerückt. Die Gemeindeverwaltung soll sich so nahe wie möglich an Ort und Stelle befinden. Der Beamte, der die Geburten, die Sterbefälle, die Heirathen constatirt, die Polizei, den Gesundheitszustand der Stadt überwacht, die Brunnen, die Kirche, das Hospital des Dorfes oder der Stadt unterhält, muß selbst im Dorfe oder in der Stadt wohnen, kurz er muß unter seinen Mitbürgern leben. Jene Cantonalmunicipalitäten hatten demnach eine nutzlose Verrückung der örtlichen Behörde zur Folge gehabt, ohne die Localangelegenheiten dem Auge der Regierung so nahe gebracht zu haben, daß diese sie wahrzunehmen vermochte. Rechnet man noch hinzu, daß damals wegen der herrschenden Unordnung die Geschäftsführung nirgends gut war, so wird man begreifen, was für eine Verwirrung die Mängel der Einrichtung, durch die Mängel der Verhältnisse noch verschlimmert, nach sich ziehen mußten.

Noch eine letzte Ursache der Verwirrung war zu allen übrigen hinzugekommen. Man hat nicht blos für Rechnung des Staats und der Gemeinden zu verwalten, man muß auch Recht sprechen, denn die Bürger können Beschwerden haben, bald daß man bei Anlegung einer Straße oder eines Wegs in ihr Eigenthumsrecht eingreife, bald daß man bei Abschätzung ihrer Güter, um sie zu besteuern, diese zu hoch anschlage. Unter dem alten Régime hatte die gewöhnliche Justiz, damals der einzige Zügel der ausübenden Gewalt (wie dies der Widerstand der Parlamente gegen den Hof sehr gut nachwies), Alles an sich gezogen, was man Administrativgerichtsbarkeit nennt. Es war dies ein böser Uebelstand, denn Civilrichter üben schlechte Administrativjustiz, weil ihnen die nöthige Sachkenntniß mangelt. Unsere ersten Gesetzgeber der Revolution fühlten diesen Uebelstand sehr wohl und glaubten die Schwierigkeit dadurch beseitigen zu können, daß sie die ganze Administrativjustiz den kleinen Localversammlungen übertrugen, denen sie die Verwaltung überlassen hatten. Stellt man sich nun diese Collectivverwaltungen vor, an der Stelle unsrer heutigen Präfecten, Unterpräfecten und Maires, Alles, was diesen jetzt obliegt, zu verrichten, und außerdem noch über Alles, worüber die Präfecturräthe erkennen, Urtheil zu sprechen beauftragt, so wird man ungefähr einen richtigen Begriff von der damals herrschenden Verwirrung er=

halten. Selbst bei dem Ordnungssinn, der jetzt vorwaltet, würde doch ein Chaos daraus entstehen; nun rechne man aber die revolutionären Leidenschaften hinzu und man wird begreifen, was das erst für ein Chaos sein mußte. Das war auch der Grund, weßhalb die Steuerlisten nicht fertig wurden, die Steuererhebung sich mehrere Jahre im Rückstand befand, die Finanzen zerrüttet waren und die Armeen furchtbaren Mangel litten. Blos die Rekrutirung fand zuweilen statt, kraft der revolutionären Leidenschaften, welche das Uebel herbeigeführt, aber auch zum Theil zu seiner Beseitigung beigetragen hatten, denn da sie aus einer ungezügelten, aber heißen Liebe für Frankreich, für dessen Größe und Freiheit entsprungen waren, so trieben sie die Bevölkerung gewaltsam zu den Armeen.

Für eine solche Lage war der Erste Consul, man kann wohl sagen, ein wahrer Gesandter der Vorsehung. Sein einfacher, gerader Sinn, von einem thätigen und entschlossenen Charakter geleitet, mußte ihn auf die richtige Lösung dieser Schwierigkeiten führen. Die Constitution hatte an die Spitze des Staates eine ausübende und eine gesetzgebende Gewalt gestellt, die ausübende beinahe ganz in einem einzigen Oberhaupte vereinigt, die gesetzgebende unter mehrere berathschlagende Versammlungen vertheilt. Es war natürlich, einen ausschließlich zum Handeln beauftragten Vertreter der ausübenden Gewalt, mit einer kleinen berathschlagenden Versammlung, wie einem Departements-, Arrondissements- und Communalrath (nur um ihn zu controliren oder zu berathen, nicht um an seiner Stelle zu handeln) zur Seite, auf jeder Stufe der Administrativinstanzen anzustellen. Dieser einfachen, klaren, fruchtreichen Idee verdankt man die schöne Verwaltung, die noch jetzt in Frankreich besteht. Der erste Consul wünschte für jedes Departement einen Präfecten, der den Auftrag hatte, nicht bei einer Collectivadministration um Ausführung der Staatsgeschäfte anzuhalten, sondern diese selbst zu verrichten; der ferner beauftragt war, die Geschäfte des Departements, diese jedoch in Uebereinstimmung mit einem Departementsrath und mit den von diesem Departementsrathe bewilligten Mitteln zu besorgen. Da das System der Cantonalmunicipalitäten allgemein verworfen wurde und Sieyès, der Urheber aller Eintheilungen Frankreichs, in der neuen Constitution den Grundsatz der Arrondissementseintheilung festgestellt hatte, so wollte der Erste Consul ihn benutzen, um die Cantonalverwaltungen in Weg-

fall zu bringen. Zunächst wurde die Gemeindeverwaltung wieder hingesetzt, wo sie hingehörte, nämlich nach der Gemeinde selbst, sei es nun Stadt oder Dorf; dann wurde zwischen der Gemeinde und dem Departement eine Verwaltungsmittelinstanz gebildet, d. h. das Arrondissement. Zwischen dem Maire und dem Präfecten sollte ein Unterpräfect stehen, mit dem Auftrage, unter Oberaufsicht des Präfecten eine gewisse Anzahl von Gemeinden zu leiten, sechzig, achtzig, hundert, mehr oder weniger, nach der Wichtigkeit des Departements. Endlich sollte in der Gemeinde selbst ein Maire sich befinden, ebenfalls ein Beamter der ausübenden Gewalt, mit einer berathschlagenden Versammlung im Municipalrathe zur Seite, ein Maire, als unmittelbarer, von der Staatsgewalt abhängender Beamter für die Besorgung der Staatsgeschäfte, als Gemeindebeamter rücksichtlich der Localgeschäfte, der die Angelegenheiten der Gemeinde in Uebereinstimmung mit dieser, jedoch unter Oberaufsicht des Präfecten und des Unterpräfecten, folglich des Staates zu verwalten habe.

So war die bewunderungswürdige Abstufung der Behörden beschaffen, der Frankreich eine Verwaltung verdankt, ohne Gleichen an Energie, an Präcision im Handeln, an Genauigkeit der Rechnungen, ja die so vorzüglich ist, daß sie, wie wir bald sehen werden, nur eines halben Jahres bedurfte, um wieder Ordnung in Frankreich herzustellen, unter dem Antrieb eines freilich beispiellosen Genies, des Ersten Consuls, und bei einer ebenfalls beispiellosen Gunst der Verhältnisse; denn allerwärts hegte man Abscheu gegen die Verwirrung und Sehnsucht nach Ordnung, Widerwillen gegen das Geschwätz und Vorliebe für schnelle und thatsächliche Ereignisse.

Es war noch das Streitfach in Frage, d. h. die Administrativjustiz, welche dafür zu sorgen hat, daß der Steuerpflichtige nicht über seine Kräfte belastet werde, daß der Grenznachbar eines Abzugsgrabens oder einer Straße keinen Eingriffen ausgesetzt sei, daß der Uebernehmer von städtischen oder staatlichen Bauten für seine Contracte mit der Gemeinde oder der Regierung seinen Richter habe: eine schwierige Frage, da die gewöhnlichen Gerichte zu dieser Art von Rechtsprechung ungeeignet befunden wurden. Der Grundsatz einer verständigen Theilung der Gewalten wurde auch hier mit großem Nutzen angewendet. Der Präfect, der Unterpräfect und der Maire, denen die Verwaltungsthätigkeit übertragen war, konnten der Parteilichkeit ver-

dächtig und ihren Willen durchzusetzen geneigt sein, denn der verletzte Gerichtsunterthan hat gewöhnlich gegen die eigenen Verfügungen derselben zu reclamiren. Die Departements-, Arrondissements- und Gemeinderäthe konnten und mußten ebenfalls verdächtig erscheinen, denn sie haben meistens ein dem Beschwerdeführer entgegengesetztes Interesse. Recht sprechen ist übrigens ein langwieriges und anhaltendes Geschäft, man wollte jedoch weder permanente Departements- noch Gemeinderäthe. Der Erste Consul wünschte sie jährlich auf vierzehn Tage, gerade lange genug, um ihnen die betreffenden Angelegenheiten vorzulegen, ihr Gutachten darüber zu vernehmen und sie die Ausgaben bewilligen zu lassen. Dagegen war ein Administrativtribunal erforderlich, das ununterbrochene Sitzungen hielt. Man errichtete daher eine besondere Justiz, ein Tribunal von vier oder fünf Richtern, das dem Präfecten zur Seite steht und mit ihm Recht spricht, eine Art von Staatsrath im Kleinen, das die Gerechtigkeit des Präfecten beaufsichtigt, wie der Staatsrath die der Minister beaufsichtigt und berichtigt, übrigens mittelst der Appellation der Obergerichtsbarkeit des Staatsraths unterworfen ist. Das sind die Gerichte, die noch heute Präfecturräthe heißen und deren Billigkeit nie bestritten worden ist.

Auf diese Weise entstand die Provinzial- und Communalregierung in Frankreich: ein einziger Chef, Präfect, Unterpräfect oder Maire, der sämmtliche Geschäfte erledigt; ein berathschlagender Rath, Departements-, Arrondissements- oder Communalrath, der die Localausgaben bewilligt; dann ein kleines Richterpersonal, nur dem Präfecten zur Seite, um die Administrativjustiz zu üben; eine Regierung, die in Bezug auf Staatsgeschäfte unbedingt der Oberregierung untergeordnet ist, beaufsichtigt und geleitet wird, in Bezug auf Departemental- und Communalgeschäfte dagegen ihren eigenen Ansichten folgt. Ordnung und Gerechtigkeit haben, seitdem die schöne und einfache Einrichtung bei uns besteht, d. h. seit beinahe einem halben Jahrhundert, ununterbrochen geherrscht: wohlverstanden, daß die Ausdrücke Ordnung und Gerechtigkeit, wie alle Ausdrücke in menschlicher Sprache, nur eine relative Bedeutung haben und sagen wollen, daß in Frankreich in administrativer Beziehung so wenig Unordnung, so wenig Ungerechtigkeit stattgefunden habe, wie man es in einem großen Staate nur wünschen könne.

Der Erste Consul wünschte natürlich, daß die Ernennung der

Präfecten, Unterpräfecten und Maires von der ausübenden Gewalt ausgehe, denn sie waren ihre unmittelbaren Agenten und mußten von ihrem Willen durchdrungen sein; ja auch die Localsachen, welche sie den Localansichten gemäß zu betreiben hatten, mußten im Allgemeinen im Sinne des Staates betrieben werden. Es hätte sich dagegen nicht von selbst verstanden, daß die ausübende Gewalt auch die Mitglieder der Departements-, Arrondissements- und Communalräthe ernenne, denen die Controle der Verwaltungsbeamten und die Bewilligung der Geldmittel übertragen war. Die Constitution führte ihn auf diesen Anspruch und rechtfertigte denselben. Das Vertrauen muß von unten kommen, hatte Sieyès gesagt, die Gewalt muß von oben kommen. Nach diesem Grundsatze ertheilte die Nation ihr Vertrauen durch Eintragung in die Notabilitätslisten und die Oberbehörde übertrug die Gewalt durch Erwählung ihrer Beamten aus diesen Listen. Der Senat war beauftragt, alle berathschlagenden politischen Körperschaften zu erwählen. Da aber die mit Localinteressen beschäftigten Räthe als Bestandtheile der Staatsverwaltung der Republik betrachtet wurden, mußte die ausübende Gewalt sie, der Constitution gemäß, aus den Notabilitätslisten ernennen. Kraft des Geistes, ja selbst des Buchstabens der Constitution mußte der Erste Consul demnach die Mitglieder der Departementsräthe in den Departemental-Notabilitätslisten, die Mitglieder der Arrondissementsräthe in den Arrondissements-Notabilitätslisten und endlich die Mitglieder der Municipalräthe in den Communal-Notabilitätslisten auswählen. Eine solche, in gewöhnlichen Zeiten übermäßige Gewalt war in diesem Augenblicke nothwendig. In der That konnten die Localräthe so wenig wie die großen politischen Körperschaften durch Volkswahl gebildet werden. Diese hätten nur traurige Aufregungen, abwechselnde kleine Triumphe für sämmtliche extreme Parteien, statt einer friedlichen und folgenreichen Verschmelzung aller gemäßigten Parteien bewirkt, einer Verschmelzung, die zur Aufführung eines neuen Staatsgebäudes aus den vereinigten Trümmern des alten unerläßlich war.

Die Organisation der Gerichte wurde nicht minder gut ausgedacht. Sie hatte den doppelten Zweck, die Gerichtsunterthanen der Rechtspflege näher zu bringen und ihnen doch über der Localrechtspflege, falls sie appelliren wollten, eine Berufsinstanz zu gewähren,

die zwar entfernter, aber höher gestellt wäre und eine ihrem hohe Standpunkte angemessene Einsicht und Unparteilichkeit besäße.

Unsere ersten revolutionären Gesetzgeber hatten aus Abneigung gegen die Parlamente die Apellationstribunale abgeschafft und für jedes Departement einen einzigen Gerichtshof bestellt, der für die Eingesessenen des Departements die erste Instanz und für die benachbarten Departements eine zweite Instanz, ein Apellationstribunal, bildete. Die Apellation geschah nicht von einem niedern an ein höheres, sondern von einem benachbarten an ein benachbartes Gericht. Unterhalb waren die Friedensgerichte, oberhalb das Cassationstribunal. Da das einzige Gericht in jedem Departement den Gerichtsunterthanen zu entfernt lag, hatte man die Zuständigkeit der Friedensrichter erweitert, um den Staatsbürgern zu häufige Reisen nach dem Hauptort des Departements zu ersparen. Auch hatte man zur Bestrafung der geringen Vergehen vier- bis fünfhundert Zuchtpolizeigerichte gebildet. Die Criminaljury trat im Hauptort der Departements beim Centralgericht zusammen.

Diese Gerichtsorganisation war eben so wenig, wie die Cantonalmunicipalitäten gelungen. Die Friedensrichter, deren Zuständigkeit man zu sehr erweitert hatte, genügten ihrer Aufgabe nicht. Die Rechtspflege erster Instanz befand sich, als im Hauptorte des Departements angeordnet, allzuweit entfernt; die Appellationsrechtspflege wurde fast ganz nichtig, denn Appellation ist nur als Berufung an eine höhere Einsicht denkbar. Obergerichte, wie früher die Parlamente, wie jetzt die Appellationshöfe (cours royales), die ausgezeichnete Justizbeamte zu Mitgliedern zählen und berühmte Advocaten neben sich haben, bieten eine wissenschaftliche Ueberlegenheit dar, an welche zu appelliren man sich versucht fühlen kann; aber von einem Untergericht an ein anderes Untergericht zu appelliren, das hat etwas Widersinniges. Die Zuchtpolizeigerichte waren auch viel zu zahlreich und überdies auf eine einzige Thätigkeit beschränkt. Der Erste Consul ging auf die Ideen seines Collegen Cambacérès ein, den er bei dieser Gelegenheit mit seinem klaren Verstande und seinem Muthe unterstützte, und ließ die Organisation annehmen, die noch heutigen Tages besteht.

Die Arrondissementseintheilung, die man eben für die Departementalverwaltung ausgesonnen, bot der Justizverwaltung eine große

Bequemlichkeit dar. Sie macht es möglich, ein Localuntergericht ganz in der Nähe der Gerichtsunterthanen einzusetzen, unbeschadet der Berufung an ein entfernteres höhergestelltes Appellationsgericht. Man errichtete also für jedes Arrondissement ein Untergericht, das die erste Instanz der Rechtspflege bildete; hierauf entschloß man sich, Appellationstribunale einzusetzen, ohne sich an den Schein zu kehren, als stelle man die früheren Parlamente wieder her. Eins für jedes Departement war der Zahl nach zu viel, dem Umfang und der Höhe der Rechtspflege nach zu wenig. Man errichtete neunundzwanzig, so daß sie ungefähr den Umfang der ehemaligen Parlamente erhielten; auch wurden sie nach Städten verlegt, die früher der Sitz dieser Obergerichte gewesen waren. So wurde den Ortschaften ein Vortheil zurückgegeben, der ihnen entzogen war. Dort fanden sich alte Schatzkammern von rechtlichen Ueberlieferungen, deren Reste aufbewahrt zu werden verdienten. Der Advocatenstand von Aix, von Dijon, von Toulouse, von Bordeaux, von Rennes, von Paris bildete Lichtpunkte der Wissenschaft und des Talentes, die wieder entflammt werden mußten.

Die in jedem Arrondissement eingesetzten Untergerichte waren gleichzeitig mit Handhabung der Zuchtpolizei beauftragt, was sie zweifach nützlich machte und sowohl die bürgerliche, wie die Strafjustiz in erster Instanz in das Arrondissement verlegte. Die Criminaljustiz, die allezeit den Geschworengerichten anvertraut blieb, sollte ihren Sitz nur im Hauptorte des Departements haben, wohin die von den Appellationsgerichten abgesandten Richter kommen und die Geschwornen leiten, mit einem Worte: wo die Assisen abgehalten werden sollten. Diese Partie wurde erst später vervollständigt.

Die Friedensgerichte sollten in Folge der genannten Anordnungen auf eine beschränktere Zuständigkeit zurückgebracht werden. Das zu ihrer Umgestaltung bestimmte Gesetz wurde bis zur nächsten Sitzung vertagt, denn es war unmöglich, Alles auf einmal abzumachen. Man wollte jedoch diese väterliche, schnelle und wenig kostspielige Volksjustiz beibehalten, aber verbessern. Oberhalb dieser Gerichtsanstalten wurde mit einigen Abänderungen und einer Strafgerichtsbarkeit über alle Justizbeamte das Cassationstribunal beibehalten, eine der trefflichsten Einrichtungen der französischen Revolution, das nicht berufen ist, was die Untergerichte und die Appellationsgerichte bereits zweimal entschieden haben, noch ein drittes Mal zu entscheiden, sondern das

den Gegenstand des Streites unberücksichtigt läßt und nur einschreitet, wenn Zweifel über den Sinn des Gesetzes aufgeworfen werden, das dann durch eine Reihe von Aussprüchen diesen Sinn feststellt und auf diese Weise mit der Einheit des von der Gesetzgebung ausgegangenen Wortlauts die Einheit der von einem obersten, dem ganzen Staatsgebiete gemeinsamen Gerichtshofe ausgehenden Auslegung verbindet.

Vom Jahre 1800 also, diesem folgenreichen Jahre, schreibt sich unsere Gerichtsverfassung her; sie bestand seitdem aus beinahe zweitausend Friedensrichtern, aus Volksrichtern, die mit wenig Kosten dem Armen Recht sprechen; aus fast dreihundert Untergerichten, für jedes Arrondissement eins, die in erster Instanz die bürgerliche und zuchtpolizeiliche Rechtspflege verwalten; aus neunundzwanzig Obergerichten *); welche die Civiljustiz in zweiter Instanz und durch abgesandte Richter, die zur Abhaltung der Assisen nach dem Hauptorte jedes Departements kommen, die Criminaljustiz üben; endlich aus einem obersten Tribunal, das über der ganzen Justizabstufung steht, die Gesetze auslegt und die Einheit der Gesetzgebung durch die Einheit des Gerichtsgebrauchs vervollständigt.

Die beiden Gesetze, von denen die Rede ist, waren zu dringend nöthig, zu gut entworfen, um auf ernstliche Hindernisse zu stoßen. Dennoch erlitten sie im Tribunat mehr als einen Angriff. Gegen das vorgeschlagene Verwaltungssystem wurden sehr kleinliche Einwendungen erhoben. Man beschwerte sich weniger über die Vereinigung der Amtsgewalt in der Hand der Präfecten, Unterpräfecten und der Maires, denn dies entsprach den Ideen des Augenblicks und war der Constitution nachgebildet, die auch ein einziges Oberhaupt an die Spitze des Staates stellte; man beschwerte sich vielmehr über die Bildung von drei Verwaltungsinstanzen: Departement, Arrondissement und Gemeinde. Man behauptete besonders, die Gemeinde dürfe nicht wieder hergestellt werden, denn man werde nicht hinreichend aufgeklärte Maires finden. Und doch war sie die Wiederherstellung der örtlichen Obrig-

---

*) Wir führen hier nur ungefähre Summen an, denn die Anzahl der Gerichte hat in diesem Zeitraume unablässig in Folge der Gebietsveränderungen, die Frankreich erlitten, gewechselt. Jetzt z. B. giebt es nur noch 27 Cours royales oder Appellationsgerichte.

keit und in sofern die volksthümlichste Einrichtung, die nur ausgesonnen werden konnte. Rücksichtlich der Organisation der Gerichte schrie man über Wiederherstellung der Parlamente, hauptsächlich aber war man unzufrieden mit der dem Cassationstribunal beigelegten Gerichtsbarkeit über die untergeordneten Justizbeamten: alles Einwendungen, die kaum erwähnt zu werden verdienen. Nichtsdestoweniger wurden die beiden beantragten Gesetze angenommen. Die zwanzig bis dreißig Stimmen, welche den Kern der Opposition im Tribunat bildeten, sprachen sich gegen Annahme dieser Gesetze aus, drei Viertel desselben erklärten sich jedoch für dieselben. Der gesetzgebende Körper nahm sie fast einstimmig an. Das Gesetz über die Departementalverwaltung erhielt das berühmt gebliebene Datum vom 28. Pluviôse des Jahres VIII. Das Gesetz über Organisation der Gerichte wurde vom 27. Ventôse des Jahres VIII. datirt.

Der Erste Consul war nicht Willens, sie als todte Buchstaben in der Gesetzsammlung liegen zu lassen und ernannte sofort die Präfecten, Unterpräfecten und Maires. Er lief dabei Gefahr, mehr als einen Mißgriff zu begehen, wie es immer zu geschehen pflegt, wenn man eilig viele Beamten auf ein Mal wählt. Allein eine einsichtsvolle und wachsame Regierung verbessert den Irrthum ihrer ersten Wahl in kurzer Zeit. Es genügt, daß im Ganzen ein guter Geist darin waltet. Nun geschahen aber die Wahlen in einem vortrefflichen Geiste, der zugleich fest, unparteiisch und versöhnend war. Der Erste Consul suchte aus allen Parteien die als ehrenhaft und tüchtig bekannten Männer heraus, schloß nur die Gewaltthätigkeiten aus und nahm selbst zuweilen diese letztern, wenn Zeit und Erfahrung sie zu jener Mäßigkeit zurückgeführt hatten, die damals den wesentlichen Charakter seiner Politik bildete. Zu den Präfecturen, als bedeutenden und gut besoldeten Stellen, denn die Präfecten sollten 12, 15, ja bis 24,000 Franken Jahresgehalt bekommen (was damals doppelt so viel Werth hatte, als diese Gehalte heut zu Tage haben würden), berief er Männer die in den großen politischen Körperschaften ehrenvoll aufgetreten waren und die Absichten bei diesen Wahlen augenscheinlich machten, denn sind auch die Menschen weder die Dinge noch die Grundsätze selbst, so sind sie doch wenigstens in den Augen der Völker die Vertreter derselben. Der Erste Consul ernannte z. B. in Marseille Charles Lacroix, ehemals Minister der auswärtigen Angelegenheiten; in Saintes

Français aus Nantes; in Lyon, Verninhac, ehemals Botschafter; in Nantes, Letourneur, ehemals Mitglied des Directoriums; in Brüssel, Pontécoulant; in Rouen, Beugnot; in Amiens, Quinette; in Gent, Faypoult, ehemals Finanzminister. Alle diese Männer und andere, die man aus der constituirenden Versammlung, aus der gesetzgebenden Versammlung, aus dem Nationalconvent berief, unter den Ministern, den Oberbeamten, den Botschaftern der Republik auswählte, waren geeignet, den neuen Verwaltungsämtern Ansehen zu verschaffen und der Provinzialregierung die Bedeutsamkeit zu verleihen, die ihr zukommt. Die Mehrzahl behauptete ihre Stellen während der ganzen Regierungsdauer des Ersten Consuls und des Kaisers. Einer davon, v. Jessaint, war noch vor vier Jahren Präfect. Für die Präfectur von Paris ernannte der Erste Consul Frochot. Zum Collegen in der Polizeipräfectur gab er ihm Dubois, einen Beamten, dessen Energie zur Reinigung der Hauptstadt von all den Verbrechern, die die Parteien in ihren Schooß ausgespien hatten, von Nutzen war.

Derselbe Geist waltete bei den richterlichen Ernennungen ob. Ehrenvolle Namen, dem alten Advocaten- und Richterstande entnommen, wurden so viel wie möglich den neuen, von Ehrenmännern geführten Namen angereiht. Wo nur der Erste Consul dieses Personal mit glänzenden Namen schmücken konnte, so unterließ er es gewiß nicht, denn er liebte allerwärts den Glanz, und es war der Zeitpunkt gekommen, wo man, ohne allzuviel zu wagen, Entlehnungen bei der Vergangenheit machen konnte. Ein Beamter, Namens d'Aguesseau, stand an der Spitze des Verzeichnisses der richterlichen Ernennungen, als Präsident des Appellationstribunals, jetzt der cour royale, in Paris. Kaum waren diese Beamten ernannt, so erhielten sie Befehl, sofort abzureisen, um ihren Richterstuhl einzunehmen und auch ihrerseits zu dem Reorganisationswerke beizutragen, was für den jungen General fortwährend ein Gegenstand der Beschäftigung war, in dem er Ruhm suchte und das auch wirklich, selbst nach seinen wunderreichen Siegen, sein dauerndster Ruhm geblieben ist.

In diesem von Grund aus zerrütteten Staatsgebäude mußte gleichzeitig an Alles Hand angelegt werden. Die Emigranten, so strafbar und so glücklich zu gleicher Zeit, mit Recht ein Gegenstand der Theilnahme und des Abscheu's, denn in ihren Reihen befanden sich Männer, die grausam verfolgt worden, und schlechte Franzosen, die sich

gegen ihr Vaterland verschworen, — die Emigranten verdienten die besondere Aufmerksamkeit der Regierung. Nach der neuesten Gesetzgebung war nur eine Verfügung des Directoriums oder eine Verfügung der Departementsverwaltungen erforderlich, um jede abwesende Person auf die Emigrantenliste zu setzen; von dem Augenblicke an wurde das Vermögen dieses Abwesenden confiscirt und er selbst, wenn er wieder auf dem Boden der Republik betroffen wurde, von dem Gesetz zum Tode verurtheilt. Eine Menge von Personen, die, wirklich ausgewandert oder nur versteckt, nicht auf die verhängnißvolle Liste eingetragen waren, entweder weil sie vergessen worden oder weil sich kein Feind gefunden, der sie anzeigte, konnte noch immer eingetragen werden. Um jetzt ihre Einschreibung zu bewirken, genügte es, daß sich solch ein Feind fand, und sofort waren sie den Proscriptionsgesetzen verfallen. Viele Franzosen lebten daher in fortwährender Angst. Die mit Recht oder Unrecht eingeschrieben waren, kamen in großer Anzahl, um sich wieder ausstreichen zu lassen. Ihre unbesonnene Eilfertigkeit bezeugte, welches Vertrauen man auf die Humanität der Regierung setze, verletzte jedoch einzelne Revolutionäre, die sich zum Theil Gewaltthaten gegen die zurückkehrenden Emigranten vorzuwerfen, zum Theil die Güter derselben an sich gebracht hatten. Dies gab neue Veranlassung zu Wirren, und wenn auch die Proscription nicht fortgesetzt werden durfte, so durfte man doch Männer, die an der Revolution, selbst gewaltsamen, Antheil genommen hatten, ebenso wenig in Besorgniß leben lassen. Man war jedem, der sich für die Revolution compromittirt hatte, eine vollständige Sicherheit schuldig; denn leider sind die Menschen meistens entweder kalte Egoisten oder leidenschaftliche Anhänger der Sache, die sie ergriffen haben, und im letzteren Falle ist Mäßigung ihre Tugend gewöhnlich nicht.

Es war dringend nothwendig, einem solchen Zustande der Dinge abzuhelfen. Die Regierung legte daher einen Gesetzentwurf vor, dessen erste Bestimmung die Schließung der verrufenen Emigrantenliste zum Zweck hatte. Seit dem 4. Nivôse des Jahres VIII. (25. December 1799), dem Tage, an welchem die Constitution in Kraft getreten war, wurde die Liste für geschlossen erklärt, d. h. die Thatsache einer spätern Abwesenheit in diesem Zeitraume konnte nicht mehr als Emigration bezeichnet und mit den darauf gesetzten Strafen belegt werden. Von nun an war es gestattet, abwesend zu sein, aus Frank-

reich nach dem Auslande, aus dem Auslande nach Frankreich zu reisen, ohne eine verdammliche Handlung zu begehen; denn seit zehn Jahren war Abwesenheit allerdings ein Verbrechen gewesen. Die Freiheit zu gehen und zu kommen wurde sonach allen Staatsbürgern zurückgegeben.

An diese erste Bestimmung reihte sich folgende: Die mehr oder minder als Emigranten anklagbaren Personen, von denen einige für den Augenblick das Land verlassen, andere sich einfach versteckt hatten, um der Verfolgung zu entgehen, konnten, wenn sie zum Glück auf der Emigrantenliste ausgelassen waren, nur noch in Folge eines Ausspruchs der ordentlichen Gerichte, d. h. der Jury, in dieselbe eingetragen werden. Dadurch wurde auch für sie gewissermaßen die Liste geschlossen, denn bei dem gegenwärtigen Geist der Gerichte brauchte man nicht zu befürchten, sie durch neue Namen anschwellen zu sehen.

Endlich wurden, während man die, welche noch nicht eingeschrieben waren, den Gerichten zuwies und ihnen so die Garantien der ordentlichen Rechtspflege zusicherte, diejenigen der Verwaltungsbehörde zugewiesen, welche, da sie mit Unrecht eingeschrieben waren, oder zu sein behaupteten, um Löschung ihrer Namen nachsuchten. Hier blickte die nachsichtige Absicht der neuen Regierung in Bezug auf sie durch; denn die neuen Verwaltungsbehörden, von ihr gebildet und von ihrem Geiste durchdrungen, konnten nicht ermangeln, Reclamationen dieser Art ohne Schwierigkeit anzunehmen. Um nachzuweisen, daß man ungerechterweise für abwesend erklärt sei und sich löschen zu lassen, genügte es wirklich, eine Aufenthaltsbescheinigung aus einem beliebigen Orte in Frankreich vorzubringen, worunter oftmals falsche mit eingereicht wurden. Bei der allgemeinen Nachsicht für die Uebertretung tyrannischer Gesetze konnte dieses Mittel, seinen Namen auslöschen zu lassen, den Reclamanten nicht fehlen. Die Emigranten, die ihre Löschung auswirken wollten, erhielten überdies die Erlaubniß, unter Ueberwachung der Staatspolizei nach Frankreich zu kommen. Nach der damaligen Sprachweise nannte man dies: Ueberwachungsscheine (surveillances) erlangen; man gab deren viele aus und Emigranten, die große Eile hatten, konnten auf diese Weise dem Augenblicke ihrer Löschung vorauskommen. Für die Meisten, die sich solcher Ueberwachungsscheine bedienten, wurden dieselben sogar zu einer definitiven Rückkehrerlaubniß.

In Bezug auf die Emigranten, deren Namen in der verhängniß-

vollen Liste nicht gestrichen werden konnten, weil ihre Emigration notorisch war, wurden die bestehenden Gesetze beibehalten. Der Geist der Zeit war so, daß man nicht anders handeln konnte; denn wenn man die Unglücklichen bemitleidete, zürnte man doch den Strafbaren, die aus dem Lande gegangen waren, um die Waffen gegen ihr Vaterland zu führen oder die Waffen des Auslandes gegen dasselbe herbeizurufen. Uebrigens hatten in jedem Falle Gelöschte oder Nichtgelöschte keinen Anspruch auf ihre verkauften Güter mehr. Die Verkäufe waren unwiderruflich, theils kraft der Constitution, theils in Folge der Bestimmungen des neuen Gesetzes. Nur diejenigen, welche die Löschung ihrer Namen erlangt hatten und deren Güter mit Beschlag belegt, aber noch nicht verkauft waren, durften allein auf Rückgabe hoffen.

Dies waren die Bestimmungen des vorgeschlagenen Gesetzes, das, ungeachtet einiger Ausstellungen im Tribunat von Seiten derer, die zu viel oder zu wenig Begünstigung der Emigration darin fanden, mit einer ungemeinen Majorität angenommen wurde.

Zu den damals in Kraft befindlichen Gesetzbestimmungen, die als unerträgliche Tyrannei erschienen, gehörte die Entziehung des Rechts ein Testament zu machen. Die bestehenden Gesetze gestatteten nur, über den zehnten Theil des Vermögens, wenn man Kinder hatte, und über den sechsten Theil, wenn man keine Kinder hatte, beim Absterben testamentarisch zu verfügen. Diese Bestimmungen waren das Ergebniß der ersten revolutionären Erbitterung über die Mißbräuche des frühern französischen Staatsverbandes, eines aristokratischen Staatsverbandes, in dem die väterliche Eitelkeit, bald um ein Majorat zu stiften, bald um die Herzensneigungen der Kinder in unpassend gewählte Ehebündnisse einzuzwängen, die Einen zum Vortheil der Andern beraubte. In einer dem menschlichen Gemüth gewöhnlichen Aufwallung hatte man die väterliche Gewalt, statt sie auf richtige Grenzen zurückzuführen, vollständig entfesselt. Ein Vater konnte nicht mehr belohnen oder bestrafen. Er konnte, wenn er Kinder hatte, über gar Nichts oder über so gut wie gar Nichts zu Gunsten desjenigen, der seine ganze Zuneigung verdiente, verfügen; und was noch mehr ist, hatte er nur nähere oder entferntere Seitenverwandte, so konnte er nur einen fast nichts bedeutenden Theil seines Vermögens, d. h. ein Sechstel, verschenken. Es war dies eigentlich ein Attentat gegen das Eigenthumsrecht und eine der empfindlichsten Härten der Revolutions-

regierung; denn der Tod rafft täglich Opfer hin, und Tausende von Sterbenden verschieden, ohne der Neigung ihres Herzens gegen Diejenigen, von denen sie in ihrem Alter bedient, gepflegt, getröstet worden waren, folgen zu können.

Es war unmöglich, mit einer solchen Reform auf die Abfassung des Civilgesetzbuches (Code civil) zu warten. Es wurde daher ein Gesetz vorgelegt, um das Recht zum Testiren in bestimmten Grenzen wieder einzuführen. Kraft dieses Gesetzes konnte ein Vater, der bei seinem Tode weniger als vier Kinder hatte, durch ein Testament über den vierten Theil seines Vermögens verfügen, über den fünften, wenn er weniger als fünf Kinder hatte und so fort in gleichem Verhältnisse; er konnte über die Hälfte verfügen, wenn er nur Ascendenten oder Seitenverwandte, über das Ganze, wenn er keine zum Erben befähigte Anverwandte hatte.

Diese Maßregel wurde im Tribunat am meisten angegriffen, namentlich von dem Tribun Andrieux, einem rechtschaffenen, aufrichtigen, aber minder einsichtsvollen als geistreichen Mann. Er behauptete, man komme wieder auf die Mißbräuche des Majoratswesens, auf die Zwangsmaßregeln des alten Régime gegen die Kinder von Familie 2c. zurück. Allein auch dieses Gesetz ging, wie die anderen, mit einer außerordentlichen Majorität durch.

Die Regierung errichtete ebenfalls durch ein Gesetz ein Prisengericht, das unentbehrlich geworden war, um den Neutralen eine unparteiische Justiz zu gewähren und sie durch bessere Behandlung wieder für Frankreich zu gewinnen. Endlich lenkte man die Aufmerksamkeit der beiden Versammlungen auf die Finanzgesetze.

Dem gesetzgebenden Körper war über diesen Gegenstand nicht viel mehr zu sagen, da die beiden gesetzgebenden Commissionen bereits die erforderlichen Gesetze erlassen hatten. Die Verwaltungsarbeiten, welche die Regierung in Folge dieser Gesetze zur Reorganisation der Finanzen begonnen hatte, waren eigentlich kein Gegenstand zu Discussionen. Dennoch mußte, wenn auch nur der Form wegen, das Budget des Jahres VIII. festgestellt werden. Hätte eine regelmäßige Steuererhebung stattgefunden, wären die gesetzlichen Abgaben pünktlich bezahlt und nicht nur von den Steuerpflichtigen bezahlt, sondern auch von den Einnehmern der Staatsgelder treulich abgeliefert worden, dann würden die Finanzen des Staates in einem erträglichen Zustande gewesen

sein. Die gewöhnlichen Steuern konnten gegen 430 Millionen Franken einbringen und auf diesen Betrag hoffte man in Friedenszeiten die Staatsausgaben beschränken zu können; ja man hoffte sogar, sie noch auf weit weniger herunterzubringen. Die Erfahrung bewies bald, daß es selbst in Friedenszeiten nicht möglich sei, sie auf weniger als 500 Millionen zu vermindern; sie bewies aber auch, daß es nicht leicht sei, ohne Steuererhöhung die Abgaben auf diese Summe zu bringen. Wir lassen die Erhebungskosten, wie die Localausgaben außer Rechnung, mit denen das damalige Budget nach der Art und Weise, wie man heutzutage rechnet, auf 600 bis 620 Millionen Franken gebracht werden würde.

Nur in Verhältniß zu den Kriegskosten war die Unzulänglichkeit der Staatseinnahme groß und gewiß, was inzwischen nichts Außerordentliches ist, da es überall so zugeht. Nie und nirgends vermag man mit den gewöhnlichen Einnahmen in Friedenszeiten einen Krieg zu bestreiten. Könnte man dieses, so würde dadurch bewiesen sein, daß die Abgaben während des Friedens unnützerweise erhöht worden wären. Allein in Folge der zeitherigen Unordnung wußte man nicht, ob das Budget, den Krieg mit eingerechnet, sich auf 600, 700 oder 800 Millionen belaufen würde. Einige meinten 600, Andere 800. Jeder stellte in dieser Beziehung verschiedene Vermuthungen auf. Die Erfahrung bewies auch, daß man mit ungefähr 150 Millionen, außer dem gewöhnlichen Budget, den Anforderungen des Kriegs genügen könne, jedoch nur bei siegreichen Armeen, die im feindlichen Lande lebten. Das Jahresbudget wurde daher in Einnahme und Ausgabe auf 600 Millionen veranschlagt. Da die gewöhnlichen Ausgaben eine Höhe von 430 Millionen erreichten, so befand man sich mit 170 Millionen im Rückstande. Hierin lag jedoch nicht die eigentliche Schwierigkeit. Es wäre zu viel verlangt gewesen, sofort, am Ende des Chaos, in den Finanzen ein Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herstellen zu wollen. Man mußte vorher den Eingang der gewöhnlichen Steuern bewirken. Hatte man erst dieses Ziel erreicht, so war man gewiß, auch bald die Mittel zur Abhülfe der dringendsten Bedürfnisse zu besitzen, denn der Credit mußte es schnell empfinden und durch die Effecten verschiedener Art, deren Ausstellung wir bereits angeführt haben, hatte man Mittel in Händen, von den Capitalisten alle für Erreichung der Staatszwecke nöthigen Fonds zu er-

halten. Darauf arbeitete Gaudin unablässig hin und wurde dabei gegen alle ihm entgegentretenden Schwierigkeiten von dem kräftigen und ausdauernden Willen des Ersten Consuls unterstützt. Die neuerdings errichtete Verwaltung der directen Steuern entfaltete die größte Thätigkeit. Die Steuerlisten waren weit vorgerückt und bereits zur Erhebung verwendet worden. Schon begannen die Schuldscheine der Generaleinnehmer in die Staatscassen einzulaufen und wurden mit nicht allzu wucherischen Zinsen discontirt. Für die Begründung dieses Schuldscheinssystems stellte sich noch immer die namentlich in Bezug auf jede Generaleinnehmerstelle schwer zu bestimmende Menge der im Umlauf befindlichen Geldpapiere als Schwierigkeit dar. Ein Generaleinnehmer, der z. B. 20 Millionen zu erheben hatte, konnte nicht Schuldscheine über diesen Betrag ausstellen, wenn ihm für 6 oder 8 Millionen todte Werthe in Rückstandsscheinen, Requisitionsscheinen ꝛc. eingingen. Der Minister bemühte sich, diese Papiere außer Umlauf zu bringen, wie viel davon in jeder Generaleinnahme einlaufen könnten, zu veranschlagen und die Generaleinnehmer für den Betrag des gemünzten Geldes, was nach seiner Annahme bei ihrer Casse einkommen müßte, Schuldscheine ausstellen zu lassen.

In dieser Session bildete man auch eine neue Art von Rechnungsbeamten, durch welche die Pünktlichkeit bei Einlieferung der Staatsgelder erhöht werden sollte; dies waren die Arrondissementseinnehmer. Bisher gab es zwischen dem bei den Steuerpflichtigen angestellten Einnehmer und dem im Hauptorte des Departements angestellten Generaleinnehmer keine andere Mittelsperson als die Steueraufseher, Geschäftsführer des Generaleinnehmers, die von ihm abhängig waren und nur ihm die Wahrheit sagten. Dies war jedoch ein Durchgangspunkt, wo man das Einlaufen der Beträge in die Staatscassen am besten beobachten und ermitteln konnte. Allein dieser Punkt war leider vernachlässigt. Man ernannte nun in allen Arrondissements Particulareinnehmer, die vom Staate abhängig waren, diesem von allem, was sie empfingen und was sie dem Generaleinnehmer ablieferten, Rechenschaft ablegten, und als wohlunterrichtete und unbetheiligte Zeugen über die Bewegung der Geldmittel galten, da sie aus dem Innenbehalten von Staatsgeldern in den Cassen der Rechnungsbeamten keinen Nutzen zogen. Durch diese Einrichtung erlangte man den Vortheil, über den Zustand der Einnahme genauer unterrichtet zu

werden und neue Cautionen in baarem Gelde zu erhalten, was jetzt gleichgültig sein würde, es aber damals nicht war; endlich hatte man auch noch den Vortheil, eine neue Benutzung für die jüngst ausgesonnene Arrondissementseintheilung aufzufinden. Es befanden sich bereits die bürgerliche und zuchtpolizeiliche Rechtspflege, sowie ein bedeutender Theil der Gemeindeverwaltung im Mittelpunkte des Arrondissements; indem man nun auch einen Theil der Finanzverwaltnng dahin verlegte, gab man dieser Eintheilung, die von einigen Leuten als eine ganz willkürliche Unterabtheilung des Landes getadelt wurde, eine Nützlichkeit mehr. Da sie in gewissen Beziehungen unentbehrlich gefunden wurde, so konnte man nichts Besseres thun, als ihre Benutzung zu vermehren und sie aus einer künstlichen Eintheilung, was sie zu sein beschuldigt wurde, zu einer wirklichen umzugestalten. Die Präfecten und Unterpräfecten hatten Befehl, sich zu den Einnehmern zu begeben und durch Einsicht in die Bücher derselben über die Pünktlichkeit der Ablieferung selbst Aufsicht zu führen. Darüber sind wir jetzt glücklicherweise hinweg; allein zu jener Zeit, wo Alles erst in der Anlage begriffen war, betrachtete man es als einen bei den Rechnungsbeamten mit Nutzen anzuwendenden Sporn, Präfecte und Unterpräfecte an ihre Cassen zu senden.

Die Reorganisation der Finanzen konnte also nicht rascher von Statten gehen. Allein Versammlungen legen nur Werth auf wirklich erzielte Ergebnisse. Man sah nicht, was alles wahrhaft Nützliches im Innern der Verwaltung geschah. Im Schooße des Tribunats wurde in den Tag hineingestritten über die Hauptfrage des Gleichgewichts zwischen Einnahme und Ausgabe; man beschwerte sich über das Deficit und brachte tausenderlei Systeme zum Vorschein; ja es gab sogar einige Köpfe, die unsinnig genug waren, die Annahme der Finanzgesetze verweigern zu wollen, bis die Regierung Mittel nachweise, die Ausgaben und Einnahmen in's Gleichgewicht zu bringen. Allein alle diese Anträge führten kein Resultat herbei. Die vorgelegten Gesetzentwürfe wurden im Tribunat mit einer großen Majorität im gesetzgebenden Körper fast einstimmig angenommen.

Eine Anstalt, die es verdient in der Geschichte erwähnt zu werden, schloß sich noch allen denen an, deren Begründung wir schon erzählt haben: nämlich die Bank von Frankreich. Die ehemaligen Discontocassen waren unter den Wirren der Revolution eingegangen;

Paris konnte aber unmöglich ohne Bank sein. Auf jedem Haupthandelsplatze, wo nur einige Thätigkeit herrscht, bedarf man eines bequemen Zahlmittels, d. h. eines Papiergeldes und einer Anstalt, welche die Handelseffecten im Großen discontirt. Diese beiden Hülfsmittel unterstützen sich auch gegenseitig; denn gerade die Gelder, die für die im Umlauf befindlichen Banknoten eingezahlt worden sind, kann man durch Discontirung dem Handel vorschießen. Allerwärts, wo auch nur ein einigermaßen bedeutender Geschäftsverkehr stattfindet, muß eine Bank gedeihen, wenn sie nur gute Papiere discontirt und nicht mehr Noten ausgiebt als nöthig ist; kurz, wenn sie ihre Operationen nach den wirklichen Bedürfnissen ihres Platzes berechnet. Das sollte in Paris geschehen und mußte auch gelingen, wenn es richtig angefaßt wurde. Die neue Bank sollte neben ihren Geschäften mit Privatleuten Geschäfte mit der Staatscasse machen und folglich eben so oft Verdienst haben als Dienste leisten. Die Regierung brachte die ersten Bankiers der Hauptstadt in Bewegung, an deren Spitze Perregaux, ein Geldmann, trat, dessen Name bei allen dem Staate damals geleisteten Diensten von Wichtigkeit erwähnt wird. Man stiftete einen Verein reicher Capitalisten zur Begründung einer Bank, die Bank von Frankreich genannt, derselben, die noch heutigen Tages besteht. Sie erhielt ein Capital von 30 Millionen Franken und sollte durch funfzehn Directoren (régents) und einen gouvernirenden Ausschuß von drei Personen, an dessen Stelle nachmals ein Gouverneur getreten ist, verwaltet werden. Nach ihren Statuten sollte sie reellen Geschäften, nicht Scheingeschäften, entsprechende Handelseffecten discontiren, als Geld umlaufende Banknoten ausgeben und sich aller dem Disconto und dem Münzmetallhandel fremden Speculationen enthalten. Ihren Statuten getreu ist sie die schönste Anstalt geworden, die es nur in dieser Art giebt. Es wird sich bald zeigen, was die Regierung that, um den Operationen dieser Bank den raschen Schwung zu geben, welcher sie schon in den ersten Tagen ihres Bestehens glückliche Geschäfte machen ließ.

Während die Consularregierung in Uebereinstimmung mit dem gesetzgebenden Körper sich diesen umfassenden Arbeiten in der innern Verwaltung widmete, waren die Unterhandlungen mit den befreundeten wie mit den kriegführenden Mächten ununterbrochen fortgeführt worden. Auf das Schreiben des Ersten Consuls an den König von

England war sofort eine Antwort erfolgt. Der Erste Consul hatte unter dem 26. December (5. Nivôse) geschrieben; man antwortete ihm unter dem 4. Januar (14. Nivose), denn der Entschluß des englischen Cabinets war im Voraus gefaßt und es hatte nicht erst nöthig darüber zu berathschlagen. England hatte wirklich im Jahre 1797, als es sich in finanziellen Verlegenheiten befand und Oestreich zu Campo Formio den Frieden des Festlands zu unterzeichnen gezwungen war, an's Unterhandeln denken und Lord Malmesbury nach Lille senden können; allein jetzt, wo die Einführung der Einkommensteuer der Schatzkammer neue Quellen eröffnete, jetzt, wo Oestreich sich wieder im Kriegszustand mit uns befand und seine Heere bis an unsere Grenzen vorgeschoben hatte, wo es sich darum handelte, uns die wichtigen Punkte Malta und Aegypten zu entreißen und die Schmach am Texel zu zu rächen, jetzt konnte diese Macht nur wenig Lust zum Frieden haben. Sie hatte überdies einen noch stärkeren Grund ihn zurückzuweisen; der Friede entsprach nämlich nicht den Leidenschaften und den Interessen Pitt's. Dieser berühmte Chef des britischen Cabinets hatte die Bekriegung Frankreichs zu seiner Berufung, zum Gegenstande seines Ruhmes, zur Grundlage seines politischen Daseins gemacht. Wenn der Friede nothwendig wurde, mußte er sich vielleicht zurückziehen. Er verfuhr im Kampfe mit jener Zähigkeit des Charakters, die im Verein mit seinen Rednergaben ihn zu einem nicht sehr erleuchteten, aber gewaltigen Staatsmanne gemacht haben. Die Antwort konnte nicht zweifelhaft sein; sie war verneinend und unhöflich. Man erwies dem Ersten Consul nicht die Ehre, diese Antwort unmittelbar an ihn zu richten: gestützt auf den übrigens trefflichen Gebrauch, durch Minister an Minister zu schreiben, antwortete man durch eine Note von Lord Grenville an Talleyrand.

Diese Note ließ ungeschickterweise den Verdruß durchblicken, den die vom Ersten Consul an England erlassene Ausforderung, nicht zum Kriege, sondern zum Frieden, Pitt verursacht hatte. Sie enthielt eine seit einigen Jahren unaufhörlich wiederkehrende Aufzählung der Kriegsanfänge, beschuldigte die französische Republik des ersten Angriffs, warf ihr in heftigen Ausdrücken die in Deutschland, Holland, der Schweiz und Italien vorgefallenen Verwüstungen vor, sprach sogar von Räubereien, welche französische Generale im letztgenannten Lande verübt hätten, und fügte zu diesem Vorwurf den, überall Thron und

Altar umstürzen zu wollen; dann ging der englische Minister auf die jüngsten Verordnungen des Ersten Consuls über und erklärte, diese erheuchelten friedlichen Aeußerungen wären nicht die ersten ihrer Art; die verschiedenen seit zehn Jahren nach und nach errichteten und wieder gestürzten revolutionären Regierungen hätten mehr als einmal ähnliche gethan; Se. Majestät der König von Großbritannien könne bei den Vorfällen in Frankreich noch keine Veränderung der Grundsätze bemerken, die Europa Genüge zu leisten und Ruhe zu gewähren geeignet sei; die einzige Veränderung, welche den König vollständig zu befriedigen vermöge, sei die Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon, denn erst dann könne die sociale Ordnung nicht mehr gefährdet erscheinen; die Wiedereinsetzung dieses Hauses mache man übrigens nicht zur unerläßlichen Bedingung des Friedens mit der französischen Republik, aber bis auf neue, bedeutsamere und genügendere Anzeichen werde England sowohl zu seiner eignen Sicherung wie zu der seiner Bundesgenossen im Kampfe ausharren.

Diese unangemessene Note, die von den Verständigen aller Länder gemißbilligt wurde, machte Pitt wenig Ehre; sie verrieth weniger Einsicht als Leidenschaft bei ihm. Sie bewies, daß eine neue Regierung, um sich Achtung zu verschaffen, vieler Siege bedarf, denn die jetzige Regierung hatte bereits zahlreiche und glänzende Siege erfochten, bedurfte aber, wie der Augenschein lehrte, noch größerer. Der Erste Consul ließ sich nicht irre machen, und um die günstige Stellung, die ihm sein gemäßigtes Auftreten in den Augen der Welt verlieh, zu benutzen, gab er eine milde, aber feste Antwort nicht mehr in Form eines Schreibens an den König, sondern in Form einer an Lord Grenville, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gerichteten Depesche. Mit kurzen Worten erinnerte er an die ersten Anfänge des Kriegs und wies mit einer großen Behutsamkeit im Ausdrucke nach, daß Frankreich die Waffen einzig und allein ergriffen habe, um sich einer gegen seine Sicherheit angezettelten europäischen Verschwörung zu erwehren; ohne die Leiden, welche die Revolution allerwärts in ihrem Gefolge gehabt, in Abrede zu stellen, ließ er im Vorbeigehen einfließen, daß Diejenigen, welche die französische Revolution so erbittert verfolgt hätten, sich mit vollem Rechte vorwerfen könnten, die wahre Ursache der so oft beklagten Gewaltthätigkeiten gewesen zu sein. — Aber, fügte er hinzu, was nützen alle diese Rückerinnerun-

gen? Hier ist jetzt ine Regierung, die geneigt ist, dem Kriege ein Ende zu machen; soll der Krieg endlos sein, weil von dieser oder jener Seite der erste Angriff geschah? Und wenn man ihn nicht ewig dauern lassen will, muß da nicht das unaufhörliche Hin- und Herbeschuldigen ein Ende nehmen? Sicherlich hofft man nicht, von Frankreich die Wiedereinsetzung der Bourbonen zu erlangen; ist es dann aber wohl passend, solche Andeutungen, wie man sich erlaubt hat, zu machen? Was würde man wohl sagen, wenn Frankreich in seinen Mittheilungen England auffordern wollte, die erst im letzten Jahrhundert vom Throne gestiegene Familie der Stuarts wiedereinzusetzen? Lassen wir aber diese verletzenden Fragen bei Seite, schloß die vom Ersten Consul dictirte Note, wenn Sie, wie wir, die Uebel des Kriegs bedauern, so lassen Sie uns einen Waffenstillstand schließen, lassen Sie uns eine Stadt wie Dünkirchen oder irgend eine andere, die Sie bestimmen mögen, zum Zusammenkommen von Unterhändlern auswählen; die französische Regierung stellt zur Verfügung von Großbritannien Päsſe für die Gesandten, denen es Vollmachten ertheilen wird.

Diese ruhige Haltung machte den Eindruck, den gewöhnlich ein Mann mit kaltem Blute auf einen Mann im Zorne macht; sie rief eine Antwort von Lord Grenville hervor, die noch lebhafter, noch bittrer, noch unbegründeter als die erste Note war. In dieser Replik suchte der englische Minister den Fehler, den er durch Erwähnung des Hauses Bourbon begangen, wieder auszugleichen; zugleich erwiederte er, nicht für dieses Haus, sondern zur Sicherstellung aller Regierungen werde der Krieg geführt, und erklärte nachmals, die Feindseligkeiten würden unablässig fortgesetzt werden. Diese letzte Mittheilung war vom 20. Januar (30. Nivôse) datirt. Nun war kein Wort mehr zu verlieren. General Bonaparte hatte genug gethan: im Vertrauen auf seinen Ruhm hatte er kein Bedenken getragen, den Frieden anzubieten; er hatte dies nicht mit großer Hoffnung gethan, aber es ehrlich gemeint; auch gewann er durch diesen Schritt den doppelten Vortheil, sowohl in Frankreichs Augen als in denen der englischen Nation Pitt's unvernünftige Leidenschaftlichkeit bloßzustellen. Welch Glück, wenn er jederzeit mit seiner Macht diese so geschickt berechnete Mäßigung im Benehmen verbunden hätte!

Die Erwiederungen Oestreichs waren anständiger, öffneten aber eben so wenig Aussicht auf Frieden. Diese Macht dachte nicht daran,

daß die Absichten des Ersten Consuls, mochten sie auch noch so friedlich sein, so weit gehen könnten, Italien zu ihren Gunsten aufzugeben, sie war daher entschlossen, den Krieg fortzusetzen; da sie aber den Sieger von Castiglione und Rivoli kannte und also wußte, daß man nicht mit zu großer Gewißheit auf den Sieg rechnen dürfe, wenn man ihn zum Gegner habe, so wollte sie sich nicht alle Aussicht auf weitere Unterhandlungen abschneiden.

Als ob Oestreich mit England über die Form in Einverständniß gewesen wäre, bestand die Antwort des Kaisers an den Ersten Consul in einer Depesche von Thugut an Talleyrand. Diese Depesche war vom 15. Januar 1800 (25. Nivôse) datirt. Ihr Inhalt stimmte mit der englischen Note überein. Man führe den Krieg nur, — so hieß es — um Europa vor einem allgemeinen Umsturz zu sichern; man wünsche nichts sehnlicher, als Frankreich zum Frieden geneigt zu sehen; aber welche Bürgschaften biete es für seine neuen Gesinnungen? Man gestand indessen zu, daß unter dem Ersten Consul mehr Mäßigung im Innern wie nach Außen, mehr Beharrlichkeit in den Vorsätzen, mehr Treue für übernommene Verpflichtungen zu hoffen sei, und daß sich daraus mehr Wahrscheinlichkeit für einen zuverlässigen und dauerhaften Frieden ergeben würde. Diese glückliche Veränderung erwartete man von seinen großen Talenten, gab jedoch, ohne es auszusprechen, zu verstehen, wenn dieselbe vollständig bewirkt sei, werde man auch an's Unterhandeln denken.

Der Erste Consul verfuhr gegen Oestreich wie gegen England und begnügte sich nicht mit dieser ausweichenden Erklärung; ohne sich durch die Unbestimmtheit des Antwortschreibens zurückschrecken zu lassen, wollte er das Wiener Cabinet in die Nothwendigkeit versetzen, sich bestimmt zu erklären und den Frieden kategorisch zurückzuweisen oder anzunehmen. Talleyrand erhielt den Auftrag, unter dem 28. Februar (9. Ventôse) an Thugut zu schreiben und ihm anzubieten, den Frieden von Campo Formio zur Grundlage der Unterhandlungen zu nehmen. Dieser Vertrag, schrieb er ihm, sei ein Act großer Mäßigung gegen den Kaiser von Oestreich Seitens des Generals Bonaparte gewesen; denn obgleich er durch die drohende Stellung der französischen Armee vor den Thoren Wiens im Jahre 1797 im Stande gewesen sei, von diesem Fürsten große Opfer zu verlangen, habe er doch in Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden mäßige Vortheile den größeren vorgezogen;

ja er habe sich sogar, fügte der französische Minister hinzu, durch seine Rücksichten für den kaiserlichen Hof den Tadel des Directoriums zugezogen. Talleyrand erklärte schließlich, das Haus Oestreich solle die Entschädigungen in Italien erhalten, die durch den Vertrag von Campo Formio ihm in Deutschland versprochen wären.

Um die Wichtigkeit dieser Anträge des ersten Consuls einzusehen, muß man sich erinnern, daß der Vertrag von Campo Formio dem französischen Reiche Belgien und Luxemburg, der cisalpinischen Republik die Lombardei, das Gebiet von Mantua, die Legationen ꝛc. zugestand und daß Oestreich als Entschädigung Venedig und den größten Theil der venetianischen Staaten erhalten sollte. Im Betreff der Rheingrenze, welche außer Belgien und Luxemburg die Länder zwischen der Maas, der Mosel, dem Rhein, kurz was wir jetzt die Rheinprovinzen nennen, umfaßte, sollte Oestreich sich in's Mittel legen, um die Abtretung derselben an Frankreich von dem deutschen Reiche zu erlangen. Für sich selbst trat Oestreich zur Zeit die Grafschaft Falkenstein zwischen Lothringen und Elsaß ab und machte sich verbindlich, den französischen Truppen die Thore von Mainz zu öffnen, das es im Namen des Reichs besetzt hielt. Dafür sollte Oestreich, wenn die Kirchenländer säcularisirt würden, durch das an der bairischen Grenze gelegene Bisthum Salzburg entschädigt werden. Diese verschiedenen Auseinandersetzungen wollte man auf dem Congreß zu Rastadt unterhandeln, dem im Jahre 1799 die Ermordung der französischen Gesandten ein so tragisches Ende machte. Dies waren die Bestimmungen des Vertrags von Campo Formio.

Indem der Erste Consul diesen Vertrag als Grundlage der neuen Unterhandlungen anbot, ließ er also die Frage über die Rheingrenze in Bezug auf die Rheinprovinzen dahingestellt, entschied nur, was unwiderruflich von Belgien an Frankreich abgetreten werden sollte, behielt, was die Rheinprovinzen betraf, einer spätern Unterhandlung mit dem deutschen Reiche vor und deutete durch die Anbietung der früher in Deutschland festgesetzten Entschädigungen in Italien an, daß die von Oestreich in Italien errungenen Erfolge in Betracht gezogen werden sollten, um demselben eine bessere Stellung in diesem Lande auszuwirken. Er fügte hinzu, für die europäischen Mächte zweiten Ranges würde „ein Bürgschaftssystem festgesetzt werden, welches geeignet sei, das Völkerrecht, auf dem wesentlich die Sicherheit und das

Glück der Nationen beruhe, herzustellen." Das war eine Anspielung auf das Eindringen in die Schweiz, in Piemont, in Toskana, in den Kirchenstaat und in Neapel, was dem Directorium so oft zum Vorwurf gemacht und als Vorwand für die zweite Coalition benutzt worden war; es war ein ziemlich klares Anerbieten, diese verschiedenen Staaten wiederherzustellen und auf solche Weise Europa gegen das angebliche Umsichgreifen der französischen Republik sicherzustellen.

Mehr konnte man nicht bewilligen; es gehörte sogar Frankreichs damaliges Bedürfniß nach Frieden dazu, um den Ersten Consul zu solchen Anerbietungen zu bewegen. Und wie er nie Etwas halb that, so stellte er an Oestreich wie an England den förmlichen Antrag auf einen Waffenstillstand, nicht nur am Rhein; wo bereits ein solcher abgeschlossen war, sondern auch an den Alpen und Apenninen, wo derselbe noch nicht bestand.

Unterm 24. März (3. Germinal) antwortete Thugut in übrigens sehr gemäßigten Ausdrücken, daß der Vertrag von Campo Formio, der sofort nach seinem Abschlusse auch verletzt worden sei, keineswegs ein Friedenssystem enthalte, welches die kriegführenden Mächte zu beruhigen vermöge; ein bei allen Unterhandlungen angenommener und richtiger Grundsatz sei: die Lage, in der das Waffenglück jede Macht gelassen, den Unterhandlungen zum Grunde zu legen; dies sei auch die einzige Grundlage, welche Oestreich annehmen könne. Thugut fügte noch hinzu, ehe er weiter ginge, müsse er um eine Erklärung über die Form der Unterhandlungen ersuchen; es liege ihm daran, zu wissen, ob Frankreich Unterhändler von allen im Kriege befindlichen Staaten zulassen wolle, um zu einem allgemeinen Frieden zu gelangen, der allein redlich und weise sein würde, dem allein Oestreich beitreten könne.

Diese Sprache bewies zweierlei: erstens, daß Oestreich, da es den jetzigen Zustand, d. h. die Lage, in welcher der letzte Feldzug jede Macht gelassen hatte, zum Ausgangspunkt haben wollte, große Ansprüche auf Italien hege; zweitens, daß es sich nicht von England trennen werde, mit dem es durch Subsidienverträge eng verknüpft war. Diese Treue gegen England wurde ihm durch seine Stellung zur Pflicht gemacht, was, wie wir später sehen werden, auf den Gang der Unterhandlungen und des Kriegs von Einfluß war.

Eine solche Antwort, wie angemessen sie auch in ihren Ausdrücken war, ließ wenig Hoffnung, sich zu verständigen, da sie das Verhalten

einer Macht, die einige Friedensworte anzuhören sich geneigt zeigte, von dem Verhalten einer Macht, die gar keine anzuhören beschlossen hatte, abhängig machte. Dennoch ließ General Bonaparte wieder antworten: indem er die früher in Deutschlaud festgesetzten Entschädigungen in Italien anbiete, mache er stillschweigend den Antrag, nicht von dem status ante bellum, sondern von dem status post bellum auszugehen, d. h. Oestreichs Erfolge in Italien in Rechnung zu bringen; die Eröffnungen, die er England gemacht, seien ein Beweis von seinem Verlangen, den Frieden allgemein zu machen; er erwarte übrigens nicht viel von einer gemeinsamen Unterhandlung sämmtlicher kriegführenden Mächte, denn England wolle keine Ausgleichung, er nehme jedoch unbedingt und ohne allen Vorbehalt Oestreichs Vorschläge an und erwarte demgemäß die Bezeichnung eines Orts, wo man unterhandeln könne, der aber, da man den Kampf fortsetzen wolle, außerhalb des Kriegsschauplatzes liegen müsse.

Oestreich erklärte: da die Absichten des französischen Cabinets von der Art wären, so wolle es sich an seine Bundesgenossen wenden; bevor es jedoch diese zu Rathe gezogen, könne es unmöglich eine bestimmte Bezeichnung treffen. Das hieß die Unterhandlung bis zu einem unbestimmten Zeitpunkt hinausschieben.

Während der Erste Consul diese Eröffnungen an England und Oestreich machte, hatte er sich keiner Täuschung über ihren Erfolg hingegeben, sondern er wollte einen friedlichen Schritt versuchen, erstens, weil er den Frieden wünschte, den er als nothwendig zur Organisation der neuen Regierung betrachtete; zweitens, weil er glaubte, sich durch diesen Schritt besser in der Meinung Frankreichs und Europa's hinzustellen.

Seine Berechnungen wurden durch die Vorgänge im britischen Parlament vollkommen bestätigt. Pitt zog sich durch die brutale Art und Weise, mit der er die Eröffnungen Frankreichs beantwortete, heftige und vollkommen begründete Angriffe zu. Noch nie hatte die Opposition von Fox und Sheridan einen edleren Geist geathmet; noch nie hatte sie solchen Glanz verbreitet und mit größerem Rechte die Achtung der Ehrenmänner in allen Ländern verdient.

Die Fortsetzung des Kriegs hatte in der That nur sehr wenig Grund, denn England befand sich damals in der Lage, Alles erlangen zu können, was sich vernünftigerweise wünschen ließ: allerdings

würde es nicht das Aufgeben Aegyptens erlangt haben; da es sich aber einige Monate später darein ergab, es uns zu lassen (die nachmaligen Unterhandlungen werden dies beweisen), so konnte es auch sogleich darein willigen, und um diesen Preis hätte es seine Eroberungen, Ostindien mit eingerechnet, behalten; es hätte auch die unermeßlichen Gefahren erspart, denen es später durch seine Starrköpfigkeit sich aussetzte. Im Grunde war es also nur ein ministerielles Interesse, welches das britische Cabinet bewog, den Krieg mit solcher Erbitterung fortzuführen. Die Interpellationen der Opposition wurden lebhafter und wiederholten sich unablässig. Sie verlangte und erwirkte die Vorlegung der auf diese Unterhandlung bezüglichen Actenstücke, und es entspannen sich über diesen Punkt die allerheftigsten Erörterungen. Die Minister behaupteten: man könne mit der französischen Regierung nicht in Unterhandlung treten, weil sich kein zuverlässiger Vertrag mit ihr abschließen lasse; sie habe durch ihre Treulosigkeit nach und nach den Krieg mit aller Welt herbeigezogen, Dänemark und Schweden allein ausgenommen, und selbst bei diesen beiden letzten Staaten wäre das gute Einverständniß erschüttert worden; der Friede mit dieser Regierung sei trügerisch und unheilvoll, wie die italischen Staaten bezeugten; nachdem sie gegen alle Fürsten Europa's angreifend aufgetreten, wolle sie diese alle miteinander entthronen, denn sie werde unaufhörlich von der Zerstörungs- und Eroberungssucht gepeinigt; General Bonaparte biete keine größere Sicherheit als seine Vorgänger; sei auch die neue französische Regierung nicht mehr terroristisch, so sei sie doch noch immer revolutionär, und von der französischen Revolution lasse sich weder Friede noch Waffenstillstand erwarten; könne man sie nicht vernichten, so müsse man sie wenigstens erschöpfen, bis man sie so geschwächt habe, daß nichts mehr von ihr zu fürchten sei. Im Bezug auf den Ersten Consul bedienten sich die englischen Minister, namentlich Lord Grenville, der schmähendsten Ausdrücke. Robespierre hatten sie nicht schlimmer behandelt.

Fox, Sheridan, Tierney, der Herzog von Bedfort, Lord Holland antworteten auf alle diese Behauptungen mit den schlagendsten Vernunftgründen. — Ihr fragt, wer zuerst angegriffen habe, erwiederten sie, was kommt darauf an? Ihr sagt: Frankreich; Frankreich sagt, England; muß man sich denn gegenseitig vernichten, bis man über diese geschichtliche Thatsache einig ist? Und was kommt auf den ersten

Angriff an, wenn derjenige, dem ihr ihn Schuld gebt, zuerst die Niederlegung der Waffen anbietet? Ihr sagt, man könne mit der französischen Regierung keine Verträge abschließen; aber ihr selbst habt ja doch den Lord Malmesbury nach Lille gesandt, um mit dem Directorium abzuschließen! Preußen, Spanien sind mit der französischen Regierung Verträge eingegangen und haben sich nicht über sie zu beklagen gehabt. Ihr sprecht von den Verbrechen dieser Regierung; aber Euer Bundesgenosse, der neapolitanische Hof, begeht Verbrechen, die noch gräulicher sind, als die des Nationalconvents, weil er sich nicht mit der Volkswuth entschuldigen kann. Ihr sprecht von Ehrsucht; aber Rußland, Preußen und Oestreich haben Polen getheilt; Oestreich hat ja Italien wieder erobert, ohne den Fürsten, die Frankreich abgesetzt hatte, ihre Staaten zurückzugeben; Ihr selbst bemächtigt Euch ja Ostindiens, eines Theils der spanischen Colonien und sämmtlicher holländischen Colonien. Wer will es nun wagen in dem unter allen Staaten ausgebrochenen Kampfe der Wuth und der Habgier, sich uneigennütziger zu nennen, als die anderen? Ihr werdet entweder nie mit der französischen Regierung unterhandeln, oder Ihr werdet nie einen günstigeren Augenblick als den jetzigen auffinden; denn ein Mann voll Kraft, der Gehorsam findet, hat sich jetzt der Gewalt bemächtigt und erscheint geneigt, sie mit Gerechtigkeit und Mäßigkeit auszuüben. Ist es wohl der englischen Regierung würdig, eine ruhmgekrönte Persönlichkeit, das Oberhaupt einer der ersten Nationen der Welt, das mindestens ein großer Feldherr ist, welche Laster oder Tugenden auch später die Zeit an ihm zum Vorschein bringen mag, mit Schmähungen zu überhäufen? Ohne wenigstens zu erklären, daß man Großbritannien, sein Blut, seinen Reichthum, seine kostbarsten Hülfsquellen sämmtlich erschöpfen wolle, um das Haus Bourbon wieder einzusetzen, läßt sich für die Weigerung, jetzt in Unterhandlung zu treten, kein triftiger Grund anführen. —

Auf eine so treffende und so wahre Schlußfolgerung ließ sich nichts erwiedern. Tierney benutzte den Fehler, den das englische Ministerium dadurch, daß es in seinen Noten die Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon erwähnt, begangen hatte und stellte einen besondern Antrag gegen diese Familie. Er beantragte, einen ausdrücklichen Wunsch auszusprechen, nämlich die Sache Englands von der Sache der Bourbonen zu trennen, die für beide Länder so verderblich seien: für Groß-

britannien, rief er aus, ebenso sehr wie für Frankreich! — Ich hörte, fuhr er fort, ich hörte wohl, daß Anhänger von Pitt's Verwaltung behaupteten: Da die französische Regierung keine gemeinsame Unterhandlung vorgeschlagen, so habe man genügenden Grund, eine vereinzelte Unterhandlung abzulehnen, die uns durch die Trennung von unseren Bundesgenossen geschwächt haben würde; aber ich habe noch Niemand gesehen, der nicht dieses Verfahren, die Beendigung des Kriegs an die Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon zu knüpfen, ernstlich getadelt hätte! — Es ist auch wahr, wie Tierney es sagte, daß alle Welt diesen Fehler getadelt, und daß das Wiener Cabinet, weniger leidenschaftlich als das britische, sich wohl in Acht genommen hatte, denselben nachzuahmen. Die englischen Minister erwiederten: sie hätten diese Bedingung nicht als absolut und unerläßlich hingestellt; es wurde ihnen aber mit Recht geantwortet: schon die Hindeutung darauf sei eine Verletzung des Völkerrechts und ein Attentat gegen die Freiheit der Nationen. — Was würdet Ihr wohl sagen, rief Tierney (indem er hier den Beweisgrund des französischen Cabinets wiederholte), was würdet Ihr sagen, wenn General Bonaparte als Sieger Euch erklären wollte, er unterhandle nur mit den Stuarts? Uebrigens, fügte er hinzu, vergeudet Ihr unser Gut und Blut aus Dankbarkeit für das Haus Bourbon? Erinnert Euch an den Krieg mit Amerika! Oder geschieht es nicht vielmehr wegen des Grundsatzes, den es vertritt? Wollt Ihr also gegen Euch alle die Leidenschaften entfesseln, die Frankreich gegen die Bourbonen empört haben? Wollt Ihr Euch alle auf den Hals ziehen, die keinen Adel mehr wollen, die keine Zehnten oder keine Feudalrechte mehr wollen, die Nationalgüter gekauft, die zehn Jahre hindurch für die französische Revolution unter den Waffen gewesen sind? Bis auf den letzten Tropfen wollt Ihr also das Blut so vieler Franzosen vergießen, ehe Ihr an's Unterhandeln denkt? Ich trage förmlich darauf an, schloß Tierney seine Rede, daß England seine Sache von der des Hauses Bourbon trenne. —

Durch einen andern Antrag brachte der berühmte Sheridan, immer der kühnste, der beißendste unter den Rednern, den empfindlichsten Punkt für das britische Cabinet, die Expedition nach Holland, zur Sprache, in Folge deren die Engländer und die Russen, durch den General Brune besiegt, zur Capitulation gezwungen worden waren. —

Es scheint, sprach Sheridan, unsere Regierung kann, wenn auch

keine Friedensverträge, doch wenigstens Capitulationen mit der französischen Republik abschließen. Ich ersuche sie, uns die Beweggründe zu der Capitulation zu erklären, die sie über die Räumung von Holland unterzeichnet hat. — Dundas hatte auf Befragen drei Beweggründe für die holländische Expedition angegeben, erstens: Trennung der vereinigten Niederlande von Frankreich; zweitens, Verminderung der französischen und Vermehrung der englischen Streitkräfte zur See durch Wegnahme der holländischen Flotte; drittens, Ausführung einer den Bundesgenossen nützlichen Diversion. Er fügte hinzu, das britische Cabinet habe von diesen drei Punkten zwei erreicht, da es die holländische Flotte habe und da es zum Gewinnen der Schlacht bei Novi beigetragen habe, indem es die für Italien bestimmten Truppen nach Holland gezogen. Kaum hatte der Minister seine Rede beendigt, als Sheridan mit einem Feuer sonder Gleichen auf ihn eindrang und ihm zurief: Ja, Ihr habt Emigrantenberichten geglaubt und eine englische Armee auf das Festland gewagt, um sie mit Schmach zu bedecken. Ihr habt Holland von Frankreich trennen wollen, es aber fester als je mit Frankreich verknüpft, indem Ihr es durch die ungerechte Wegnahme seiner Flotte und seiner Colonien mit Unwillen erfüllt. Ihr habt, sagt Ihr, die holländische Flotte? aber nur durch ein unerhörtes, abscheuliches Verfahren, indem Ihr die Bemannung derselben zur Meuterei anregtet und ein höchst unseliges Schauspiel gabt, wie sich Matrosen gegen ihre Vorgesetzten auflehnen und die Disciplin verletzen, worauf die Stärke der Seemacht und die Größe unserer Nation beruht. So habt Ihr schmachvoll diese Flotte gestohlen, aber für England auf keinen Fall, für den Statthalter der Niederlande, da Ihr zu erklären genöthigt wart, sie gehöre ihm, nicht England. Ihr habt endlich der östreichischen Armee bei Novi einen Dienst geleistet? Das ist möglich; aber rühmt Euch einmal, ihr Minister des Königs von Großbritannien, eine östreichische Armee gerettet zu haben, indem Ihr eine englische Armee niedermetzeln ließet! —

Diese wüthenden Angriffe hinderten Pitt nicht, ungeheure Geldmittel, gegen elfhundert Millionen Franken (fast das Doppelte des französischen Budgets zu jener Zeit), die Ermächtigung, Oestreich und den süddeutschen Staaten Subsidien zu zahlen, bedeutende Zusätze zur Einkommentaxe, die bereits jährlich 180 Mill. Franken eintrug, eine neue Suspension der Habeas-Corpus-Acte und endlich die wichtige

Maßregel der Vereinigung Irlands auszuwirken. Allein die Gemüther waren in England durch so viele Gründe der Vernunft und Beredsamkeit tief und heftig ergriffen. Auch fiel das Unrecht, das man sich gegen Frankreich zu Schulden kommen ließ, den einsichtsvollen Leuten in ganz Europa auf, und da sich bald auch zur Gerechtigkeit der Sieg gesellte, so mußte Pitt durch grausame Demüthigungen seine prahlerische Politik gegen den Ersten Consul abbüßen. Inzwischen war Pitt im Stande, der Coalition Mittel zu einem neuen Feldzuge zu liefern, dem letzten zwar, wegen der Erschöpfung der kriegführenden Parteien, aber eben deswegen, weil es der letzte, auch dem erbittertsten.

In dieser ernsten Lage wollte der Erste Consul von dem preußischen Hofe allen Nutzen ziehen, den er für den Augenblick dort erwarten konnte. Dieser Hof hätte bei so mächtigen Gegnern den Frieden nur dadurch erwirken können, daß er ihnen denselben mittelst einer bewaffneten Vermittlung auferlegte; was ihm zwar nicht ganz unmöglich gewesen wäre, aber durchaus nicht in den Absichten des jungen Königs lag, der seinen Schatz und seine Armee wiederherzustellen strebte, während alle Welt um ihn herum sich erschöpfte. Dieser Fürst hatte bereits bei den kriegführenden Mächten nachgeforscht und sie so entfernt von einem Abschlusse gefunden, daß er darauf verzichtete, als Vermittler zwischen ihnen aufzutreten. Uebrigens hatte das preußische Cabinet selbst eigennützige Absichten. Es war ihm ganz recht, daß Frankreich durch einen hinausgezogenen Kampf Oestreich und sich selbst erschöpfte; aber es hätte wohl gewünscht, daß Frankreich auf einen Theil der Rheingrenze verzichte, sich auf dieser Seite mit Belgien und Luxemburg begnüge und keinen Anspruch auf die Rheinprovinzen machte. Dies rieth es auch dem Ersten Consul dringend an und sagte, zunächst würden Frankreich und Preußen, wenn sie einander weniger näher wären, mehr einverstanden sein; dann würden auch die europäischen Cabinette, durch eine solche Mäßigung beruhigt, zum Frieden geneigter werden. Allein obschon der Erste Consul sich über diesen Punkt äußerst vorsichtig ausgesprochen hatte, so war im Grunde doch wenig Hoffnung vorhanden, ihn zu diesem Opfer zu bewegen, und das preußische Cabinet erblickte in alle dem keinen Frieden, der ihm einer besondern Einmischung werth genug schien. Es ertheilte also eine Menge

von Rathschlägen, in einem wenn gleich sehr freundschaftlichen Lehrtone vorgetragen, aber es trat nicht handelnd auf.

Jedenfalls konnte dieses Cabinet dazu dienen, Norddeutschland neutral zu erhalten, die deutschen Fürsten in größtmöglichster Anzahl zum Anschluß an diese Neutralität zu bewegen und endlich Kaiser Paul I. gänzlich von der Coalition zu trennen. Diese Angelegenheiten betrieb es mit Eifer, weil es die Neutralität von Norddeutschland sichern und erweitern, hauptsächlich aber Rußland für sein System gewinnen wollte. Paul, in seinen Stimmungen allezeit maßlos, war täglich aufgebrachter gegen Oestreich und England geworden; er erklärte ganz unverhohlen, er werde schon Oestreich zur Wiedereinsetzung der italischen Fürsten auf die italischen Throne, die es mit russischen Waffen erobert habe, und England zur Wiedereinsetzung des Malteserordens in den Besitz seiner Inselfestung, deren es sich eben bemächtigen wollte, zu zwingen wissen; er zeigte für diesen alten Ritterorden eine seltsame Leidenschaft und hatte sich zum Großmeister desselben gemacht. Die Art und Weise, wie man in Wien und London die Eröffnungen des Ersten Consuls aufgenommen habe, tadelte er und ließ in seinen gegen Preußen vertraulich gewordenen Mittheilungen durchblicken, daß er es gern gesehen hätte, wenn ähnliche Eröffnungen an ihn gemacht worden wären. Dies hatte der Erste Consul in der That nicht gewagt, weil er die Folgen fürchtete, welche ein solcher Schritt bei einem solchen Charakter, wie der Czar war, haben könne. Preußen setzte, nachdem es sich über alle diese Einzelheiten unterrichtet hatte, das französische Cabinet davon in Kenntniß und dieses zog seinen Vortheil daraus.

Vor Eröffnung des Feldzugs, denn die Jahreszeit für Kriegsoperationen rückte heran, ließ der Erste Consul den preußischen Gesandten, Herrn von Sandoz, zu sich berufen und sprach sich am 5. März (14. Ventôse) bestimmt und vollständig gegen ihn aus. Nachdem er ausführlich Alles wiederholt hatte, was er für die Wiederherstellung des Friedens gethan und was man ihm an Unhöflichkeiten und unbesiegbaren Hindernissen entgegengestellt habe, schilderte er den Umfang seiner Kriegsrüstungen und ließ den preußischen Gesandten, ohne ihm seine tiefberechneten Plane zu enthüllen, einen Blick auf die Größe der Hülfsmittel werfen, über welche Frankreich noch zu verfügen habe; ferner erklärte er ihm: er setze volles Vertrauen auf

Preußen und erwarte von ihm, daß es, während man mit dem Kriege beschäftigt sein würde, von Neuem sich bemühen werde, die kriegführenden Mächte einander zu nähern; in Ermangelung eines allgemeinen Friedens, der ohne einen neuen Feldzug ziemlich unwahrscheinlich sei, werde König Friedrich Wilhelm ihm, wie er hoffe, zwei Dienste leisten: die Wiederaussöhnung der Republik mit Kaiser Paul I. und einen unmittelbaren Versuch bei dem Kurfürsten von Baiern, um diesen Fürsten der Coalition zu entziehen. — Versöhnen Sie uns wieder mit Paul, sagte General Bonaparte, bewegen Sie zugleich den Kurfürsten von Baiern, seine Soldaten und sein Gebiet der Coalition zu verweigern, dann haben Sie uns zwei Dienste geleistet, die Ihnen hoch angerechnet werden sollen. Geht der Kurfürst auf unser Gesuch ein, so können Sie ihm jede erwünschte Berücksichtigung während des Krieges und die beste Behandlung beim Abschluß des Friedens zusichern.

Der Erste Consul legte dem preußischen Gesandten auch seine weiteren Plane vor. Er erklärte ihm, da der Vertrag von Campo Formio zur Grundlage für die künftigen Unterhandlungen angeboten worden sei, so werde die Rheingrenze eine später mit dem deutschen Reiche zu verhandelnde Frage bilden; die Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz und der italischen Staaten werde ausdrücklich garantirt werden. Ohne sich weiter darüber auszusprechen, an welchem Punkte der Rhein aufhören würde die französische Grenze zu bilden, sagte er blos, kein Mensch könne glauben, daß Frankreich sie nicht wenigstens bis Mainz verlangen werde, unterhalb Mainz aber könne die Mosel, die Maas als Grenze dienen. Belgien und Luxemburg wären außer allem Streit. Endlich fügte er auch noch hinzu: wenn Preußen Frankreich die Dienste leiste, die es ihm zu leisten im Stande sei, so mache er sich verbindlich, dem Berliner Cabinet einen bedeutenden Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu überlassen. Dies war in der That der Punkt, auf welchen Preußen das größte Gewicht legte, denn es hatte das Verlangen, bei diesen Unterhandlungen die Hand im Spiele zu haben, um die Grenzen von Deutschland auf eine Weise bestimmen zu lassen, die seinen Planen am besten entspräche.

Diese ungemein wohlberechnete und offene Mittheilung machte den größten Eindruck in Berlin. Der König antwortete: in Bezug auf Kaiser Paul habe er bereits und werde er auch fernerhin seine Verwendung eintreten lassen, um eine Annäherung mit Frankreich her-

beizuführen; in Bezug auf Baiern, das rings von Oestreich eingeschlossen sei, vermöge er nichts zu erwirken; wenn aber Kaiser Paul sich erkläre, so könne es vielleicht mit der zweifachen Beihülfe von Preußen und Rußland gelingen, den Churfürsten von der Coalition abzuziehen.

Nach all diesen überaus umsichtig berechneten Schritten blieb nichts Anderes übrig, als die Feindseligkeiten so schnell als nur irgend möglich zu eröffnen. Die Zeit dazu war noch nicht ganz gekommen und mußte auch dieses Jahr später als gewöhnlich eintreten, weil Frankreich seine zum Theil aufgelösten Armeen neu zu organisiren und weil Oestreich die von Rußland in den Reihen der Coalition hinterlassene Lücke auszufüllen hatte. Der Erste Consul war der Ansicht, der Augenblick sei jetzt gekommen, mit der Vendée zum Ende zu gelangen, erstens, um das gehässige Schauspiel des Bürgerkrieges zu schließen, und zweitens, um die ausgezeichneten Truppen, welche die Vendée im Innern der Republik zurückhielt, verfügbar machen zu können und nach dem Rhein wie an die Alpen zu senden.

Die von ihm an die empörten Provinzen gerichteten Kundmachungen, welche neben den an die Mächte gestellten Friedensanträgen gleichzeitig erlassen wurden, hatten dort den größten Eindruck hervorgebracht. Diese Kundmachungen waren durch eine imposante Streitmacht von ungefähr 60,000 Mann, die er aus Holland, aus dem Innern und selbst aus Paris gezogen hatte, unterstützt worden. Der Erste Consul hatte die Kühnheit so weit getrieben, in Paris, das damals von dem Abschaum aller Parteien wimmelte, nur eine Besatznng von 2300 Mann zu behalten und diese Kühnheit selbst hatte er so weit gesteigert, sie zu veröffentlichen. Als Erwiederung auf die Behauptung der englischen Minister, daß die Consularregierung ebenso wenig fest begründet sei, wie ihre Vorgänger, ließ er eine vergleichende Uebersicht der in London und der in Paris befindlichen Streitkräfte drucken. Daraus ergab sich, daß London von 14,600 Mann, Paris nur von 2300 Mann bewacht werde. Dies reichte kaum zur Besetzung der einfachen Polizeiposten hin, welche die großen öffentlichen Anstalten und die Wohnung der Oberbeamten überwachen. Augenscheinlich bewachte General Bonaparte's Name Paris.

Wie dem auch sei: die insurgirten Provinzen sahen sich unvermuthet von einer furchtbaren Armee eingeschlossen und hatten nun

zwischen einem sofortigen und großmüthigen Frieden und zwischen der Gewißheit eines Vertilgungskrieges zu wählen. Lange konnten sie nicht mit ihrem Entschlusse zögern. D'Andigné und Hyde de Neuville, die bei dem Ersten Consul gewesen, waren nun von allen ihren Täuschungen zurückgekommen und glaubten nicht mehr daran, daß er eines Tags die Bourbonen wieder einsetzen werde. Ebenso wenig glaubten sie aber, daß es gelingen könne, einen solchen Mann zu besiegen. Hyde de Neuville, den der Graf von Artois abgesandt hatte, um sich von der Sachlage zu überzeugen, beschloß nach London zurückzukehren, da er für seine Person die Sache der Bourbonen nicht aufgeben wollte, dennoch aber die Unmöglichkeit einsah, den Krieg fortzusetzen, und deßhalb den Häuptern der Empörung den Rath hinterließ, sie möchten thun, wozu Zeit und Ort einen Jeden von ihnen nöthigen würden. D'Andigné kehrte nach der Vendée zurück, um Bericht über das, was er gesehen, abzustatten.

Die Dauer des Waffenstillstandes war bald abgelaufen. Die Häupter der royalistischen Partei mußten entweder einen definitiven Frieden unterzeichnen, oder sich entschließen, augenblicklich einen Kampf auf Leben und Tod mit einer furchtbaren Armee zu wagen. Im Jahre 1793 hatten sie in der ersten Begeisterung des Aufstandes die 16,000 Mann von der Besatzung aus Mainz nicht besiegen können und es war ihnen nichts gelungen, als heldenmüthige und blutige Kämpfe zu bestehen, um am Ende doch zu unterliegen. Was konnten sie jetzt gegen 60,000 Mann der besten Truppen in Europa vermögen, von denen eben schon die Hälfte genügt hatte, die Russen und Engländer in's Meer zu werfen? Offenbar gar nichts, und diese Ansicht war allgemein in den empörten Provinzen verbreitet. Man theilte sie jedoch in den einzelnen Provinzen mehr oder weniger. Auf dem linken Ufer der Loire, zwischen Saumur, Nantes und Les Sables, mit Einem Worte, in der alten Vendée, die an Menschen und an Allem erschöpft war, befand man sich in der äußersten Ermattung; man beurtheilte dort diese neueste Schilderhebung, die nur durch die Schwäche und die Härte des Directoriums herbeigeführt worden war, als das, was sie war, d. h. als eine Thorheit. Auf dem rechten Ufer, um Mans herum, wo das Land ebenfalls der Schauplatz eines verzweiflungsvollen Kampfes gewesen war, hatte dieselbe Stimmung das Uebergewicht. In der untern Normandie, wo der Aufstand sich aus

einer jüngern Zeit herschrieb und Frotté, ein junger, thätiger, schlauer, ehrgeiziger Führer, die Royalisten leitete, zeigte man mehr Neigung für die Fortsetzung des Krieges. Dasselbe fand sich im Morbihan, wo die Entfernung von Paris, die Nachbarschaft des Meeres, die Beschaffenheit des Landes mehr Hülfsquellen darboten und ein Haupt voll wilder und unbezähmbarer Energie, Georges Cadoudal, den Muth aufrecht erhielt. In jenen beiden letztgenannten Provinzen trugen die häufigeren Berührungen mit den Engländern dazu bei, den Widerstand hartnäckiger zu machen.

Von einem Ende der Vendée und Bretagne zum andern wurde berathschlagt, welche Partei zu ergreifen sei. Die von England besoldeten Emigranten, deren Aufopferung in fortwährenden Hin- und Herreisen bestand und die nicht unter allen Folgen des Aufstandes zu leiden hatten, waren in heftigen Streit mit den Landeseinwohnern, auf denen rastlos die Last des Bürgerkrieges drückte. Jene behaupteten, man müsse den Kampf fortsetzen, diese dagegen, es müsse ihm ein Ende gemacht werden. Jene Vertreter eines mehr englischen als royalistischen Interesses meinten, die Consularregierung werde nach einigen Tagen trügerischen Schimmers, wie alle übrigen revolutionären Regierungen, zu Grunde gehen, und zwar werde sie an der Zerrüttung der Finanzen und an der Unordnung in der Verwaltung zu Grunde gehen; die russischen und englischen Armeen würden eine Truppenabtheilung nach der Vendée senden, um den französischen Royalisten die Hand zu reichen; diese hätten nichts weiter nöthig, als einige Tage Geduld, um die Früchte achtjähriger Anstrengungen und Kämpfe zu ernten, und wenn sie ausharrten, würden sie wahrscheinlich die Ehre haben, die Bourbonen siegreich nach Paris zu geleiten. Die Insurgenten, die nicht nach London sich zu flüchten und dort von englischem Gelde zu leben gewohnt waren, sondern bei ihren Landsleuten an Ort und Stelle blieben, die ihre Felder verwüstet, ihre Häuser in Brand gesteckt, ihre Frauen und Kinder dem Hunger und dem Tode preisgegeben sahen, — diese sagten: dem General Bonaparte sei nie etwas mißglückt, was er unternommen habe; statt zu glauben, daß Alles in Auflösung zerfalle, glaube man in Paris im Gegentheil, daß Alles unter der glücklichen Hand des neuen Oberhauptes der Republik sich neu organisiren werde; die Republik, die man für erschöpft ausgebe, habe eben eine Armee von 60,000 Mann hergeschickt; die

Russen und Engländer, die man so rühme, hätten erst jüngst vor einer Hälfte von dieser Armee die Waffen gestreckt; es sei ein Leichtes, in London schöne Plane zu entwerfen, von Aufopferung, von Ausharren zu sprechen, wenn man von Ort und Stelle, von den Ereignissen und von deren Folgen weit entfernt sei; in diesem Punkte solle man sich mit seinen Worten vorsehen, zumal Leuten gegenüber, die seit acht Jahren ganz allein die Leiden des furchtbarsten Bürgerkrieges ertragen hätten. Unter diesen erschöpften Royalisten ging man selbst so weit, anzudeuten, General Bonaparte könnte in seinem Eifer für das Gute, nach Wiederherstellung des Friedens, nach Beendigung der Verfolgungen, nach Wiederaufrichtung der Altäre, vielleicht auch den Thron wieder aufrichten, und es wurden Fabeln wiederholt, die seit den Besprechungen d'Andigné's und Hyde de Neuville's mit dem Ersten Consul bei den Royalisten von Bedeutung keinen Eingang mehr fanden, in den untersten Reihen des empörten Volkes aber noch einigen Glauben erhielten und dazu beitrugen, die Gemüther der Regierung zuzuwenden.

Mitten in der alten Vendée lebte ein einfacher Priester, Abbé Bernier, Pfarrer von Saint-Laud, der bald an den Geschäften der Republik und des Kaiserreichs Antheil nehmen sollte. Durch viel natürliche Einsicht und Geschicklichkeit hatte er sich unter den royalistischen Häuptern ein großes Ansehen erworben. Er hatte diesen langwierigen Aufstand, der nichts als Unglück in seinem Gefolge hatte, in der Nähe gesehen; die Sache der Bourbonen schien ihm, für den Augenblick wenigstens, verloren zu sein und er glaubte, aus der allgemeinen Zertrümmerung, welche die französische Revolution herbeigeführt habe, werde sich nichts retten lassen, als der uralte Altar der Christen. Ueber diesen letzten Punkt war er durch die Anordnungen des Ersten Consuls und durch öftere Mittheilungen des Generals Hédouville in's Reine gekommen, und so hegte er keinen Zweifel mehr, sondern rechnete darauf, daß man durch Unterwerfung Frieden, Beendigung der Verfolgungen und wenigstens Duldung, wenn nicht vielleicht gar Beschützung des Gottesdienstes erlangen werde. Er rieth daher sämmtlichen alten Häuptern des Aufstandes vom linken Ufer Unterwerfung an und brachte durch seinen Einfluß die zwischen der Vendée und London hin- und herreisenden Phrasenhelden zum Schweigen. Zu Montfaucon fand eine Zusammenkunft statt und hier bestimmte

Abbé Bernier bei einer Berathung der royalistischen Offfziere Herrn d'Autichamp, einen jungen muthvollen Edelmann, der aber willig war, von Anderer Einsicht zu lernen, im Namen der Provinz die Waffen zu strecken. Am 18. Januar (28. Nivôse) wurde die Capitulation unterzeichnet. Die Republik versprach vollkommene Amnestie, Achtung des Gottesdienstes, Abgabenerlaß auf einige Zeit in den verheerten Provinzen und Ausstreichung sämmtlicher Häupter des Aufstandes aus der Emigrantenliste. Dagegen versprachen die Royalisten vollständige Unterwerfung und unmittelbare Auslieferung ihrer Waffen.

Noch an demselben Tage, am 18. Januar, schrieb Abbé Bernier an General Hédouville: „Ihre Wünsche und die meinigen sind erfüllt. Heute, um zwei Uhr, ist zu Montfaucon der Friede von allen Führern und Offizieren des linken Ufers der Loire mit Dankbarkeit unterzeichnet worden. Das rechte Ufer wird ohne Zweifel diesem Beispiele folgen und der Oelbaum des Friedens auf beiden Seiten der Loire die Stelle der Trauercypressen einnehmen, welche der Krieg hätte wachsen lassen. Ich beauftrage die Herren von Baurollier, Duboucher und Renou Ihnen diese glückliche Nachricht zu überbringen. Ich empfehle sie der Milde der Regierung und der Ihrigen. Fälschlich auf die verhängnißvolle Liste von 1793 eingetragen, sehen sie sich ihrer Güter beraubt. Dieses Opfer brachten sie dem Drange der Umstände, ersehnten aber nichtsdestoweniger den Frieden. Dieser Friede ist Ihr Werk; erhalten Sie ihn, Herr General, durch Gerechtigkeit und Wohlthun. Ihr Ruhm und Ihr Glück sind daran geknüpft. Ich werde Alles thun, was von mir abhängt, um Ihre heilsamen Absichten zu verwirklichen: die Klugheit gebietet, die Menschlichkeit verlangt dies.... Mein Herz gehört ganz meinem Heimathlande und sein Glück ist mein größter Wunsch.

Bernier."

Dieses Beispiel that seine Wirkung. Zwei Tage später ergaben sich die Insurgenten auf dem rechten Ufer, die von einem alten tapfern Edelmanne, von Châtillon, befehligt und gleich diesem überdrüssig waren, mehr den Planen Englands als der Sache des Royalismus zu dienen. Die Freude war ungemein, sowohl auf dem Lande, wo der Royalismus herrschte, als in den Städten, wo im Gegentheile der Geist der Revolution die Herrschaft hatte. In mehreren Städten, wie in Nantes und Angers, wurden die royalistischen Häupter, mit der

dreifarbigen Kokarde geschmückt, im Triumphe empfangen und wie Brüder fetirt. Von allen Seiten begann man die Waffen niederzulegen und sich treu und redlich zu unterwerfen, von einer Ansicht geleitet, die nach und nach allgemein wurde, daß nämlich der Krieg, ohne die Bourbonen zurückzuführen, nur auf Blutvergießen und Länderverwüstung hinauslaufen, die Unterwerfung dagegen Ruhe, Sicherheit, Wiederherstellung der Religion, des Ersehntesten von Allem, gewähren werde.

In der Bretagne und der Normandie fand indessen die Beruhigung mehr Schwierigkeiten. In diesen Küstenländern war der Krieg, wie bereits erwähnt worden ist, mehr neu und hatte noch nicht so sehr den Muth erschöpft; außerdem brachte er dort schmachvollen Gewinn, während er in der Vendée nur Leiden hervorrief. In's Innere der Bretagne und nach der Normandie hatten sich nämlich alle Chouans geflüchtet, d. h. die Leute, die der Aufstand an's Räuberleben gewöhnt hatte und die nicht mehr ohne dasselbe leben konnten. Sie führten den Krieg weit mehr gegen die Staatscassen, gegen die Postwagen, gegen die Käufer von Nationalgütern, als gegen die Regierung. In Verbindung mit einer Bande schlechten Gesindels in Paris erhielten sie von dieser die Nachrichten, nach denen sie ihre Streifzüge einrichteten. Im Morbihan endlich, wo der Aufstand am tiefsten eingewurzelt war, erhielt Georges, der einzige Unversöhnliche unter den Häuptern der Vendée, von den Engländern Geld und materielle Hülfsmittel, die seinen Widerstand zu unterstützen vermochten: auch war er durchaus nicht geneigt, sich zu unterwerfen.

Alle Vorbereitungen waren aber bereits getroffen, um die royalistischen Häuptlinge, wenn sie sich nicht ergeben wollten, zu zermalmen. Am 21. Januar (1. Pluviôse) hob General Chabot den Waffenstillstand auf und rückte gegen die im Innern der Bretagne von Bourmont und La Prévalaye befehligten Haufen vor. Bei dem Dorfe Mélay traf er auf Bourmont, der an der Spitze von 4000 Chouans sich tapfer wehrte, aber doch den Republikanern das Feld räumen mußte, die andere Soldaten, als Bauern, zu besiegen gewohnt waren. Nur mit genauer Noth gelang es ihm selbst zu entkommen, nachdem er die größten Gefahren bestanden hatte. Bald zur Anerkenntniß genöthigt, daß er nichts mehr für seine Sache zu erwirken vermöge, streckte er am 24. Januar (4. Pluviôse) die Waffen.

Hierauf marschirte General Chabot nach Rennes, um von hier aus gegen das äußerste Ende der Bretagne anzurücken, wo General Brune große Streitkräfte zusammenzog. Am 25. Januar (5. Pluviôse) stießen mehrere Colonnen, die von Vannes, Auray und Elven unter den Generalen Harty und Gency ausgerückt waren, bei Grandchamp auf die Haufen von Georges. Die beiden republikanischen Generale hatten Transporte von Getreide und Vieh, das sie in den empörten Landstrichen weggenommen hatten, nach Vannes abgehen lassen. Diese Zufuhren wollten die Chouans wieder erobern, allein die zur Bedeckung mitgegebenen Colonnen umzingelten sie, tödteten ihnen, trotz des tapfersten Widerstandes, 400 Mann nebst mehreren Führern und sprengten sie vollständig auseinander. Den zweiten Tag darauf, den 27., brachte ein äußerst heftiger Kampf bei Hennebon abermals 300 Chouans den Tod und vernichtete vollends alle Hoffnungen auf einen glücklichen Ausgang der Insurrection. Ganz nahe an der Küste befanden sich ein englisches Linienschiff von 80 Kanonen und einige Fregatten, die mit ansehen konnten, in was für trügerische Täuschungen man die britische Regierung gewiegt hatte. Uebrigens hatte man sich gegenseitig betrogen, das britische Cabinet, indem es eine neue Expedition wie die nach Holland versprach, und die Bretagner, indem sie einen Aufstand in Masse ankündigten. Erst neuerlich ausgeschiffte Royalisten hatten einige Mühe zu Boote wieder die englische Schiffsabtheilung zu erreichen und wurden dort wie Emigranten empfangen, die viel versprochen, aber wenig gehalten hatten. Georges sah sich genöthigt, die Waffen niederzulegen, und überlieferte 20,000 Flinten und 20 Kanonen, die er eben von den Engländern empfangen hatte.

In der untern Normandie war Frotté, ein junger, seiner Sache sehr ergebener Führer, neben Georges am festesten unter den Royalisten zur Fortsetzung des Kriegs entschlossen. Ihn verfolgten die von der Pariser Besatzung abgeschickten Generale Gardanne und Chambarlhac. An verschiedenen Punkten fanden einige sehr lebhafte Gefechte statt. Am 25. Januar (5. Pluviôse) wurde Frotté bei den Hammerwerken von Cossé, in der Nähe von Lamotte-Fouquet, durch General Gardanne eingeholt und mit nicht unbedeutendem Verlust an Mannschaft geschlagen. Tags darauf (6. Pluviôse) wurde einer der Führer, Namens Duboisgny, in seinem Schlosse Duboisgny bei Fougères angegriffen und erlitt, wie Frotté, einen beträchtlichen Verlust.

Endlich umzingelte am 27. Januar (7. Pluviôse) General Chambarlhac in der Umgegend von Saint Christophe, nicht weit von Alençon, einige Compagnien Chouans und ließ sie erschießen.

Als Frotté, wie die Uebrigen, aber leider zu spät erkannte, daß den zahlreichen Colonnen gegenüber, die das Land überschwemmt hatten, jeder Widerstand unmöglich sei, dachte er, es sei Zeit, sich zu ergeben. Er schrieb, um Frieden nachzusuchen, an General Hédouville, der sich um diese Zeit zu Angers befand, und bis die Antwort anlangte, schlug er dem General Chambarlhac einen Waffenstillstand vor. Dieser antwortete, da er zum Unterhandeln keine Vollmacht habe, so wolle er sich zur Erlangung derselben an die Regierung wenden, könne es aber nicht auf sich nehmen, in der Zwischenzeit die Feindseligkeiten einzustellen, wenn nicht Frotté einwillige, sofort die Waffen seiner Soldaten auszuliefern. Dies war es aber gerade, wovor Frotté am meisten bangte. Er willigte wohl ein, sich zu unterwerfen und den Frieden für den Augenblick zu unterzeichnen, aber unter der Bedingung, die Waffen zu behalten, um später die erste beste Gelegenheit zu benutzen und den Krieg wieder anzufangen. Er schrieb sogar seinen Unterbefehlshabern Briefe, in denen er ihnen, neben dem Befehl sich zu ergeben, ihre Flinten zu behalten empfahl. Inzwischen hatte der Erste Consul, über Frotté's Hartnäckigkeit erzürnt, den Befehl ertheilt, ihm keinen Pardon zu geben und an seiner Person ein Beispiel zu statuiren. Unruhig, daß er keine Antwort auf seine Anträge bekomme, wollte Frotté mit dem General Guidal, Befehlshaber des Departements der Orne, in Unterhandlung treten, wurde aber mit sechs seiner Gefährten verhaftet, während er um eine Unterredung mit diesem nachsuchte. Die bei ihm vorgefundenen Briefe, in denen der Befehl an seine Leute stand, sich zu ergeben, aber ihre Waffen zu behalten, wurden als Verrath betrachtet. Man führte ihn nach Verneuil ab und übergab ihn einer Militärcommission.

Als die Kunde von seiner Verhaftung in Paris anlangte, umringte eine Schaar von Bittstellern den Ersten Consul und erwirkte eine Aussetzung des Prozeßverfahrens, was einer Begnadigung gleichkam. Allein der Courier, der den Regierungsbefehl überbrachte, traf zu spät ein. Da die Constitution in den insurgirten Provinzen suspendirt war, wurde Frotté kriegsrechtlich gerichtet, und als die Aufschubsverordnung ankam, hatte dieser junge und tapfere Royalistenchef bereits die Strafe

für seine Starrköpfigkeit erlitten. Die Zweideutigkeit seines Benehmens war zwar so gut wie bewiesen, aber keineswegs verdammenswerth genug, um nicht eine solche Hinrichtung lebhaft bedauern zu lassen, welche diese glückliche Beendigung des Bürgerkriegs mit Blut befleckte.

Von diesem Tage an waren die Westdepartements vollständig zur Ruhe gebracht. Die Mäßigung des Generals Hédouville, die Kräftigkeit und Schnelligkeit der angewandten Mittel, die Ermattung der Insurgenten, die Mischung von Furcht und Vertrauen, welche der Erste Consul ihnen einflößte, führten diese Beruhigung so überaus schnell herbei. Ende Februars 1800 (in den ersten Tagen des Ventôse) war sie vollständig. Allerwärts fand die Entwaffnung statt; es waren nur noch Straßenräuber übrig, mit denen eine thätige und unerbittliche Justiz bald zum Ende kommen mußte. Die im Westen verwendeten Truppen setzten sich wieder nach Paris in Marsch, um zu den weitumfassenden Planen des Ersten Consuls mitzuwirken.

Die in den vier Departements Unter-Loire, Ille und Vilaine, Morbihan und Côtes-du-Nord suspendirte Constitution wurde wieder in Kraft gesetzt und die meisten Häupter des Aufstandes, die so eben die Waffen niedergelegt hatten, wurden nach und nach nach Paris gezogen, um sie mit dem Ersten Consul in Berührung zu bringen. Dieser wußte recht gut, daß es nicht genug sei, ihnen die Waffen aus der Hand zu reißen, sondern daß man sich solcher zur Ueberspannung gereizten Gemüther bemächtigen und sie auf ein edles Ziel hinlenken müsse. Er wollte die Häupter der Royalisten mit sich fortreißen auf der unermeßlichen Bahn, die in diesem Augenblicke allen Franzosen offen stand, und sie auf dem Wege der Gefahren, den sie zu wandeln gewohnt waren, zu Glück und Ruhm führen. Er ließ sie einladen, zu ihm zu kommen. Sein Ruf, der Alle, welche Gelegenheit dazu fanden, mit dem lebhaften Wunsche, ihm zu nahen, erfüllte; seine schon in der Vendée hochgepriesene Milde, die man zu Gunsten zahlreicher Opfer des Bürgerkriegs anzusprechen hatte, waren für die Häupter der Royalisten lauter ehrenhafte Beweggründe ihn zu besuchen. Der Erste Consul empfing und nahm sie sehr wohl auf: zunächst den Abbé Bernier, dann die Herren von Bourmont, von Autichamp, von Châtillon und endlich selbst Georges Cadoudal. Den Abbé Bernier zeichnete er aus und beschloß, ihn dadurch, daß er ihn bei den schwierigen Angele-

genheiten der Kirche verwendete, an sich zu fesseln. Oft unterhielt er sich mit den militärischen Häuptern, machte durch seine edle Sprache Eindruck auf sie und bestimmte einige von ihnen, Dienste in der französischen Armee zu nehmen. Es gelang ihm sogar, Châtillon's Herz zu gewinnen. Dieser kehrte wieder auf seinen Landsitz zurück, vermählte sich und wurde ein regelmäßiger und stets erhörter Fürsprecher seiner Landsleute, wenn dieselben vom Ersten Consul irgend einen Act der Gerechtigkeit oder der Menschlichkeit zu erbitten hatten. Revolutionen beendigt man durch Ruhm, durch Milde, durch Wohlthun.

Georges allein widerstand diesem hohen Einfluß. Als er in die Tuilerien geleitet wurde, gerieth der Adjutant, der ihn einführen sollte, bei seinem Anblick so in Besorgniß, daß er durchaus die Thür zum Zimmer des Ersten Consuls nicht zumachen wollte und immerfort hinging und verstohlen hineinblickte, um zu sehen, was drinnen vorgehe. Die Unterhaltung dauerte lange. Vergebens ließ Bonaparte die Worte Vaterland und Ruhm vor Georges' Ohren ertönen, vergebens versuchte er sogar die Lockungen des Ehrgeizes in dem Herzen dieses wilden Soldaten des Bürgerkrieges anzuregen; nichts gelang und ein Blick in das Gesicht des Mannes, der vor ihm stand, überzeugte ihn, daß es ihm mißlungen sei. Georges reiste, gleich nachdem er ihn verlassen, mit Hyde de Neuville nach England. Oftmals, wenn er seinem Reisegefährten dieses Gespräch erzählte, wies er ihm seine kräftigen Arme und rief aus: Was habe ich doch für einen Fehler begangen, daß ich diesen Menschen nicht mit meinen Armen erwürgt habe! —

Die schnelle Beruhigung der Vendée machte einen großen Eindruck auf die Gemüther. Einige Uebelwollende, die sich denselben nicht aus natürlichen Ursachen, d. h. aus der Stärke der physischen und aus der Weisheit der moralischen Mittel, insbesondere aber aus dem Einfluß des großen Namens des Ersten Consuls erklären wollten, behaupteten, es hätten geheime Conventionen mit den Vendéern stattgefunden, in denen man ihnen irgend eine bedeutende Zufriedenstellung versprochen habe. Man sprach es nicht klar aus, man ließ es nur durchblicken, es werde dies vielleicht weit mehr, als die Wiedereinführung der Grundsätze des alten Régime's, es werde die Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon selbst sein. Solch lächerliche Mährchen setzten die Neuigkeitskrämer der revolutionären Partei in Umlauf; vernünftige Leute aber, welche die Handlungen des Generals Bonaparte

besser würdigten, meinten: so große Dinge thue man nicht für einen Andern; sie glaubten auch: wenn er nicht einzig und allein für Frankreich arbeite, so arbeite er doch wenigstens nur für sich selbst, keineswegs aber für die Bourbonen. Uebrigens war die Beruhigung der Vendée in Aller Augen ein sehr glückliches Ereigniß, der Vorläufer eines wichtigeren und schwierigen Friedens: des Friedens mit Europa.

Der Erste Consul beeilte sich vor Eröffnung des diesjährigen Feldzugs die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers zu schließen und die Annahme der zahlreichen Gesetzentwürfe, die er vorgelegt hatte, zu betreiben. Einige Mitglieder des Tribunats beschwerten sich über die Hast, mit welcher man sie erörtern und abstimmen lasse. „Wir werden," sagte der Tribun Sedillez, ein unparteiischer und gemäßigter Mann, „wir werden von einem Strudel der Dringlichkeit fortgerissen, dessen schnelle Strömung sich nach dem Ziele unsrer Wünsche hinlenkt. Ist es nicht besser, dem Ungestüm dieser Strömung nachzugeben, als sich der Gefahr auszusetzen, seinem Laufe Hindernisse in den Weg zu legen? Im nächsten Jahre werden wir die vorgelegten Entwürfe reiflicher prüfen und verbessern, was der Verbesserung bedarf." In der That eilte Alles rasch dem Ziele zu, das der Erste Consul sich vorgesetzt hatte. Die angenommenen Gesetze wurden zur Ausführung gebracht; die ernannten Beamten begaben sich auf ihre Posten; die neuen Präfecten traten ihr Amt an und die Verwaltung erhielt überall wieder einen Zusammenhang, eine Thätigkeit, die man noch nie bei ihr wahrgenommen hatte. Die rückständigen Steuern liefen in die Staatscasse ein, seitdem die Anfertigung der Steuerlisten es möglich machte, mit einem gesetzlichen Anspruch vor den Steuerpflichtigen zu erscheinen. Neue Maßregeln verkündigten den politischen Gang der Regierung mit jedem Tage deutlicher. Eine zweite Reihe von Proscribirten erlangte eben wieder die Wohlthat der Zurückberufung. Schriftsteller waren in großer Anzahl darunter, Fontanes, La Harpe, Suard, Sicard, Michaud, Fiévée wurden aus ihrer Verbannung zurückberufen oder aus ihrem Versteck zum Vorschein zu kommen ermächtigt. Die Mitglieder der constituirenden Nationalversammlung, von denen man wußte, daß sie für die Abschaffung des Feudalwesens gestimmt hatten, wurden aller strengen Anordnungen entbunden, von welchen sie unter dem Nationalconvent und dem Directorium betroffen worden waren. Ein berühmter Proscribirter des 18. Fructidor, Unter-

händler und Unterzeichner des ersten Friedensvertrags der Republik, das ehemalige Mitglied des Directoriums, Barthélemy, wurde auf Vorschlag der Consuln zum Senator ernannt. Endlich wurde noch ein andrer Proscribirter von dem nämlichen Datum, Carnot, welcher kürzlich aus der Verbannung zurückberufen, dann zum Inspectionsgeneral ernannt worden war, an die Stelle des Generals Berthier, der zur Uebernahme des Oberbefehls über eine der republikanischen Armeen abreiste, in's Kriegsministerium berufen. Carnot's Name hatte damals einen großen militärischen Ruf, denn die Siege des Nationalconvents von 93 knüpften sich daran; und wenn auch der Name des Generals Bonaparte hinreichend war, um die Coalition zittern zu machen, so erregte der Name Carnot's neben dem seinigen doch ein wahres Aufsehen bei den auswärtigen Generalstäben.

Als die Sitzung sich ihrem Ende nahte, unternahm die Opposition im Tribunat einen letzten Versuch, der einige Aufregung hervorrief, obschon er mit großer Majorität zurückgewiesen wurde. Der gesetzgebende Körper durfte nur vier Monate versammelt bleiben. Für die Sitzungen des Tribunats hatte man aber keine Grenze festgestellt. Letzteres konnte sich also versammeln, wenn auch die Ferien des gesetzgebenden Körpers es unbeschäftigt ließen. Man schlug ihm vor, aus den Petitionen, mit deren Annahme es allein beauftragt, und aus den Wünschen, die es über Gegenstände von allgemeinem Interesse auszusprechen ermächtigt war, sich eine Beschäftigung zu bilden. Benjamin Constant machte den Vorschlag, diese Petitionen besonderen Commissionen zu übergeben, sie einer fortwährenden Bearbeitung zu unterwerfen und auf diese Weise nicht allein die Erörterung aller Regierungsacte, eine an sich ganz erlaubte Sache, sondern auch deren ununterbrochene Erörterung während der zwölf Monate des Jahres an sich zu bringen. Dieser Vorschlag wurde, insoweit er Bedenkliches enthielt, verworfen. Man beschloß jedoch, daß das Tribunat sich ein Mal aller vierzehn Tage versammeln sollte, um einen Bericht über die Petitionen anzuhören, und daß dieser Bericht von dem aus dem Präsidenten und den Secretären gebildeten Vorstande dieser Körperschaft abgefaßt werden sollte. Auf diese Fassung beschränkt, hatte der Antrag nichts Verfängliches mehr.

Diesen letzten Versuch abgerechnet, war der Schluß der Sitzungen durchaus friedlich, selbst im Tribunat. Die Regierungsentwürfe hat-

ten eine solche Majorität erlangt, daß eine ziemlich große Empfindlichkeit dazu gehört hätte, dieser Körperschaft wegen der Opposition von etwa zwanzig ihrer Mitglieder zu zürnen. Wie geneigt auch der Erste Consul war, sich nichts gefallen zu lassen, so glaubte er doch, diese nicht beachten zu müssen. Auf solche Weise entsprach die erste Session, nach dem Jahre VIII benannt, ganz und gar nicht den Besorgnissen, die einige Verbreiter übler Nachrichten auszusprengen suchten. Wäre es später dabei geblieben, so würde man sich zuletzt in dieses Schattenbild berathschlagender Versammlungen gefügt haben. Die ängstliche Generation und das Oberhaupt, daß sie angenommen, würden sie beide gleichmäßig ertragen haben.

Kurz vor dem Schlusse der Sitzungen traf der Erste Consul in Betreff der Tagespresse eine Maßregel, die zu unsrer Zeit ein ganz unmögliches Phänomen sein würde, damals aber, bei dem Stillschweigen der Constitution über diesen Punkt, eine durchaus gesetzliche und vermöge des Zeitgeistes eine fast völlig unbedeutende Maßregel war. Die Constitution sagte in der That gar nichts über die periodische Presse und es erscheint erstaunenswerth, daß eine so wichtige Freiheit, wie die Schreibfreiheit, im Staatsgrundgesetze nicht einmal eine ausdrückliche Erwähnung gefunden hat. Allein damals war die Rednerbühne, sowohl in den Staatsversammlungen wie in den Clubbs, das von den revolutionären Leidenschaften vorgezogene Mittel, sich sehen zu lassen, und man hatte das Recht zu reden dergestalt benutzt, daß man auf das Recht zu schreiben wenig Gewicht gelegt hatte. Zur Zeit des 18. Fructidor wurde die Presse ein wenig mehr benutzt, allein vorzugsweise von den Royalisten, und sie rief bei den Revolutionären einen solchen Widerwillen gegen ihre Thätigkeit hervor, daß diese seit jener Zeit nur geringes Interesse an ihr nahmen. Man duldete daher, daß sie am 18. Fructidor geächtet und bei Abfassung der Constitution vom Jahre VIII. übergangen, folglich der Willkür der Regierung preisgegeben wurde.

Der Erste Consul, der schon, als er noch einfacher General der Armee von Italien war, die Angriffe der royalistischen Journale höchst unwillig aufgenommen hatte, fing jetzt an, über die Indiscretionen, welche die Presse rücksichtlich der militärischen Operationen beging, wie über die heftigen Angriffe, die sie sich gegen die auswärtigen Regierungen erlaubte, besorgt zu werden. Da er sich's ganz besonders an-

gelegen sein ließ, die Republik mit Europa wieder auszusöhnen, so fürchtete er, daß die republikanischen Blätter, die zumal nach Zurückweisung der Anerbietungen von Frankreich, ganz ungezügelt gegen die Cabinette losbrachen, alle seine Anstrengungen zur Annäherung vereiteln würden. Namentlich hatte der König von Preußen sich über einige französische Journale zu beklagen gehabt und sein Mißfallen darüber ausgesprochen. Der Erste Consul wollte die Spuren der Gewaltthätigkeit allerwärts verwischen, und da er außerdem in Bezug auf Preßfreiheit durch eine fest-bestimmte öffentliche Meinung, wie sie heutigen Tages herrscht, nicht gehemmt wurde, so erließ er eine Verordnung, wodurch eine große Menge von Journalen unterdrückt und diejenigen bezeichnet wurden, die das Privilegium zum Forterscheinen hätten. Diese Verordnung sollte bis zum allgemeinen Frieden in Kraft bleiben. Die beibehaltenen Journale, dreizehn an der Zahl, waren folgende: Le Moniteur universel. — Le Journal des Débats. — Le Journal de Paris. — Le Bien-informé. — Le Publiciste. — L'Ami des lois. — La Clef du Cabinet. — Le Citoyen français. — La Gazette de France. — Le Journal des hommes libres. — Le Journal du soir. — Le Journal des défenseurs de la Patrie. — La Décade philosophique.

Diese begünstigten Journale wurden außerdem benachrichtigt, daß diejenigen, welche Artikel gegen die Constitution, gegen die Armeen, deren Ruhm oder Interesse, ferner welche beleidigende Aeußerungen gegen auswärtige, mit Frankreich befreundete oder verbündete Regierungen veröffentlichen würden, sofort unterdrückt werden sollten.

Diese Maßregel, die in unsern Tagen ganz außerordentlich erscheinen würde, wurde ohne Murren und ohne Erstaunen aufgenommen, denn die Dinge sind nur das werth, was sie in der herrschenden Meinung gelten.

Die von den Staatsbürgern eingeforderten Stimmen in Bezug auf Annahme der neuen Constitution waren gesammelt und gezählt worden. Das Resultat dieser Zählung wurde dem Senat, dem gesetzgebenden Körper und dem Tribunate durch eine Botschaft der Consuln mitgetheilt. Keine der vorhergehenden Constitutionen war durch eine so große Anzahl von Stimmen angenommen worden.

Im Jahre 1793 hatte man für die damalige Constitution 1,800,000 beifällige und 11,000 verneinende, im Jahre 1795 für die Directorial-

constitution 1,057,000 beifällige und 49,000 verneinende Stimmen gezählt. Diesmal hatten über drei Millionen ihre Stimmen abgegeben, von denen drei Millionen die Constitution annahmen und nur 1500 sie verwarfen*). Es ist gewiß, daß dergleichen leere Förmlichkeiten für tiefer blickende Köpfe durchaus keine Bedeutung haben. Nicht nach solch gewöhnlichen, oft lügnerischen Zeichen, nach ihrem moralischen Ansehen beurtheilt man den Willen einer Staatsbürgerschaft. Allein die Verschiedenheit in der Zahl der Stimmgeber war hier von unbestreitbarer Bedeutung. Sie bewies wenigstens, wie allgemein die Stimmung sei, welche eine starke und wiederherstellende Regierung verlange, fähig, Ordnung, Sieg und Frieden zu sichern.

Der Erste Consul entschloß sich vor seinem Abgange zum Heere endlich noch zu einem wichtigen Schritt: er bezog die Tuilerien. Bei der Neigung der Gemüther, in ihm einen Cäsar, einen Cromwell zu erblicken, der die Herrschaft der Anarchie durch die Herrschaft der unumschränkten Gewalt zu beendigen bestimmt sei, war dieser Einzug in den Palast der Könige ein kühner und bedenklicher Schritt, nicht wegen des Widerstandes, den er hervorrufen konnte, sondern wegen des moralischen Eindrucks, den er auszuüben im Stande war.

Der Erste Consul ließ ihm eine großartige und klug berechnete Feier vorangehen. Washington war eben gestorben. Der Tod dieses ruhmgekrönten Mannes, der das Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem Glanze seines Namens erfüllte, war ein Gegenstand des tiefsten Schmerzes für alle Freunde der Freiheit gewesen. Ueberzeugt, daß eine Kundgebung in dieser Beziehung angemessen sei, richtete der Erste Consul folgenden Tagsbefehl an die Armeen:

„Washington ist nicht mehr! Dieser große Mann hat gegen die Tyrannei gekämpft; er hat die Unabhängigkeit seines Vaterlandes befestigt. Sein Andenken wird stets theuer bleiben dem französischen Volke, wie allen freien Männern der beiden Welten, besonders aber den französischen Soldaten, die, wie er und die amerikanischen Soldaten, für Gleichheit und Freiheit kämpfen!“

Demgemäß wurde eine zehntägige Trauer angeordnet. Diese

*) Genau war das Zahlenverhältniß folgendes: 1793 — 1,801,918 für, 11,610 gegen; 1795 — 1,057,390 für, 49,9[illegible] gegen; 1800 unter 3,012,569 Stimmenden 3,011,007 für, 1561 gegen die Annahme.

Trauer sollte darin bestehen, daß an alle Fahnen der Republik ein schwarzer Flor angehängt werde. Dabei blieb der Erste Consul nicht stehen: er ließ eine einfache und edle Feier in der Invalidenkirche, die in der flüchtigen Sprache jener Zeit der Marstempel hieß, veranstalten. Die in Aegypten eroberten Fahnen waren der Regierung noch nicht überreicht worden. General Lannes erhielt den Auftrag, sie bei dieser Gelegenheit unter dem prachtvollen Dome, den der große König den greisen Kriegern errichtet hatte, dem Kriegsminister zu überreichen.

Am 9. Februar (20. Pluviôse), nachdem alle Behörden in der Invalidenkirche versammelt waren, übergab General Lannes dem Kriegsminister Berthier 96 Fahnen, erobert bei den Pyramiden, beim Berg Tabor, bei Abukir. Er hielt eine kurze kriegerische Anrede. Berthier antwortete in gleicher Weise. Dieser saß zwischen zwei hundertjährigen Invaliden, ihm gegenüber stand Washington's Büste, von tausend Fahnen umschattet, welche die Armeen des republikanischen Frankreichs von Europa erobert hatten.

Dicht daneben war eine Rednerbühne errichtet. Man sah sie von einem Proscribirten besteigen, der seine Freiheit der Politik des Ersten Consuls verdankte: es war dies Fontanes, ein reiner und glänzender Schriftsteller, welcher die französische Sprache in jener früheren, jetzt mit dem 18. Jahrhunderte in die Tiefen der Vergangenheit versunkenen Vollkommenheit anwendete. Fontanes hielt in einer studirten, aber prachtvollen Sprache die Grabrede des Helden von Amerika. Er feierte die kriegerischen Tugenden Washington's, seine Tapferkeit, seine Weisheit, seine Uneigennützigkeit; weit über das kriegerische Genie, das Siege zu erkämpfen weiß, erhob er das herstellende Genie, das Bürgerkriege zu beendigen, die Wunden des Vaterlandes zu heilen und der Welt den Frieden zu geben versteht. Neben Washington's Schatten beschwor er die Schatten eines Turenne, Catinat, Condé und gleichsam im Namen dieser großen Männer ertheilte er unter der zartesten und würdigsten Form Lobsprüche, die diesmal von Adel, weil sie voll weiser Lehren waren.

„Ja," rief er am Schlusse seiner Rede, „Dein Rath wird befolgt werden, Washington, Krieger, Gesetzgeber, Bürger ohne Tadel! Er, der ein Jüngling noch in den Schlachten Dich übertraf, wird wie Du mit seinen siegreichen Händen des Vaterlandes Wunden heilen. Bald,

dafür bürgt uns sein Wille und, wäre es unglücklicherweise nöthig, sein Kriegsgenie, wird die Friedenshymne in diesem Tempel des Krieges erschallen; dann wird das allgemeine Freudengefühl die Erinnerung an alle Ungerechtigkeiten, an alle Bedrückungen verwischen... Im Vertrauen auf die Zukunft vergessen die Bedrückten selbst schon ihre Leiden!.... Der Beifallsjubel aller Jahrhunderte wird den Helden begleiten, der Frankreich und der Welt, die es schon allzu lange erschüttert, diese Wohlthat gewährt!"

Nach Beendigung dieser Rede wurden an alle Fahnen Trauerflöre befestigt und die französische Republik trauerte um den Gründer der amerikanischen Republik, gleich den Monarchien, von denen die einen für die den andern betroffenen Verluste Trauer anlegen. Was fehlte diesem Pompe zur Erhabenheit jener Todtenfeierlichkeiten, bei denen Ludwig XIV. erschien, um aus Flechier's oder Bossuet's Munde das Lob eines seiner Kriegshelden zu vernehmen? Gewiß nicht die Größe der Dinge und der Menschen, denn man sprach von Washington in Gegenwart des General Bonaparte, man sprach in einem Kreise, der ebenfalls seinen Karl I. auf das Schaffot steigen und sogar gekrönte Frauen ihm dahin folgen gesehen. Jeden Augenblick konnte man dort die Worte Fleurus, Arcole, Rivoli, Zürich, Pyramiden hören lassen und diese glanzreichen Worte vermochten gewiß eine Rede eben so gut zu heben, wie die Worte Dünen und Rocroy. Was fehlte also dieser Feierlichkeit, um vollkommen großartig zu sein? Es fehlte, was selbst der größte Mann nicht hinzuzuthun vermochte, es fehlte ihr die Religion, nicht die erkünstelte, sondern die ungeheuchelte, ohne welche man die Verstorbenen stets theilnahmlos feiert; es fehlte Bossuets Genie, denn es giebt Größen, die den Nationen nicht zweimal zu Theil werden und haben auch die Turenne, die Condé Nachfolger, ein Bossuet hat keine; es fehlte endlich eine gewisse Aufrichtigkeit, denn diese Verehrung eines Helden, den hauptsächlich die Uneigennützigkeit seines Strebens berühmt gemacht, war zu augenscheinlich erkünstelt. Lassen wir uns jedoch nicht mit dem großen Haufen der gemeinen Ausleger zu dem Glauben verleiten, daß das Ganze reine Heuchelei gewesen sei; ganz gewiß war Heuchelei dabei; allein es herrschten auch die Illusionen dieser und aller Zeiten! Die Menschen täuschen wirklich sich häufiger selbst, als Andere. Wie die Römer unter August, glaubten noch viele Franzosen an die Republik, weil man den Namen derselben noch

sorgfältig auf den Lippen führte, und es ist noch keineswegs ausgemacht, ob der Anordner dieser Todtenfeier, ob nicht General Bonaparte selbst, als er Washington feierte, im Irrthum war und wirklich glaubte, man könne in Frankreich wie in Amerika der Erste sein, ohne König oder Kaiser zu sein.

Diese Feier war das Vorspiel zum Einzuge der drei Consuln in die Tuilerien. Seit längerer Zeit nahm man in diesem Palaste die erforderlichen Ausbesserungen vor; man vertilgte die Spuren, die der Nationalconvent daselbst zurückgelassen, und schaffte die rothen Mützen hinweg, welche er mitten auf dem vergoldeten Getäfel anbringen ließ. Der Erste Consul sollte die Gemächer im ersten Stock beziehen, welche die jetztregierende königliche Familie bei den Abendgesellschaften inne hat. Seine Gemahlin und seine Kinder sollten im Entresol über ihn wohnen. Die Dianengallerie war wie jetzt ein Vorsaal, den man durchschreiten mußte, um nach der Wohnung des Staatsoberhauptes zu gelangen. Der Erste Consul ließ sie mit Büsten zieren, die eine Reihe großer Männer darstellten, und suchte durch die Auswahl dieser Büsten die Richtungen seiner Vorliebe zu bezeichnen; es waren hier aufgestellt die Büsten von Demosthenes, Alexander, Hannibal, Scipio, Brutus, Cicero, Cato, Cäsar, Gustav Adolph, Turenne, Condé, Duguay-Trouin, Marlborough, Eugen, Marschall von Sachsen, Washington, Friedrich dem Großen, Mirabeau, Dugommier, Dampierre, Marceau, Joubert, also die Büsten von Kriegern und Rednern, von Vertheidigern der Freiheit und Eroberern, von Helden der alten Monarchie und der Republik, endlich von vier im Kampfe gefallenen Revolutionsgeneralen. Die Berühmtheiten aller Zeiten und Länder um sich versammeln, wie er alle Parteien um seine Regierung scharen wollte: dies Neigung liebte er bei jeder Gelegenheit kund zu geben.

Er sollte jedoch nicht allein die Tuilerien einnehmen. Seine beiden Collegen sollten sie mit ihm theilen. Der Consul Lebrun wurde im Pavillon der Flora einquartiert. Der Consul Cambacérès, der seinen Rang vor dem des Consuls Lebrun hatte, weigerte sich, den Palast der Könige zu beziehen. Dieser Mann von vollendeter Klugheit, vielleicht der Einzige seiner Zeit, der sich keiner Täuschung hingab, sagte zu seinem Collegen Lebrun: „Es ist ein Fehler, daß wir in die Tuilerien ziehen; das paßt sich nicht für uns und ich meinestheils werde es nicht thun. General Bonaparte wird bald allein dort

wohnen wollen; dann müßte ausgezogen werden. Besser, gar nicht hineingezogen!" — Er zog auch nicht hinein, sondern ließ sich ein schönes Hôtel auf dem Carrouselplatz geben, das er behalten hat, so lange Napoleon die Kaiserkrone behielt.

Als Alles in Ordnung war, einige Tage nach der Todtenfeier in der Invalidenkirche, beschloß der Erste Consul, öffentlich von den Tuilerien Besitz zu nehmen. Er that es mit großer Feierlichkeit.

Am 19. Februar (30. Pluviôse) verließ er das Luxembourg, um sich nach seinem neuen Palast zu begeben, ansehnliches Gefolge voran und hinterher. Die schönen Regimenter, die aus Holland nach der Vendée, aus der Vendée nach Paris marschirt waren und sich zum hundertsten Male in den Gefilden Deutschlands und Italiens mit Ruhm bedecken sollten, diese Regimenter eröffneten, befehligt von Lannes, Murat und Bessières, den Zug. Dann kamen die Minister, der Staatsrath, die Staatsbehörden, fast alle in gemietheten Wagen; hierauf folgten in einer prächtigen Carosse, mit sechs Schimmeln bespannt, die drei Consuln selbst. Diese Pferde hatten hier eine besondere Bedeutung; es waren dieselben, die der deutsche Kaiser auf Veranlassung des Friedens von Campo-Formio dem General Bonaparte geschenkt hatte. Der General hatte von diesem Monarchen auch einen prachtvollen Säbel erhalten, mit dem er sich am heutigen Tage zu schmücken nicht versäumte. So entfaltete er rings um sich Alles, was an den friedenstiftenden Krieger erinnerte. Die Volksmenge, die auf den zu den Tuilerien hinführenden Straßen und Quais versammelt war, begrüßte sein Erscheinen mit lebhaftem Beifallsruf. Dieser Beifallsruf war aufrichtig, denn man begrüßte in ihm den Ruhm von Frankreich und den Anfang seines Gedeihens. Auf dem Carrouselplatz wurde der Wagen der Consuln von der Consulargarde empfangen und fuhr an zwei Wachthäusern vorüber, von denen das eine rechts, das andere links vom Hofe des Palastes errichtet war. Auf dem einen Wachthause war die Inschrift geblieben: „Das Königthum in Frankreich ist abgeschafft und soll sich nie wieder erheben."

Sobald der Erste Consul in den Hof gelangt war, stieg er zu Pferde und ließ die vor dem Palast aufgestellten Truppen die Revue passiren. Als er vor den pulvergeschwärzten, von Kugeln zerfetzten Fahnen der 96., der 43. und der 30. Halbbrigade ankam, begrüßte er sie und wurde wieder von dem Zuruf der Soldaten begrüßt. Nach-

dem er ihre Reihen durchritten, hielt er vor dem Pavillon der Flora und ließ sie vor sich vorbeimarschiren. Ueber seinem Haupte, auf dem Balcon des Palastes, befanden sich die Consuln, die höchsten Behörden und seine Familie, die einen Rang im Staate zu erlangen begann. Nach Beendigung der Revue begab er sich in seine Gemächer; der Minister des Innern stellte ihm die Civilbehörden, der Kriegsminister die Militärbehörden und der Marineminister alle zur Zeit in Paris anwesenden Seeoffiziere vor. An demselben Tage fanden in den Tuilerien und bei den Ministern Festmahle statt.

Der Dienst im Consularpalaste wurde dergestalt geordnet: ein Staatsrath und ehemaliger Minister des Innern, Bénezech, war mit der allgemeinen Administration dieses Palastes beauftragt. Die Adjutanten, besonders Duroc, mußten dort die Honneurs machen und die Menge von Offizieren aller Art vertreten, die gewöhnlich die weiten Gemächer der europäischen Könige anfüllen. Aller vierzehn Tage, am 2. und 17. jedes Monats empfing der Erste Consul das diplomatische Corps. Einmal in jeder Decade an verschiedenen Tagen und zur bestimmten Stunde sah er die Senatoren, die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats und des Cassationstribunals bei sich. Beamte, die ihn zu sprechen wünschten, mußten sich an die ihnen vorgesetzten Minister wenden, um ihm vorgestellt zu werden. Am 2. Ventôse (21. Februar), zwei Tage nach seinem Einzuge in die Tuilerien, gab er dem diplomatischen Corps Audienz. Umgeben von einem zahlreichen Generalstabe und die beiden Consuln zur Seite, empfing er die Gesandten der Staaten, die mit der Republik in keinem Kriege begriffen waren. Von Bénezech eingeführt, vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten vorgestellt, überreichten sie ihre Beglaubigungsschreiben dem Ersten Consul, der dieselben dem Minister übergab, ungefähr so, wie es die Souveräne in den monarchischen Staaten machen. Die auswärtigen Bevollmächtigten, die bei dieser Audienz erschienen, waren: der spanische Botschafter, von Musquiz, der preußische Gesandte von Sandoz-Rollin, von Schimmelpenninck, Botschafter von Holland, von Serbelloni, Abgesandter der cisalpinischen Republik; ferner die Geschäftsträger von Dänemark, Schweden, der Schweiz, Baden, Hessen-Cassel, Rom, Genua ꝛc. (Moniteur vom 4. Ventôse des Jahres VIII.)

Nach Beendigung der Audienz wurden diese verschiedenen Gesandten der Madame Bonaparte vorgestellt.

Alle fünf Tage ließ der Erste Consul die Regimenter, die durch Paris marschirten, um sich nach den Grenzen zu begeben, die Revue passiren. Dabei zeigte er sich den Truppen und der Menge, die sich darum drängte, ihn Schritt vor Schritt zu begleiten. Mager, blaß, auf seinem Pferde hängend, erregte er Theilnahme und Aufsehen zugleich durch ernste, trübsinnige Schönheit, wie durch einen Anschein von Kränklichkeit, um die man sich viel zu bekümmern begann, denn noch niemals wurde die Erhaltung eines Mannes so heiß ersehnt, wie die seinige.

Nach solchen Truppenbesichtigungen wurden die Offiziere zur Tafel gezogen. Die auswärtigen Gesandten, die Mitglieder der Staatsversammlungen, die Behörden, die Beamten wurden zu Festmahlen eingeladen, wo ein anständiger Luxus herrschte. Es gab an diesem beginnenden Hofe weder Ehrendamen noch Kammerherren; der Anzug war einfach, aber schon ein wenig gewählt. Man hütete sich gern vor den Gebräuchen des Directoriums, unter welchem eine lächerliche Nachahmung des antiken Costümes, verbunden mit der Liederlichkeit der Sitten, die äußerliche Repräsentation der Regierung jeder Würde beraubt hatte. Man war schweigsam, man beobachtete sich, man folgte mit den Augen dem außerordentlichen Manne, der schon so große Dinge vollführt hatte und noch größere erwarten ließ. Man wartete auf seine Fragen und beantwortete sie mit Ehrerbietung.

Am Tage nach dem Einzuge in die Tuilerien durchwanderte sie General Bonaparte mit seinem Secretär Bourrienne, und sagte dabei: „Nun, Bourrienne, in den Tuilerien wären wir! ... Jetzt gilt's, darin zu bleiben.“

III. Buch.

Ulm und Genua.

Nachdem der Erste Consul, um Frieden zu erlangen, dringende Bittschreiben an die europäischen Mächte gerichtet hatte, wie sie nur von Seiten eines ruhmgekrönten Generals sich schicken mochten, blieb ihm nichts übrig als Krieg zu führen, zu dem übrigens während des ganzen Winters von 1799 auf 1800 (Jahr VIII.) Rüstungen mit großer Thätigkeit stattgefunden hatten. Dieser Krieg war einer der rechtmäßigsten und zugleich glorreichsten während jener Heldenzeiten.

Obschon Oestreich in den Formen mehr Maaß beobachtet hatte als England, so war es doch zu demselben Schluß gekommen, den Frieden abzulehnen. Die eitle Hoffnung, in Italien die vortheilhafte Lage,

MASSÉNA.

Ober-General der Republik.

die es Suwarow's Siegen verdankte, zu behaupten, die englischen Subsidien, die irrige Meinung, daß das an Geld und Menschen erschöpfte Frankreich keinen Feldzug mehr bestreiten könne, vorzüglich aber der verhängnißvolle Starrsinn Thugut's, der die Kriegspartei in Wien eben so starrköpfig wie Pitt in London vertrat, und in dieser Frage weit mehr persönliche Leidenschaft als wahre Vaterlandsliebe bewies — alle diese Ursachen zusammen verleiteten das östreichische Cabinet, einen der schlimmsten politischen Fehler zu begehen, nämlich aus einer günstigen Lage zum Unterhandeln nicht Vortheil zu ziehen. Es gehörte eine große Verblendung dazu, die Erfolge, die man der Unfähigkeit des Directoriums verdankte, auch einer neuen Regierung gegenüber zu erwarten, die bereits vollständig organisirt, bis zum Uebermaß thätig und von dem größten Feldherrn des Jahrhunderts geleitet war.

Der Erzherzog Karl, welcher mit wahrhaften militärischen Talenten viel Mäßigung und Bescheidenheit vereinigte, hatte alle mit Fortsetzung des Krieges verbundene Gefahren, so wie die Schwierigkeit hervorgehoben, einen so berühmten Gegner, der eben wieder auf dem Kampfplatz erschien, die Spitze zu bieten. Als Antwort darauf hatte man ihm den Oberbefehl über die östreichischen Truppen entzogen und sich so des einzigen Generals beraubt, der sie mit einiger Aussicht auf Erfolg zu leiten vermochte. Seine Ungnade sollte die Ernennung zum Gouverneur von Böhmen bemänteln. Die kaiserliche Armee bedauerte den Verlust dieses Prinzen schmerzlich, obgleich man ihm den Baron Kray zum Nachfolger gegeben, der sich während des letzten Feldzugs in Italien rühmlichst ausgezeichnet hatte. Kray war ein tapferer, tüchtiger, erfahrener General und zeigte sich der ihm anvertrauten Befehlshaberschaft nicht unwürdig.

Zur Ausfüllung der Lücke, welche die Russen in den Reihen der Coalition hinterlassen hatten, erhielt Oestreich außer der Unterstützung durch englische Subsidien eine nicht unbeträchtliche Truppenverstärkung von den Reichsständen. Ein besonderer Vertrag, am 16. März durch Wickham als englischen Gesandten beim Kurfürsten von Baiern unterzeichnet, machte diesen Fürsten verbindlich, außer seinem gesetzmäßigen Contingent, als deutscher Reichsfürst, noch ein Ergänzungscorps von 12,000 Baiern in's Feld zu stellen. Ein ähnlicher, am 20. April mit dem Herzoge von Würtemberg unterzeichnete Vertrag verschaffte dem

verbündeten Heere noch ein Corps von 6000 Würtembergern. Am 30. April erlangte endlich derselbe Unterhändler zu denselben finanziellen Bedingungen vom Kurfürsten von Mainz noch ein Corps von 4 bis 6000 Mainzern. Außer den Kosten für Rekrutirung, Ausrüstung und Unterhalt ihrer Truppen machte sich England den deutschen verbündeten Fürsten gegenüber anheischig, daß man ohne sie keinen Vertrag mit Frankreich abschließen werde, und verpflichtete sich, wie auch der Krieg ausfallen möge, ihnen die Rückgabe ihrer Staaten auszuwirken; dagegen ließ es sich von ihnen versprechen, auf keinen Separatfriedensantrag einzugehen.

Von diesen deutschen Truppen waren die baierschen die besten; nach ihnen kamen die würtembergischen, die mainzer aber waren Milizen ohne Zucht und Muth. Unabhängig von diesen regulären Contingenten hatte man die Bauern im Schwarzwalde zur Ergreifung der Waffen aufgereizt, indem man ihnen vor den Verwüstungen der Franzosen Angst machte, obwohl dieselben in dieser Zeit die Saatfelder des unglücklichen Deutschlands weit weniger als die Kaiserlichen verheerten. Die kaiserliche Armee in Schwaben belief sich, alle diese Hülfstruppen mit eingerechnet, auf 150,000 Mann, wovon 30,000 Mann in den Festungen eingeschlossen und 120,000 Mann bei der Operationsarmee anwesend waren. Sie hatte eine zahlreiche Artillerie bei sich, die gut war, der französischen Artillerie jedoch nachstand, hauptsächlich aber eine prachtvolle Cavallerie, wie man sie bei den östreichischen Armeen gewohnt ist. Außerdem hatte der Kaiser 120,000 Mann unter dem Baron Melas in der Lombardei. Die englische Flotte war in beträchtlicher Zahl im Mittelländischen Meere vereinigt, kreuzte unablässig im Meerbusen von Genua und unterstützte alle Operationen der Oestreicher in Italien. Sie sollte diesen ein Hülfscorps von Engländern und Emigranten zuführen, das damals in Mahon vereinigt wurde, und, wie man angab, 20,000 Mann stark war. Man kam überein, daß dieses Corps in Toulon selbst ausgeschifft werden sollte, im Fall es der kaiserlichen Armee, die gegen das apenninische Gebirge zu operiren beauftragt war, gelungen sein würde, über die Linie des Var vorzudringen.

Man hatte einige russische Truppen mit einigen englischen zu vereinigen und sie nach der französischen Küste zu bringen gehofft, um Aufstände in Belgien, in der Bretagne und in der Vendée zu erre-

gen. Die durchaus freiwillige Unthätigkeit der Russen und die Beruhigung der Vendée hatten diese Operation, auf welche die Alliirten stark rechneten, vereitelt.

Also eine Masse von beinahe 300,000 Mann: 150,000 in Schwaben, 120,000 in Italien und 20,000 in Mahon, unterstützt durch die ganze englische Flotte, sollte den Krieg gegen Frankreich betreiben. Diese Streitmacht würde, man muß dies zugestehen, gegen Frankreich, wenn es reorganisirt und im Besitz seiner sämmtlichen Mittel war, höchst unzureichend gewesen sein; aber gegen das Frankreich, das kaum erst dem Chaos, worein es die Schwäche des Directoriums gestürzt hatte, entstieg, war es eine beträchtliche Macht, mit der man große Erfolge, wenn man sie anzuwenden verstand, zu erringen vermochte. Es war außerdem eine wirklich vorhandene, wenigem Abgang ausgesetzte Streitmacht, weil die 300,000 Mann, aus denen sie bestand, an Strapazen gewöhnt und unmittelbar an der Grenze, die sie angreifen sollten, aufgestellt waren; ein wichtiger Umstand, denn jeder Armee, die zum ersten Male auftritt, fällt das Bestehen der ersten Kriegsproben schwer, und hat sie noch dazu einen weiten Weg zurückzulegen, so schmilzt sie im Verhältniß der zurückzulegenden Entfernung.

Die Aufstellung der verbündeten Truppen und der Plan, nach welchem sie operiren sollten, muß näher auseinander gesetzt werden.

Kray hielt mit 150,000 Mann, die er befehligte, Schwaben besetzt, mitten in dem Winkel, den der Rhein in dieser Gegend bildet, wenn er, nachdem er von Constanz bis Basel von Osten nach Westen geströmt, sich plötzlich wendet, um von Basel bis Straßburg nordwärts zu fließen. In dieser Stellung bewachte Kray, mit der Schweiz an seiner linken und dem Elsaß an seiner rechten Flanke, sämmtliche Pässe des Rheins, durch welche die französischen Armeen in Deutschland eindringen konnten. Er machte keinen Anspruch darauf, den Strom zu überschreiten, um den Boden der Republik mit seinen Truppen zu überschwemmen; für den Anfang des Feldzugs sollte seine Rolle minder thätig sein. Die Eröffnung der Operationen war der Armee von Italien vorbehalten, die 120,000 Mann stark in Folge der Vortheile, welche sie 1799 erlangt, bis an den Fuß der Apenninen vorgeschoben worden war. Sie sollte Genua blokiren, diese Stadt wo möglich nehmen, hierauf über die Apenninen und den Var vor-

bringen und vor Toulon erscheinen, wo die Engländer und Emigranten aus Südfrankreich unter General Willot, einem Proscribirten vom Fructidor, ihren Vereinigungspunkt mit den Oestreichern hatten. Ein abermaliges Eindringen in diejenige französische Provinz, wo sich unsre größte Anstalt für die Flotte befindet, war ganz nach dem Geschmacke der Engländer, und dieser später so sehr getadelte Plan muß ihnen großentheils zugeschrieben werden. Wenn die östreichische Armee in Italien, die bei dem günstigen Klima Ligurien's den Feldzug vor der Armee in Schwaben beginnen konnte, in die Provence eingedrungen wäre, so würde, glaubte man, der Erste Consul den Rhein entblößen, um den Var zu decken, und dann sei der Feldzeugmeister Kray im Stande, thätig aufzutreten. Da auf diese Weise die Schweiz überflügelt und gleichsam zwischen zwei siegreiche Armeen eingeschnürt werde, müsse sie von selbst fallen, ohne daß man nöthig habe, die vergeblichen Anstrengungen des vorigen Feldzugs gegen sie zu erneuern. Die Erfolge Lecourbe's und Masséna's in den Alpen hatten den Oestreichern jede große, ausschließlich gegen die Schweiz gerichtete Operation bedeutend verleidet. In Betreff dieses Landes wollten sie sich auf ein einfaches Beobachten beschränken. Der äußerste linke Flügel des Feldzeugmeisters Kray sollte dies von Schwaben aus übernehmen und die in den Apenninen unbrauchbare Cavallerie des Baron Melas dasselbe in der Lombardei besorgen. Der Plan der Oestreicher war also: in Schwaben zu temporisiren, frühzeitig in Italien loszubrechen, von dieser Seite aus bis an den Var vorzudringen, dann, sobald die Franzosen, nach dem Var hingelockt, den Rhein entblößen würden, über diesen Strom zu setzen, hierauf mit zwei Heersäulen, der einen im Osten über Basel, der andern im Süden über Nizza vorzudringen und auf diese Weise die furchtbare Vormauer der Schweiz ohne Angriff zum Fall zu bringen.

Die Kritiker in Bezug auf Kriegsoperationen haben Oestreich sehr getadelt, daß es die Schweiz vernachlässigt habe; hierdurch sei es dem General Bonaparte möglich geworden, von dort aus hervorzubrechen, um dem Feldzeugmeister Kray in die Flanken und dem Baron Melas in den Rücken zu fallen. Wie die Darlegung der Thatsachen es bald beurtheilen lassen wird, so war, nach unsrer Meinung, kein vollkommen sicherer Plan möglich, dem General Bonaparte ge-

genüber und bei dem nicht zu beseitigenden Uebelstande, die Schweiz in den Händen der Franzosen zu lassen.

Um diesen merkwürdigen Feldzug richtig aufzufassen und die Entschließungen der kriegführenden Parteien gründlich zu würdigen, muß man sich die Lage der Schweiz und den Einfluß genau vorstellen, den sie auf die Kriegsoperationen ausüben mußte, zumal auf dem Punkte, wohin diese bereits gediehen waren.

An der Ostgrenze von Frankreich beginnen die Alpen mitten im europäischen Continent emporzusteigen. Sie erstrecken sich dann westwärts, trennen Deutschland von Italien und scheiden einerseits die Donau mit ihrem Flußgebiet, andrerseits den Po mit allen Nebenflüssen, aus denen dieser große Strom gebildet wird. Der Frankreich zunächst liegende Theil dieser Alpen ist die Schweiz. Die Fortsetzung derselben ist Tyrol, das seit Jahrhunderten an Oestreich gehört. (Man vergleiche Karte Nr. I.)

Wenn die östreichischen Armeen gegen Frankreich anrücken, sind sie gezwungen, durch die lange Alpenkette in zwei Heersäulen getrennt, einerseits das Donauthal, andrerseits das Pothal hinaufzumarschiren. So lange sich diese beiden Säulen in Baiern und in der Lombardei befinden, können sie über die Alpen durch Tyrol, das dem Kaiser gehört, eine Verbindung untereinander erhalten; kommen sie aber an der obern Donau in Schwaben und an dem obern Po in Piemont an, so sind sie ohne die Möglichkeit einer Verbindung über die Alpen von einander getrennt, weil die Schweiz als selbstständig und neutral, ihnen in der Regel verschlossen ist.

Diese Neutralität der Schweiz ist eine Schranke, welche die europäische Politik weise zwischen Frankreich und Oestreich errichtet hat, um die Angriffspunkte zwischen diesen beiden furchtbaren Mächten zu vermindern. Wenn nämlich die Schweiz für Oestreich offen steht, so kann dieses beim Vorrücken seiner Armeen zwischen dem Donau- und Pothale eine freie Verbindung unterhalten und die Grenzen Frankreichs von Basel bis Nizza bedrohen. Dies ist eine unermeßliche Gefahr für Frankreich, denn es ist dann genöthigt, überall, von den Mündungen des Rheins bis zu den Mündungen der Rhone auf der Hut zu sein, während es, wenn die Schweizeralpen geschlossen sind, alle seine Streitkräfte am Rhein concentriren und den von Süden drohenden Angriff außer Acht lassen kann, da wegen der Länge des

Umwegs noch nie eine Operation gegen den Var den Kaiserlichen gelungen ist. Die Neutralität der Schweiz ist also ein großer Vortheil für Frankreich.

Sie ist aber ein ebenso großer Vortheil für Oestreich, ja vielleicht ein noch größerer. Wenn nämlich die Schweiz zum Kriegsschauplatz wird, so kann die französische Armee zuerst eindringen, und da ihre Infanteristen einsichtig, behende, tapfer und zum Gebirgskrieg ebenso geschickt wie zum Kriege in der Ebene sind, hat sie viele Wahrscheinlichkeit, sich darin zu behaupten. Den Beweis dafür liefert selbst der Feldzug von 1799. Wenn nämlich die Alpen an der Hauptkette von Italien aus angegriffen werden, leistet Frankreich den Widerstand, den Lecourbe in den Schluchten des St. Gotthard Suwarow entgegensetzte; geschieht der Angriff an den Bergabhängen von Deutschland aus, so leistet die französische Armee hinter Seen und Flüssen den Widerstand, den Masséna hinter dem züricher See leistete und der mit der berühmten Schlacht bei Zürich endigte. Wenn aber die französische Armee sich der Schweiz bemächtigt, so hat sie eine höchst bedrohliche Stellung inne, die sich zur Erzielung außergewöhnlicher Ergebnisse benutzen läßt, wie wir bald aus der Darstellung der Operationen, die General Bonaparte ausführte, ersehen werden.

Die beiden östreichischen Armeen, von denen die eine in Schwaben, die andere in Piemont ist, haben nämlich, durch das Gebirgsland der Schweiz geschieden, durchaus keine Möglichkeit der Verbindung unter einander, und die Franzosen können, wenn sie hier am Bodensee, dort über die Hochalpen hervorbrechen, entweder der Armee in Schwaben in die Flanke, oder der Armee in Italien in den Rücken fallen. Es ist unmöglich, diese Gefahr zu vermeiden, was für einen Plan man auch wähle, wenn man nicht 50 Stunden weit umkehren und einerseits bis nach Baiern, andrerseits bis in die Lombardei zurückweichen will.

Die Oestreicher hätten demnach eins von beiden thun müssen: entweder mit Verlust aller Vortheile des vorigen Feldzugs uns Schwaben und Piemont zugleich zu überlassen, oder wenn sie ein solches Opfer nicht bringen wollten, den Versuch zu machen, durch einen Hauptangriff die Schweiz einzunehmen, was ihnen jedoch nicht gelingen konnte, da dies so viel war, als unmittelbar auf ein fast unübersteigliches Hinderniß, an dem sie bereits gescheitert waren, loszugehen;

oder sich endlich, wie sie es thaten, in zwei große Heercolonnen zu theilen, welche durch die Schweiz, die ihnen demgemäß in der Flanke und im Rücken lag, getrennt wurden. Bei Ergreifung dieser letztgenannten Partie hätten sie freilich, um die eine der beiden Armeen zu vergrößern, die andere beträchtlich vermindern und z. B. dem Baron Melas nur geringe Streitmittel, blos genug, um Masséna zurückzuhalten, lassen, die Armee in Schwaben aber auf 200,000 Mann bringen, oder das Gegentheil thun und ihre Hauptstreitmacht in Piemont zusammenziehen können. Allein in dem einen Falle hieß dies Italien preisgeben, dasselbe Italien, das der alleinige Zweck und der ersehnte Lohn dieses Krieges war; im andern Falle hieß es den Rhein, den Schwarzwald, die Quellen der Donau ohne Schwertstreich aufgeben und den Franzosen um so viel den Weg nach Wien erleichtern; es hieß endlich in beiden Fällen das Allervortheilhafteste von der Welt für uns ermitteln, denn brachte man die eine der beiden Armeen auf 200,000 Mann, so verschaffte man derjenigen von beiden Mächten den Sieg, die den General Bonaparte für sich hatte. Dies war nämlich der einzige General, der damals 200,000 Mann gleichzeitig zu befehligen verstand.

Es gab also keinen ganz sichern Plan für Oestreich, wenn die Franzosen Herren der Schweiz waren, was, beiläufig gesagt, den Beweis liefert, daß die schweizerische Neutralität im Interesse beider Nationen eine sehr vortreffliche Einrichtung ist. Während sie nämlich die Angriffsmittel derselben schwächt, verstärkt sie die Vertheidigungsmittel derselben, d. h. was sie ihrer Angriffsmacht nimmt, verleiht sie ihrer Sicherheit. Es läßt sich gar nichts Besseres im Interesse des allgemeinen Friedens ermitteln.

Die Oestreicher hatten also keine große Auswahl und ergriffen, was man auch sagen mag, vielleicht den einzig möglichen Plan, indem sie beschlossen, in Schwaben zu temporisiren, in Italien rasch zu operiren und durch das Hinderniß der Schweiz, das sie nicht zu beseitigen vermochten, getrennt zu bleiben. In dieser Stellung gab es aber mehr als eine Verfahrungsart und es läßt sich nicht verkennen, daß sie nicht die beste auswählten, ja daß sie sogar keine der sie bedrohenden Gefahren vorherzusehen wußten. Sie blieben hartnäckig dabei, die französischen Truppen für erschöpft zu halten; sie setzten nicht voraus, daß die Armee von Deutschland die Offensive ergreifen und im An-

gesicht von 150,000 im Schwarzwalde stehenden Oestreichern über den Rhein zu gehen im Stande sei; noch weniger setzten sie voraus, daß man ohne Weg und Steg zur Zeit des Schnees über die Alpen gehen könne; sie bemerkten außerdem nicht die dritte Armee, welche dieselben zu übersteigen geneigt sein könnte und überließen sich einer Zuversicht, die ihnen verderblich wurde. Um gerecht zu sein, muß man jedoch ebenfalls anerkennen, daß viele Leute sich wie sie getäuscht haben würden, denn ihre Sicherheit beruhte auf anscheinend unbesiegbaren Hindernissen. Allein die Erfahrung belehrte sie bald, daß einem Feinde wie General Bonaparte gegenüber jede Sicherheit, selbst wenn sie sich auf unübersteigliche Schranken, auf Ströme oder Gletscher gründe, trügerisch sei und zum Verderben führen könne.

Frankreich besaß zwei Armeen: die Armee von Deutschland, welche durch die Vereinigung der Rheinarmee mit der Armee von Helvetien auf 130,000 Mann gebracht war; die Armee von Ligurien, die auf höchstens noch 40,000 Mann zusammengeschmolzen war. Die Truppen von Holland, der Vendée und im Innern enthielten zerstreute, entfernte Elemente zu einer dritten Armee, allein nur eine überlegene Geschicklichkeit in der Verwaltung konnte sie zur gehörigen Zeit und hauptsächlich unvermuthet auf dem Punkte vereinigen, wo ihre Gegenwart nothwendig war. General Bonaparte entwarf den Plan, diese verschiedenen Mittel folgendermaßen zu verwenden.

Masséna hatte Befehl, sich mit der Armee von Ligurien, ohne alle Verstärkung, blos durch Lebensmittel und Munition unterstützt, in den Apenninen zwischen Genua und Nizza zu behaupten, und zwar wie in den Thermopylen zu behaupten. Die Armee von Deutschland unter Moreau sollte, möglichst verstärkt, auf allen Ufern des Rheins von Straßburg bis Basel und von Basel bis Constanz mit fälschlichen Uebergängen über den Strom zu täuschen suchen, dann hinter dem vom Rhein gebildeten Vorhang einen raschen Marsch machen, bis nach Schaffhausen rheinaufwärts rücken, dort vier Brücken auf einmal schlagen, in Masse in die Flanke des Feldzeugmeisters Kray einbrechen, ihn überfallen, ihn in Unordnung auf die obere Donau zurückwerfen, ihm wo möglich den Vorsprung abgewinnen und von der Straße von Wien abschneiden, vielleicht ihn umzingeln und ihm eine der merkwürdigen Niederlagen beibringen, von denen in diesem Jahrhundert mehr als ein Beispiel vorgekommen ist. War aber Moreau's Armee nicht

so glücklich, so konnte sie doch wenigstens Kray nach Ulm und Regensburg drängen, ihn so zwingen donauabwärts zurückzuweichen und ihn dergestalt von den Alpen entfernen, daß er nie eine Unterstützung dorthin senden könne. War dies geschehen, so hatte sie Befehl, ihren rechten Flügel nach der Schweiz zu entsenden, um hier die gefahrvolle Unternehmung, deren Ausführung General Bonaparte sich vorbehielt, zu unterstützen. Die dritte sogenannte Reservearmee, von der kaum die ersten Elemente vorhanden waren, sollte sich zwischen Genf und Dijon bilden, dort den Ausgang der ersten Ereignisse abwarten und bereit sein, Moreau, wenn er dessen bedurfte, zu unterstützen, Wenn aber Moreau's Plan wenigstens zum Theil gelungen wäre, sollte diese Reservearmee unter General Bonaparte in Genf, aus Genf in Wallis einrücken, hier mit dem aus der Armee von Deutschland entsendeten Truppencorps in Verbindung treten, dann auf Eis- und Schneegefilden den St. Bernhard übersteigen und durch eine That, größer als die Hannibal's, in Piemont einfallen, den vor Genua beschäftigten Baron Melas im Rücken fassen, ihn umzingeln, ihm eine entscheidende Schlacht liefern und ihn, wenn sie diese gewinne, zwingen, die Waffen zu strecken.

Wahrlich, entsprach die Ausführung einem solchen Plane, so hatte nie ein schönerer Entwurf dem Genie eines Kriegshelden der alten wie der neuen Welt Ehre gemacht. Aber die Ausführung allein giebt großen militärischen Combinationen ihren Werth, denn ohne dieses Verdienst sind sie nur leere Hirngespinnste.

Die Ausführung bestand hier aus der Besiegung einer Unmasse von Schwierigkeiten: aus der Reorganisation der Armeen vom Rhein und von Ligurien, aus der Erschaffung der Reservearmee, aus der Geheimhaltung, die man über Bildung und Bestimmung derselben zu beobachten hatte, endlich aus dem doppelten Uebergang über den Rhein und über die Alpen, worunter der letztgenannte dem Außerordentlichsten, was die Kriegskunst jemals unternommen hat, gleichkam.

Die Hauptsorge des Generals Bonaparte war zunächst die Rekrutirung des Heeres gewesen. Desertionen in's Ausland, Krankheiten und die feindlichen Kugeln hatten es auf 250,000 Mann zusammengeschmolzen, was in einem Augenblicke, wo man einer allgemeinen Coalition die Spitze bot, kaum glaublich erschiene, wenn nicht zuverlässige Documente es bestätigten. Glücklicherweise waren diese 250,000

Mann vollkommen kriegsgeübt und sämmtlich einem doppelt so zahlreichen Feinde zu widerstehen befähigt. Der Erste Consul hatte vom gesetzgebenden Körper 100,000 Rekruten verlangt, die ihm mit wahrhaft patriotischem Eifer bewilligt worden waren. Der Krieg war nämlich nach Zurückweisung der Friedensanträge so rechtmäßig, so augenscheinlich nothwendig, daß schon eine einfache Bedenklichkeit ein Verbrechen gewesen wäre. Es war übrigens etwas Derartiges gar nicht zu besorgen und der Eifer des gesetzgebenden Körpers und des Tribunats ging bis zur Begeisterung. Unter 250,000 alte Soldaten untergemischt, mußten diese 100,000 Rekruten einen vortrefflichen Heerbestand geben. Die neuerdings eingeführten und schon auf ihrem Posten eingetroffenen Präfecten brachten in die Aufhebung der Mannschaften eine Regsamkeit, wie sie solche noch nie gehabt hatte. Allein vor fünf bis sechs Monaten konnten diese Rekruten nicht bei ihren Truppencorps eingetroffen, einexercirt und dienstfähig sein. Der Erste Consul beschloß, alle durch den Krieg geschwächten Truppencorps im Lande zu behalten und sie als Cadres zur Aufnahme der Neuausgehobenen zu verwenden. Dagegen sandte er alle Truppencorps, die in's Feld zu rücken im Stande waren, nach der Grenze, sorgte aber dafür, sämmtliche noch dienstfähige Soldaten aus den im Lande verbleibenden in die zum Kampf bestimmten Truppencorps einzureihen. Auf diese Weise konnte er im höchsten Falle 200,000 Mann zur sofortigen Aufstellung finden. Das genügte aber in seiner kräftigen und geschickten Hand.

Gleichzeitig rief er die patriotischen Gesinnungen Frankreichs auf. Während er sein Augenmerk auf die Soldaten der ersten Requisitionen richtete, welche die allgemeine Entmuthigung in Folge unsrer Unfälle an den heimathlichen Herd zurückgeführt hatte, ließ er diejenigen, die ohne Urlaub abgereist waren, zur Rückkehr zwingen und wendete sich bei denjenigen, die regelmäßige Urlaubspässe hatten, an ihren Diensteifer. Allen jungen Leuten, deren Phantasie der Name des Generals Bonaparte entflammt hatte, suchte er Vorliebe für das Soldatenleben einzuflößen. War nun auch die Begeisterung der ersten Tage der Revolution abgekühlt, so hatte doch das Erscheinen des Feindes an unsern Grenzen die Herzen wieder aufgeregt, und aus der Hingebung der Freiwilligen konnte man noch eine nicht zu verachtende Beihülfe ziehen.

Mit dieser der Rekrutirung gewidmeten Sorgfalt verband der Erste Consul einige nützliche Reformen in Betreff der Verwaltung und Zusammensetzung der Armee. Zunächst führte er die Musterungsaufseher (inspecteurs aux revues) ein, die beauftragt waren, die Zahl der unter den Waffen anwesenden Mannschaft zu constatiren, damit die Staatscasse keine Soldaten zu bezahlen brauche, die nur auf dem Papiere vorhanden seien. Bei der Artillerie traf er eine äußerst wichtige Abänderung. Damals wurden die Fuhrwerke der Artillerie durch Stückknechte gefahren, die zu den Traincompagnien gehörten und, nicht wie die übrigen Soldaten durch Ehrgefühl zurückgehalten, bei der ersten Gefahr ihren Pferden die Stränge abschnitten, sich flüchteten und ihr Geschütz in feindliche Hände fallen ließen. Der Erste Consul dachte mit Recht, daß der, welcher den Beruf hatte, das Geschütz auf den Kampfplatz zu fahren, eben so werthvolle Dienste leistet, wie der Kanonier, der den Beruf hat es zu bedienen, daß er gleiche Gefahr läuft und daß er desselben moralischen Antriebes, d. h. der Ehre bedarf. Er verwandelte demgemäß die Artillerie-Stückknechte in uniformirte Soldaten, zu den Regimentern ihrer Waffe gehörig. Dies gab 10 bis 12,000 Reiter, die eben so viel Eifer, ihre Geschütze vor den Feind zu bringen oder schnell wegzuschaffen, zeigen mußten, als die Bedienungsmannschaft bewies, sie zu laden, zu richten und abzufeuern. Diese Verbesserung hatte aber kaum ihren Anfang genommen und konnte erst später alle ihre vortheilhaften Folgen bewähren.

Die Artillerie und die Cavallerie hatten auch Pferde nöthig. Da nun der Erste Consul weder Zeit noch Mittel zur Ausführung von Ankäufen hatte, so verordnete er eine zwangsweise und außerordentliche Aushebung des dreißigsten Pferdes. Das war eine harte, aber unabwendbare Nothwendigkeit. Die Armeen sollten sich zunächst in ihrer Umgebung und dann immer weiter in den anliegenden Provinzen damit versehen.

Der Erste Consul hatte die Geldmittel, worüber man verfügen konnte, an Masséna geschickt, um der nothleidenden Armee von Ligurien zu helfen. Von 60,000 Mann, aus denen sie nach der Vereinigung der Armee von der Lombardei und der von Neapel nach der blutigen Schlacht an der Trebbia bestand, war sie durch Mangel und

Elend auf höchstens 40,000 Mann zusammengeschmolzen, von denen aber höchstens 30 und einige Tausend kampffähig waren. Da weder aus den von den Oestreichern besetzten Piemont, noch auf dem von den Engländern bewachten Meere Getreide kommen konnte, so war dies äußerst selten. Die armen Soldaten hatten nichts zum Lebensunterhalt, als die, wie allgemein bekannt, höchst unbedeutenden Erzeugnisse der Apenninen. In die Hospitäler, wo es an den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln fehlte, wollten sie nicht gehen, und so sah man sie, auf der Straße von Nizza nach Genua, von Hunger und Fieber verzehrt, den allerschmerzlichsten Anblick darbieten, den Anblick braver Soldaten, die das Vaterland, das sie vertheidigten, verhungern läßt.

Mit den von der Regierung übersandten Geldmitteln versehen, hatte Masséna einige Lieferungsverträge in Marseille abgeschlossen, alles in dieser Stadt vorräthige Getreide aufgekauft und es nach Genua verladen lassen. Zum Unglück hemmten aber diesen Winter hindurch die Winde, ebenso streng als der Feind, fortwährend die Schifffahrt zwischen Marseille und Genua und ersetzten gewissermaßen die Blokade, welche die Engländer wegen der rauhen Jahreszeit nicht fortführen konnten. Da jedoch einige Schiffsladungen glücklich durchgekommen waren, so hatten die Soldaten von Ligurien wieder Brod erhalten. Man hatte ihnen Waffen, Schuhe, einige Kleidungen und — Aussichten geschickt. Militärische Energie hatte man nicht erst nöthig, ihnen einzuflößen, denn noch nie hat Frankreich Soldaten solche Unfälle mit solcher Standhaftigkeit ertragen sehen. Die Sieger von Castiglione, von Arcole, von Rivoli hatten die Niederlagen von Cassano, von Novi, an der Trebbia unerschütterlich ertragen; sie waren so gestählt worden, daß die Schläge des Schicksals ihnen nichts anhaben konnten. Ueberdies würde schon, wenn es nöthig gewesen wäre, der Umstand ihren Muth neu belebt haben, daß General Bonaparte an der Spitze der Regierung und General Masséna an der Spitze der Armee stand. Man brauchte sie nur zu nähren, zu kleiden, zu bewaffnen, um die größten Dienstleistungen von ihnen zu erhalten. Man that in dieser Beziehung Alles, was irgend möglich war. Masséna stellte durch einige Maßregeln der Strenge die bei ihnen erschütterte Kriegszucht wieder her und hatte nun einige dreißig Tausend Mann beisammen, die ungeduldig dem Augenblick entgegensahen, un-

ter seinem Befehle den Weg nach dem fruchtreichen Italien wieder aufzufinden.

Der Erste Consul schrieb ihm ein wohlberechnetes Verfahren vor. Drei Engpässe führen vom Festlandsabhang zum Meeresabhang durch die Apenninen hindurch, nämlich der auf Genua ausmündende Paß von Bocchetta, der auf Savona ausmündende Paß von Cadibona und der auf Nizza ausmündende Paß von Tenda. Der Erste Consul schärfte Masséna ein, beim Paß von Tenda und beim Paß von Cadibona nur schwache Truppenabtheilungen, gerade zur Beobachtung hinreichend, zurückzulassen und 25 bis 30,000 Mann bei Genua zusammenzuziehen. War diese Stadt stark besetzt, so hatte ein Einfall in Südfrankreich wenig Wahrscheinlichkeit, jedenfalls aber wenig Gefährlichkeit, denn die Oestreicher würden nicht so tollkühn sein, über den Var auf Toulon und die Rhone-Mündungen loszurücken, während Masséna ihnen im Rücken stand. Ueberdies konnte Masséna mit seinen sämmtlichen 30,000 Mann über die einzelnen Truppencorps herfallen, welche durch die Apenninenpässe vorgedrungen waren. In Betracht der Beschaffenheit dieser engen und steilen Stellen war es nicht leicht möglich, daß er auf mehr als 30,000 Mann auf einmal treffen würde. Allerwärts war er also im Stande, dem Feinde die Spitze zu bieten. Leider war aber dieser treffliche Plan nur für einen General ausführbar, der die bewunderungswürdige Gewandtheit des Siegers von Montenotte besessen hätte. Uebrigens war der Erste Consul sicher, in Masséna einen hartnäckigen Vertheidiger des steilen Abhangs der Apenninen zu besitzen und den Baron Melas so zu beschäftigen, daß er während der ganzen Zeit, die zu der combinirten Bewegung der französischen Armee erforderlich sei, in Ligurien werde aufgehalten werden.

Man muß jedoch zugestehen, die Armee in Ligurien wurde so ziemlich wie eine verlorne Armee behandelt; man schickte ihr keinen einzigen Mann zu, man gab ihr nur Material und auch in dieser Hinsicht nur das Allernöthigste. Die Hauptanstrengung der Regierung war auf einen andern Punkt gerichtet, weil dort der Hauptausschlag gegeben werden sollte. Die Armee von Ligurien wurde der Vernichtung preisgegeben, um den andern Zeit zu Siegen zu verschaffen. Aber so ist einmal das harte Kriegsgeschick, das von dem Haupt des Einen auf das des Andern tritt und diesen zu sterben nöthigt, damit jener triumphiren kann!

Eine ganz besondere Sorgfalt wurde auf die Armee verwendet, die in Schwaben unter Moreau operiren sollte. Ihr schickte man Alles zu, was man nur an Mannschaft und Material auftreiben konnte. Man machte die größten Anstrengungen, ihr eine vollständige Artillerie und reiche Mittel zum Brückenschlagen zu verschaffen, damit sie im Stande sei, unvermuthet und wo möglich auf einem einzigen Punkte über den Rhein zu setzen. General Moreau, auf den der Erste Consul so neidisch gewesen sein soll, erhielt also den Oberbefehl über die schönste und zahlreichste Armee der Republik, ungefähr 130,000 Mann, während Masséna nur 36,000 Mann, und der Erste Consul höchstens 40,000 Mann haben sollte. Dies war übrigens keine leere Schmeichelei für Moreau's Eitelkeit. Ernstere Beweggründe hatten diese Vertheilung der Streitkräfte bestimmt. Die Unternehmung, durch welche Kray nach Ulm und Regensburg zurückgedrängt werden sollte, war für den allgemeinen Erfolg des Feldzugs von der höchsten Wichtigkeit; denn den beiden starken östreichischen Armeen gegenüber, die gegen unsere Grenzen anrückten, mußte erst die eine entfernt worden sein, bevor man im Rücken der andern über die Alpen gehen konnte. Diese erste Unternehmung mußte demnach mit entscheidenden Mitteln unternommen werden, welche ihr Gelingen unfehlbar machten. Der Erste Consul schätzte zwar Moreau hoch, sich selbst aber noch höher; und wenn Einer von Beiden sich ohne große Mittel behelfen mußte, so glaubte er sich eher ohne dieselben behelfen zu können als Moreau. Die Gesinnung, von der er sich bei dieser Gelegenheit leiten ließ, war noch eine bessere, als die Großmuth bei wichtigen Staatsangelegenheiten, es war die Liebe für die Sache des Vaterlandes; ihr setzte er jedes Einzelinteresse, sowohl das Interesse Anderer als das eigene, nach.

Die Rheinarmee ging zwar wie die übrigen Armeen der Republik in elenden Lumpen, war aber vortrefflich. Sie hatte einige Rekruten erhalten, aber nur wenige, die gerade zu ihrer Verjüngung hinreichten. Dem bei weitem größten Theile nach bestand sie aus alten Soldaten, die unter dem Befehle von Pichegru, von Kleber, Hoche und Moreau Holland, die Rheinufer erobert hatten, mehrmals über den Rhein vorgedrungen und selbst an der Donau erschienen waren. Es wäre ungerecht gewesen, sie tapferer zu nennen, als die Armee von Italien; allein sie besaßen alle Vorzüge vollendeter Truppen: sie waren ordentlich, mäßig, disciplinirt, in den Waffen geübt

und unerschrocken. Die Führer waren der Soldaten würdig. Die Eintheilung dieser Armee in einzelne Divisionen, die aus allen Waffengattungen zusammengesetzt waren und in selbstständigen Corps agirten, hatte daselbst das Talent der Divisionsgenerale im höchsten Grade ausgebildet. Diese Divisionsgenerale waren von gleich hohem, obwohl verschiedenartigem Verdienst. Da war Lecourbe, im Gebirgskriege der geschickteste General seiner Zeit, dessen glorreicher Name im Echo der Alpen wiederhallte; da war Richepanse, der mit kühner Tapferkeit seltene Einsicht verband und auf dem Schlachtfelde von Hohenlinden Moreau bald den größten Dienst leistete, den je ein Unterbefehlshaber seinem Feldherrn erwiesen; da war Saint-Cyr, ein kalter, gründlicher Kopf, von nicht sehr umgänglichem Charakter, aber mit allen Eigenschaften für einen Befehlshaber begabt; da war endlich der junge Ney, den sein Heldenmuth im Geleit eines glücklichen Kriegsinstinktes bereits bei allen Armeen der Republik beliebt gemacht hatte. An der Spitze solcher Unterbefehlshaber stand Moreau, ein langsamer, zuweilen unschlüssiger, aber tüchtiger Kopf, dessen Unentschlossenheit mit weisen und festen Entschlüssen endigte, wenn er die Gefahr vor Augen sah. Erfahrung hatte seinen militärischen Blick ungemein ausgebildet und erweitert. Während aber sein Kriegsgenie mitten unter den täglichen Prüfungen des Krieges erstarkte, war sein schwacher, jedem Einfluß zugänglicher Charakter im Staatsleben den Prüfungen der Politik, welche nur starke Seelen und wahrhaft große Köpfe zu bestehen vermögen, bereits erlegen und sollte ihnen nochmals erliegen. Uebrigens hatte die unglückliche Leidenschaft der Eifersucht noch nicht die Reinheit seines Herzens getrübt und seine Vaterlandsliebe bestochen. Durch seine Erfahrung, seine Gewöhnung an's Befehlen und seinen großen Ruhm war er nach dem General Bonaparte damals der einzige, der hunderttausend Mann zu befehligen verstand.

Die Einzelheiten des Plans, den der Erste Consul ihm vorgezeichnet hatte, bestanden darin: auf dem Punkte, wo er am besten den äußersten linken Flügel des Feldzeugmeisters Kray anzugreifen vermöge, in Schwaben einzudringen, so daß dieser überflügelt, von Baiern abgeschnitten und zwischen der obern Donau und dem Rheine eingeschlossen würde, in welchem Falle die östreichische Armee in Schwaben verloren war. Um dies zu bewerkstelligen, sollte der Rhein, nicht an zwei oder drei Stellen, sondern an einer einzigen, so nahe wie

möglich bei Constanz, überschritten werden: eine ungemein kühne und schwierige Bewegung, denn es handelte sich darum, 100,000 Mann auf einmal mit ihrem ganzen Kriegsgeräth im Angesicht des Feindes über den Strom zu bringen, und man darf nicht vergessen, daß vor Wagram noch kein General so massenhaft und so entschlossen einen Strom überschritten hatte. Es gehörte auch viel Geschicklichkeit dazu, die Oestreicher über den ausgewählten Punkt zum Uebergange zu täuschen, viele Kühnheit beim Uebergange selbst, und endlich, was immer nöthig ist, Glück. Der Erste Consul hatte den Befehl ertheilt, auf den Nebenflüssen des Rheins, besonders auf der Aar, eine beträchtliche Menge von Kähnen zusammenzubringen, um drei bis vier Brücken, einige hundert Toisen von einander entfernt, gleichzeitig zu schlagen. Es galt nun, solchen Entwürfen bei Moreau's kaltem und wenig muthvollem Geiste Eingang zu verschaffen.

Nachdem der Erste Consul den Truppen von Ligurien und Deutschland mit unausgesetztem Eifer diese Sorgfalt gewidmet hatte, richtete er seine Bemühungen darauf, eine Armee in's Leben zu rufen, die unter dem Titel einer Reservearmee bald die größten Dinge vollbrachte.

Sollte sie ihren Zweck erfüllen, so durfte sie nicht nur gebildet, sondern ohne daß Jemand daran glauben wollte, gebildet werden. Um diesen doppelten Endzweck zu erreichen, verfuhr er folgendermaßen.

Aus Holland und aus den vom Directorium in Paris gesammelten Streitkräften wußte der Erste Consul die Mittel zur rechtzeitigen Beruhigung der Vendée aufzufinden; aus der beruhigten Vendée wußte er die erforderlichen Mittel zur Herstellung einer Armee zu entnehmen, die unvermuthet auf den Kriegsschauplatz versetzt, dem Kriegsgeschick eine andere Wendung geben sollte. In einem Schreiben an General Brune, den Oberbefehlshaber von Westfrankreich, sagte er folgende schönen Worte, die seine Verfahrungsart und die Verfahrungsart der größten Meister in Sachen der Verwaltung und des Kriegs so trefflich aussprechen: „Lassen Sie mich wissen, ob Sie, abgesehen von den fünf Halbbrigaden, um die ich Sie in meinem letzten Schreiben ersucht habe, noch über eine oder zwei Halbbrigaden verfügen können, wobei ich mir jedoch vorbehalte, sie binnen drei Monaten zurückzuschicken. Wir müssen uns entschließen, mit großen Schritten durch Frankreich zu eilen, wie früher durch das Etschthal; es bleibt immerfort das Verhältniß von

Decaden zu Tagen." (14. Ventôse im Jahre VIII. — 5. März 1800. Archiv des Staatssecretariats.)

Obwohl den Engländern seit dem Ereigniß am Texel, hauptsächlich aber seit der Trennung der Russen von der Coalition neue Landungen auf dem Continente verleidet sein mußten, konnte man ihnen doch unsere weitausgedehnte Küstenstrecke vom Zuidersee bis zum gascognischen Meerbusen nicht ohne alle Vertheidigungsmittel preisgeben, zumal da die Beruhigung der Vendée noch so neu war. Der Erste Consul ließ daher eine halb französische, halb holländische Armee in Holland, um dieses höchst werthvolle Land zu schützen; Augereau erhielt den Befehl über dieselbe. Man bildete Felddivisionen daraus, die mit allen Waffengattungen versehen und immer marschfertig waren. Wenn man durch den Verlauf der Operationen völlig sicher sei und keine Landung zu befürchten habe, sollte das Corps Augereau's rheinaufwärts marschiren und Moreau in Deutschland den Rücken decken. Unter den 60,000 Mann, die von den Küsten der Normandie bis zu den Küsten der Bretagne und des Poitou zusammengezogen waren, wählte der Erste Consul die am meisten geschwächten Halbbrigaden aus und übertrug ihnen die Bewachung des insurgirten Landstriches. Er war bemüht, ihre Stärke noch mehr zu vermindern, indem er die dienstfähigen Soldaten zur Feldarmee abschickte, wodurch er sie zur Aufnahme einer um so größern Anzahl von Rekruten in den Stand setzte, die sie unbeschadet ihrer Küstenbewachung einexerciren konnten. Daraus bildete er fünf kleine Lager, in denen Artillerie, Cavallerie und Infanterie vereinigt waren, die auf's erste Signal ausrücken konnten und von guten Offizieren befehligt wurden. Zwei von diesen Lagern befanden sich in Belgien, zu Lüttich und zu Mastricht, beide zur Ueberwachung des von den Priestern bearbeiteten Landes und nöthigenfalls zur Mitwirkung bei der Vertheidigung Hollands bestimmt. Eins war zu Lille, gegen die Saone und die Normandie anzurücken in Bereitschaft; eins zu Saint-Lô und eins endlich zu Rennes. Letzteres war das zahlreichste; es enthielt 7 bis 8000 Soldaten. Die andern zählten 4 bis 5000. Zu diesen Lagern waren ungefähr 30,000 Mann verwendet. Durch das Eintreffen der Rekruten mußten sie in kurzer Zeit auf mindestens das Doppelte steigen. Sie sollten gleichzeitig in den jüngst eroberten Ländern, z. B. in Belgien, und in den neuerdings beruhigten Landstrichen, wie in der Normandie, in der Bre-

tagne, im Poitou, Polizeidienste verrichten. Der Erste Consul hatte die Durchsuchung der Wälder angeordnet, um die daselbst verborgenen Waffen aufzufinden. Durch die Lockung eines einträglichen Soldes hatte er drei bis vier Bataillone zusammengebracht, die aus lauter Leuten bestanden, welche sich während des Bürgerkriegs an ein Abenteurerleben gewöhnt hatten; er beabsichtigte, ohne es zu gestehen, sie nach Aegypten zu schicken. Den Führern hatte er sämmtlich vom Schauplatze des Bürgerkriegs entlegene Aufenthaltsorte angewiesen, die Bitterkeit dieses Exils aber durch Pensionen gemildert, die vollkommen genügten, ihnen ein ganz behagliches Leben zu sichern.

Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, blieben von den zur Beruhigung des Innern zusammengezogenen 60,000 Mann ungefähr 30,000 Mann vortreffliche Soldaten übrig, die in die Halbbrigaden, welche am wenigsten gelitten hatten, untergesteckt wurden. Einige waren, nach der in der Normandie ausgeführten Operation gegen Frotté, wieder in Paris angelangt. Andere befanden sich in der Bretagne und in der Vendée. Der Erste Consul bildete aus ihnen drei schöne Kriegsdivisionen, zwei in der Bretagne, zu Rennes und zu Nantes, die dritte in Paris. Diese Divisionen sollten sich in aller Eile vollzählig machen, sich mit Material, was ihnen eben zur Hand sei, versehen und das Fehlende durch Mittel, die wir sogleich nennen werden, unterwegs sich verschaffen. Sie erhielten Ordre, an die Ostgrenze zu rücken, Frankreich, nach dem Ausdrucke des Ersten Consuls, mit Riesenschritten zu durcheilen, wie früher die Armee von Italien das Etschthal durcheilte. Im Aprilmonat sollten sie in der Schweiz eintreffen.

Es gab noch eine Hülfsquelle, nämlich die in Südfrankreich stationirten Depots der Armee von Aegypten, die wegen der Unmöglichkeit, über das unablässig von den Engländern bewachte Meer zu gelangen, ihren Truppencorps niemals Ergänzungen hatten zusenden können. Schickte man nun einige Rekruten in diese Depots, so konnte man vierzehn sehr schöne, ganz zum Krieg passende Bataillone daraus entnehmen. Es wurde Befehl ertheilt, sie, sobald sie vollzählig wären, nach Lyon abzusenden. Dies gab eine treffliche vierte Division, die gute Dienste zu leisten vermochte.

Das Schwierigste und Langwierigste bei der Bildung einer Armee ist die Organisirung der Artillerie: da nun der Erste Consul die Reservearmee in Ostfrankreich bilden wollte, so setzten die Depots zu

Auxonne, Besançon und Briançon ihn in den Stand, das Personal und das Material für sechzig Stück Geschütz zusammen zu bringen. Zwei sehr geschickte und ihm sehr ergebene Artillerie-Offiziere, die Generale Marmont und Gassendi, wurden von Paris aus abgeschickt mit dem Befehl, diese sechzig Geschütze in den verschiedenen Depots in Bereitschaft zu setzen, ohne zu sagen, wo sie zusammengezogen und vereinigt werden sollten.

Diesen sämmtlichen zerstreuten Streitkräften mußte noch ein Sammelplatz angewiesen werden. Hätte man solche Vorbereitungen durch Stillschweigen zu verbergen gesucht, so würde man erst recht darauf aufmerksam gemacht haben. Der Erste Consul wollte gerade durch den Lärm, den er zu erheben im Begriff stand, den Feind irre leiten. Er ließ eine Verordnung der Consuln in den Moniteur einrücken, wodurch die Bildung einer Reservearmee anbefohlen wurde, die in Dijon zusammengezogen werden und aus 60,000 Mann bestehen sollte. Berthier reiste mit Extrapost nach Dijon ab, um die Organisation daselbst zu beginnen. Man wird sich wohl erinnern, daß Berthier durch den Eintritt Carnot's in's Kriegsministerium frei geworden war. An die alten Freiwilligen der Revolution, die nach ein oder zwei Feldzügen in ihre Heimath zurückgekehrt waren, wurde ein feuriger Aufruf erlassen. Man forderte sie auf, sich nach Dijon zu begeben. Mit großem Schaugepräge sandte man einiges Material und einige Rekruten dorthin. Bejahrte Offiziere, die nach diesem Punkte geschickt wurden, erschienen als Cadres, um die Einexercirung dieser Rekruten zu beginnen. Die Journalisten, denen die Erwähnung der militärischen Angelegenheiten nur sehr sparsam gestattet wurde, hatten in Bezug auf die zu Dijon zu bildende Armee freien Spielraum und durften ihre Spalten mit darauf bezüglichen Einzelheiten anfüllen. Dies war hinreichend, um die Spione von ganz Europa dahin zu locken, die auch wirklich nicht ermangelten, in großer Anzahl herbeizueilen.

Wären die zu Nantes, Rennes und Paris aus den der Vendée entnommenen Truppen formirten Divisionen; wäre die zu Toulon, Marseille und Avignon aus den Depots der Armee von Aegypten gebildete Division; wäre die zu Besançon, Auxonne und Briançon aus den Vorräthen dieser Zeughäuser ausgerüstete Artillerie zu Dijon zusammengezogen worden: dann wäre es um das Geheimniß des Ersten Consuls geschehen gewesen; alle Welt hätte an das Dasein einer Re-

servearmee geglaubt. Er hütete sich aber wohl, so zu verfahren. Die Divisionen wurden auf verschiedenen Wegen nach Genf und Lausanne zu abgeschickt, so daß die öffentliche Aufmerksamkeit auf keinen Punkt insbesondere hingelenkt wurde. Sie galten für Verstärkungen, die für die Rheinarmee bestimmt waren, und da diese von Straßburg bis Constanz sich ausbreitete, so konnte sie ganz gut als das Ziel erscheinen, worauf diese Verstärkungen losrückten. Die in den Zeughäusern von Auxonne und Besançon angeordnete Zurüstung von Material galt für eine der nämlichen Armee bestimmte Artillerie-Ergänzung. Was in Briançon stattfand, gehörte nach der allgemeinen Annahme für die Truppen in Ligurien. Der Erste Consul ließ Branntwein nach Genf abgehen, woraus sein Ziel ebenso wenig zu erkennen war, da unsere Armee von Deutschland ihre Operationsbasis in der Schweiz hatte. In den Rhoneküsten-Departements ließ er zur Unterhaltung der Reservearmee in den unfruchtbaren Alpen zwei Millionen Zwieback-Rationen zubereiten, von denen 1,800,000 Rationen heimlich rhoneaufwärts nach Genf gingen, während 200,000 mit Schaustellung nach Toulon gesandt wurden, um glauben zu machen, daß diese ungewöhnliche Lieferung für Rechnung der Flotte geschehen sei. Die auf dem Marsch befindlichen Divisionen endlich wurden langsam und ohne sie zu ermüden, auf Genf und Lausanne zugeführt (sie hatten nämlich den halben März und den ganzen April zur Erreichung ihres Ziels) und erhielten auf dem Wege selbst, was ihnen an Schuhen, Kleidungsstücken, Flinten, Pferden mangelte. Sobald der Erste Consul mit sich selbst über den Weg, den sie einschlagen sollten, einig war, und die Art ihrer Bedürfnisse sorgfältig ermittelt hatte, ließ er sie in jeder Ortschaft, durch die sie kommen mußten, bald diese, bald jene Aushülfe vorfinden, wobei er sich wohl hütete, durch große Anhäufung von Kriegsmaterial auf einem einzigen Punkt Aufmerksamkeit zu erregen. Der auf diese Vorbereitungen bezügliche Briefwechsel war den Beamten des Kriegsministeriums entzogen worden. Er wurde nur zwischen General Bonaparte und den Befehlshabern der Truppencorps gepflogen und durch zuverlässige Adjutanten überbracht, die mit Postpferden hin- und herreisten, Alles mit eigenen Augen ansahen, mit unabweisbaren Befehlen des Ersten Consuls versehen waren, Alles unmittelbar vollführten und übrigens den Plan, zu dem sie mitwirkten, selbst nicht kannten.

Auf den Ersten Consul, Berthier und zwei bis drei Ingenieur- und

Artilleriegenerale, die man in den Feldzugsplan einzuweihen genöthigt war, beschränkt, wurde das Geheimniß auf das Unverbrüchlichste bewahrt. Keiner von ihnen würde es gefährdet haben, denn das Geheimhalten ist ein Act des Gehorsams, der den Regierungen in Verhältniß des Ansehens, dessen sie genießen, zu Theil wird. Aus diesem Grunde hatte die Regierung des Ersten Consuls keine Indiscretion zu befürchten. Die nach Dijon geeilten Spione des Auslandes, die daselbst nur einige Rekruten, einige Freiwillige, einige bejahrte Offiziere sahen, hielten sich für sehr schlau, als sie die Entdeckung machten, es habe nichts zu bedeuten, der Erste Consul habe augenscheinlich den Lärm nur deßhalb gemacht, um dem Baron Melas Angst einzujagen, ihn vom Eindringen in die Rhonemündungen zurückzuhalten und ihn glauben zu machen, daß er in Südfrankreich eine Reservearmee finden würde, die ihn aufzuhalten im Stande wäre. So wurde auch die Sache von allen Leuten aufgefaßt, die sich für erfahrene Kenner in dergleichen Dingen hielten, und die englischen Journale wimmelten bald von tausend und abertausend Spöttereien. Die Caricaturenzeichner entwarfen ein Spottbild auf die Reservearmee: es stellte ein Kind an der Hand eines Invaliden mit einem Stelzfuße dar.

Weiter wollte aber der Erste Consul nichts: sich bewitzelt zu sehen, war in diesem Augenblicke sein sehnlichster Wunsch. Unterdessen marschirten seine Divisionen, bewegte sich sein Material nach den Ostgrenzen, und in den ersten Tagen des Mai stand eine improvisirte Armee schlagfertig da, entweder Moreau zu unterstützen oder über die Alpen zu dringen, um dort den Ereignissen ein anderes Ansehen zu geben.

Die Flotte hatte der Erste Consul nicht vernachlässigt. Nach der Fahrt, die der Admiral Bruix das vorige Jahr mit den vereinigten Geschwadern Frankreichs und Spaniens im Mittelmeere gemacht hatte, war die große Flotte, die er befehligte, wieder nach Brest gesegelt. Sie bestand aus funfzehn spanischen und etwa zwanzig französischen, im Ganzen aus beinahe vierzig Linienschiffen. Jetzt war sie von zwanzig englischen Linienschiffen blokirt. Der Erste Consul benutzte die ersten finanziellen Hülfsquellen, die er zu schaffen wußte, um dieser Flotte einige Lebensmittel und einen Theil ihres rückständigen Soldes zu schicken. Er schärfte ihr ein, sich nicht blokiren zu lassen, wenn man dreißig gegen zwanzig sei, bei der ersten Gelegenheit auszulau-

fen, müßte auch eine Schlacht geliefert werden; und wenn man in See zu bleiben vermöge, durch die Meerenge von Gibraltar zu gehen, vor Toulon zu erscheinen, daselbst einige mit Verstärkung für Aegypten befrachtete Schiffe abzuholen und hierauf zum Entsatze von Malta und Alexandrien herbeizueilen. War der Zugang frei, so genügte der Handel allein zur Verproviantirung der auf den Küsten des Mittelmeeres zerstreuten französischen Garnisonen.

Solche Sorgfalt verwendete der Erste Consul auf die Militärangelegenheiten, während er mit Sieyès, Cambacérès, Talleyrand, Gaudin und andern Gehülfen seiner Arbeiten beschäftigt war, die Regierung zu reorganisiren, die Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, eine Administrativ- und Justizverwaltung einzuführen und endlich mit Europa zu unterhandeln. Aber es war nicht genug, Pläne zu entwerfen und die Vorbereitungen zu ihrer Ausführung zu treffen; er mußte außerdem seinen Ideen in den Köpfen seiner Unterbefehlshaber Eingang verschaffen, die zwar seiner Consularautorität unterworfen, dennoch damals noch nicht so vollkommen untergeordnet waren, wie sie es später wurden, als sie unter dem Titel von Reichsmarschällen einem Kaiser gehorchten. Besonders hatte der Moreau vorgezeichnete Plan diesen kalten und scheuen Kopf gänzlich verstört. General Moreau war vor der Kühnheit der ihm anbefohlenen Unternehmung erschrocken. Wir sprachen bereits über den Landstrich, gegen welchen er operiren sollte. Der Rhein, erwähnten wir, fließt von Constanz bis Basel aus Osten nach Westen, wendet sich bei Basel, um, an Breisach, Straßburg und Mainz vorüber, nordwärts zu strömen. In dem Winkel, den er dadurch bildet, befindet sich der sogenannte Schwarzwald, ein waldiger und gebirgiger Landstrich, von Schluchten durchschnitten, die aus dem Rheinthal in's Donauthal führen. Die französische und die östreichische Armee hielten gewissermaßen die drei Schenkel eines Dreiecks besetzt: zwei davon hatte die französische Armee inne, von Straßburg bis Basel, von Basel bis Schaffhausen; die östreichische Armee einen einzigen, von Straßburg bis Constanz. Letztere genoß demnach den Vortheil einer leichtern Concentrirung. Kray stand mit seinem linken Flügel unter dem Fürsten von Reuß in der Umgegend von Constanz, mit seinem rechten Flügel in den Schluchten des Schwarzwaldes bis nach Straßburg hin, mit seinem Centrum in Donaueschingen, dem Durchschnittspunkt aller Straßen; er konnte daher

seine Armee schleunigst gerade vor dem Punkte concentriren, den Moreau zum Rheinübergang auswählen würde, sei es nun zwischen Straßburg und Basel, oder zwischen Basel und Constanz. Das war es, was den französischen General in Unruhe versetzte. Er befürchtete, daß Kray in Masse am Uebergangspunkte erscheinen und den Uebergang unmöglich, vielleicht gar verderblich machen würde.

So etwas fürchtete aber der Erste Consul nicht. Er glaubte im Gegentheil, die französische Armee könne sich ganz leicht auf der linken Flanke Kray's concentriren und sie durchbrechen. Deßhalb wünschte er, wie schon erwähnt wurde, daß sie unter Benutzung des Vorhangs, der sie verdecke, d. h. des Rheins, unvermuthet stromaufwärts rücke, sich zwischen Basel und Schaffhausen vereinige, mit den heimlich auf den Nebenflüssen in Bereitschaft gehaltenen Kähnen eines Morgens vier Brücken schlage und 80 bis 100,000 Mann stark zwischen Stockach und Donaueschingen hervorbreche, Kray in die Flanke falle, ihm seine Reserven und den linken Flügel abschneide und die Trümmer seiner Armee nach der obern Donau zurückwerfe. Er glaubte sogar, bei einer raschen und kräftigen Ausführung dieser Unternehmung könne die östreichische Armee in Deutschland vernichtet werden. Was er später von einem andern Punkte aus, aber in derselben Gegend, bei Ulm, gethan, was er noch in demselben Jahre über den St. Bernhard that, beweist, daß dieser Plan nichts enthielt, was nicht sehr gut ausführbar war. Da die französische Armee, indem sie am linken Ufer stromaufwärts rücke, nicht im feindlichen Lande zu operiren habe, nur zu marschiren, nicht zu kämpfen brauche, so könne sie, nach seiner Ansicht, mit einigen Vorsichtsmaßregeln, Kray zwei bis drei Tagemärsche abgewinnen und werde am Uebergangspunkte sein, bevor dieser General Streitkräfte genug zusammengezogen habe, um den Uebergang zu verhindern.

So war der Plan, der Moreau's an solch kühne Combinationen nicht gewöhnten Kopf verwirrt hatte. Er fürchtete, daß Kray, bei guter Zeit benachrichtigt, mit seinen Streitkräften in Masse der französischen Armee entgegentreten und sie in den Rheinstrom jagen werde. Moreau wollte lieber sich der bei Straßburg, Breisach und Basel vorhandenen Brücken bedienen, um mit mehreren Colonnen auf's rechte Ufer vorzudringen; auf diese Weise wollte er die Aufmerksamkeit der Oestreicher theilen, sie vorzüglich nach den Schluchten des Schwarz-

waldes, den Brücken von Straßburg und Breisach gegenüber, hinlocken, ihnen dann, nachdem er sie in diese Schluchten verleitet, plötzlich ausweichen, mit den Colonnen, die über den Rhein gegangen, diesen Strom entlang rücken und sich vor Schaffhausen aufstellen, um daselbst das Hervorbrechen der übrigen Armee zu decken.

Moreau's Plan war nicht ohne Werth, aber er enthielt auch einige schwere Uebelstände, denn während er die Gefahren eines einzigen in Masse ausgeführten Uebergangs zu vermeiden diente, hatte er bei Zertheilung dieser Operation den Uebelstand, die Streitkräfte zu zertheilen, zwei oder drei detaschirte Colonnen auf feindliches Gebiet zu werfen, sie einen gefährlichen Flankenmarsch bis Schaffhausen machen zu lassen, wo sie den letzten und bedeutendsten Uebergang über den Strom verdecken sollten. Endlich hatte dieser Plan auch noch den Nachtheil, wenig oder gar keine Ergebnisse zu liefern; denn er warf die französische Armee nicht ganz und auf einmal in die linke Flanke des Feldzeugmeisters Kray: was doch das einzige Mittel gewesen wäre, den östreichischen General zu überflügeln und von Baiern abzuschneiden.

Es ist ein bei Beachtung der Geschichte würdiger Auftritt, wie diese beiden Männer in einem Falle von Wichtigkeit, der die Verschiedenheit ihres Geistes und Charakters so klar hervortreten ließ, einander gegenüberstanden. Moreau's Plan hatte, wie es häufig bei Plänen von Männern zweiten Ranges vorkommt, nur den Anschein von Vorsicht; er konnte jedoch durch die Ausführung gelingen, denn das muß immer wiederholt werden, die Ausführung wiegt Alles auf und läßt zuweilen die besten Berechnungen fehlschlagen und die schlechtesten gewinnen. Moreau beharrte also auf seinem Kopfe. In der Absicht, ihn durch einen wohlgewählten Vermittler zu gewinnen, ließ der Erste Consul den General Dessoles, den Chef des Generalstabs der Armee von Deutschland, nach Paris kommen, einen feinen, scharfsichtigen Kopf, zwischen zwei so gewaltigen und reizbaren Männern als Bindeglied zu dienen würdig; denn er hatte die Neigung, die Untergeordnete nicht immer haben, seine Vorgesetzten im Einverständniß zu erhalten. Der Erste Consul berief ihn also um die Mitte März (Ende Ventôse) nach Paris und behielt ihn hier mehrere Tage da. Nachdem er ihm seine Ideen auseinandergesetzt hatte, brachte er ihn zum vollkommenen Verständniß derselben und sogar dazu, ihnen vor denen Moreau's den Vorzug zu geben. Allein General Dessoles beharrte demungeachtet dabei, dem

Ersten Consul die Annahme von Moreau's Plan anzurathen; denn, nach seiner Ansicht, müsse man den ausführenden General nach seinen Ideen und seinem Charakter verfahren lassen, wenn es sonst ein des ihm anvertrauten Befehls würdiger Mann sei. — Ihr Plan, sagte er zum Ersten Consul, ist größer, entscheidender, wahrscheinlich sogar sicherer; aber paßt nicht für das Genie dessen, der ihn ausführen soll. Sie haben eine Art Krieg zu führen, die Alles übertrifft, Moreau hat auch seine Art, die ohne Zweifel der Ihrigen nachsteht, aber dennoch vortrefflich ist. Lassen Sie ihn gewähren; er wird seine Sache gut machen, vielleicht langsam, aber sicher; auch wird er Ihnen so viele Ergebnisse liefern, als Sie zum Gelingen Ihrer Entwürfe im Ganzen nöthig haben. Dringen Sie ihm aber im Gegentheile Ihre Ideen auf, so verwirren Sie ihn, verletzen ihn sogar, und erlangen nichts von ihm, weil Sie zu viel erlangen wollten. — Der Erste Consul verstand sich auf Menschenkenntniß eben so gut wie auf Kriegskunst; er wußte die Verständigkeit in Dessoles' Rathschlägen zu würdigen und gab nach. — Sie haben Recht, sagte er zu ihm; Moreau ist nicht im Stande, den von mir entworfenen Plan zu fassen und auszuführen. Mag er's machen, wie er will, wenn er mir nur den Feldzeugmeister Kray nach Ulm und Regensburg zurückwirft und dann zur gehörigen Zeit seinen rechten Flügel nach der Schweiz abschickt. Den Plan, den er nicht begreift, den er nicht auszuführen wagt, werde ich selbst auf einem andern Theile des Kriegsschauplatzes ausführen. Was er nicht am Rheine zu thun wagt, das will ich auf den Alpen thun. Er wird nächstens zu bedauern haben, daß er mir diesen Ruhm überlassen hat. — Ein prächtiges, bedeutungsvolles Wort, das eine vollständige militärische Prophezeiung enthielt, wie sich bald zeigen wird*).

Nachdem also die Art des Rheinübergangs in Moreau's Belieben gestellt worden, war noch ein andrer Punkt zu ordnen. Der Erste Consul hätte gern gewünscht, daß der von Lecourbe befehligte rechte Flügel als Reserve auf schweizerischem Gebiet zurückbliebe, stets in Bereitschaft, Moreau, wenn dieser es brauchen sollte, zu unterstützen, aber Deutschland nicht betretend, wenn seine Gegenwart dort nicht ganz

*) In meiner Jugend hatte ich die Ehre, diese Erzählung aus dem eigenen Munde des Generals Dessoles zu vernehmen.

unentbehrlich sei, damit er nicht umzukehren nöthig habe, um sich nach den Alpen zurück zu begeben. Er wußte übrigens, wie schwierig es ist, einem Oberbefehlshaber, wenn die Operationen einmal begonnen haben, eine Abtheilung seiner Armee zu entreißen. Moreau bestand darauf, Lecourbe mit sich zu nehmen und machte sich verbindlich, ihn den General Bonaparte zurückzuschicken, sobald es ihm gelungen sei, den Feldzeugmeister Kray nach Ulm zurückzuwerfen. Entschlossen, in Alles zu willigen, um das gute Einverständniß zu erhalten, fügte sich der Erste Consul diesem Wunsche, verlangte aber, daß Moreau einen Vertrag unterzeichne, in welchem er verspreche, Lecourbe mit 20 bis 25,000 Mann, sobald er die Oestreicher nach Ulm zurückgeworfen habe, an die Alpen zu entsenden. Dieser Vertrag wurde zu Basel zwischen Moreau und Berthier, von Letzterem in seiner amtlichen Eigenschaft als Oberbefehlshaber der Reservearmee, unterzeichnet.

General Dessoles hatte vor seiner Abreise aus Paris die streitigen Punkte mit dem Ersten Consul vollständig geordnet. Man war einig; Alles war zur Eröffnung des Feldzugs bereit und es erschien von Wichtigkeit, die Operationen sogleich zu beginnen, damit der Erste Consul, wenn Moreau frühzeitig den ihn betreffenden Theil des Plans ausgeführt habe, über die Alpen dringen und Masséna Luft machen könne, bevor dieser vernichtet sei; denn er kämpfte mit 36,000 Mann gegen 120,000. Der Erste Consul verlangte, Mitte April oder spätestens Ende dieses Monats sollte Moreau den Feldzug eröffnen. Allein dieses Drängen war vergebens; Moreau war noch nicht fertig und besaß weder die Thätigkeit, noch die Gabe, sich zu helfen, wodurch die Unzulänglichkeit der Mittel ergänzt wird. Während er noch zögerte, griffen die Oestreicher, ihrem Plane, in Italien zu beginnen, getreu, Masséna an und eröffneten mit diesem Generale einen Kampf, den die Ungleichheit der Streitkräfte eines unsterblichen Andenkens würdig gemacht hat.

Die Armee von Ligurien zählte allerhöchstens 36,000 Mann in felddienstfähigem Zustande und war folgendermaßen vertheilt:

Dreizehn- bis vierzehntausend Mann unter General Suchet, die den linken Flügel bildeten, hielten den Engpaß von Tenda, Nizza und die Linie des Var besetzt. Ein detaschirtes Corps dieses Flügels, gegen 4000 Mann stark, war unter Befehl des Generals Thureau auf

dem Mont-Cenis aufgestellt. Das gab also 18,000 Mann, die zur Bewachung der französischen Grenze, des Mont-Cenis und des Engpasses von Tenda bestimmt waren.

Zehn- bis zwölftausend Mann unter General Soult, die das Centrum der Armee bildeten, vertheidigten die beiden Hauptpässe der Apenninen, den Paß, der über die obere Bormida auf Savona und Finale zuführt, und den Paß von Bocchetta, der nach Genua ausläuft.

Gegen 7 bis 8000 Mann unter dem unerschrockenen Miollis bewachten Genua und einen Engpaß, der nahe bei dieser Stadt an der dem Engpasse der Bocchetta entgegengesetzten Seite einmündet. Die andere Hälfte der Armee, ungefähr 18,000 Mann stark, vertheidigte also unter den Generalen Soult und Miollis die Apenninen und Ligurien. Die Gefahr, daß diese beiden Armeetheile, der, welcher Nizza, und der, welcher Genua besetzt hielt, von einander abgeschnitten würden, war augenscheinlich.

Diese 36,000 Franzosen standen den 120,000 Oestreichern unter Baron Melas gegenüber, die vermöge des Ueberflusses an allen Dingen in Italien und der von England an Oestreich gezahlten Subsidien völlig ausgeruht, wohl genährt und mit Lebensmitteln versehen waren. General Kaim war mit der schweren Artillerie, der Cavallerie und einem Corps Infanterie, zusammen 50,000 Mann, in Piemont zurückgeblieben, um dort als Arrieregarde zu dienen und die Ausgangspforten der Schweiz zu überwachen. Baron Melas war mit 70,000 Mann, größtentheils Infanterie, nach den Ausgängen der Apenninen vorgerückt. Außer der Ueberlegenheit der Zahl nach hatte er auch den Vortheil einer concentriten Stellung; denn Masséna war genöthigt, mit 30,000 Mann (der Ueberrest stand auf dem Mont-Cenis) den Halbkreis zu bewachen, den die Seealpen und die Apenninen von Nizza bis Genua bilden, einen Halbkreis von nicht weniger als 40 Stunden im Umfang. General Melas dagegen stand auf der andern Seite dieser Berge, im Mittelpunkte des Halbkreises, zwischen Coni, Ceva, Gavi, und brauchte nur einen kurzen Weg zurückzulegen, um zu dem einen oder andern Punkte, den er angreifen wollte, hinzugelangen. Er konnte sehr leicht auf dem einen Punkte falsche Demonstrationen machen und sich dann schleunigst nach dem andern hinwenden, um hier in Masse zu wirken. Auf solche Weise bedroht, hatte Masséna 40

Stunden zurückzulegen, um von Nizza aus Genua, oder von Genua aus Nizza zur Hülfe zu kommen.

Auf diesen Verhältnissen zusammengenommen beruhten die Rathschläge, welche der Erste Consul Masséna ertheilte und die im Allgemeinen schon früher angegeben worden sind, hier aber etwas ausführlicher mitgetheilt werden müssen. Drei für Artillerie geeignete Wege führten von einem Abhange des Gebirgs zum andern: der, welcher über Turin, Coni und Tenda nach Nizza und dem Var führt, der, welcher das Bormidathal aufwärts durch den Engpaß von Cadibona nach Savona führt, endlich der von Bocchetta, welcher über Tortona und Gavi links von Genua in das Thal der Polcevera hinabläuft. Man lief Gefahr, daß Baron Melas mit der Masse seiner Truppen in den mittelsten Paß eindringe, die französische Armee theile und die eine Hälfte nach Nizza, die andere nach Genua zurückdränge. Der Erste Consul, der diese Gefahr bemerkte, sandte Masséna in Briefen voll bewunderungswürdiger Voraussicht (5. und 12. März) Instructionen, im Wesentlichen folgenden Inhalts: — Hüten Sie sich, schrieb er ihm, Ihre Aufstellung allzu weit auszudehnen. Halten Sie nicht zu viel Leute auf den Alpen und am Engpaß von Tenda, wo der Schnee Sie schützt. Lassen Sie einige Detaschements in Nizza und den umliegenden Forts; behalten Sie vier Fünftel Ihrer Streitkräfte zu Genua und in der Umgegend. Der Feind wird auf Ihren rechten Flügel nach Genua, auf Ihr Centrum nach Savona zu, wahrscheinlich gleichzeitig auf beiden Punkten andringen. Weichen Sie einem der beiden Angriffe aus und werfen Sie sich mit allen Ihren Streitkräften vereint auf eine der feindlichen Colonnen. Das Terrain wird dem Feinde nicht gestatten, seine Ueberlegenheit an Artillerie und Cavallerie zu benutzen; er wird Sie nur mit Infanterie angreifen können; die Ihrige ist der seinigen weit überlegen und durch die Beschaffenheit des Terrains begünstigt, wird sie den Zahlenunterschied ausgleichen können. In diesem durchschnittenen Terrain können Sie, wenn sie gut manövriren, mit 30,000 Mann 60,000 schlagen, und um 60,000 Mann Infanterie nach Ligurien bringen zu können, muß Melas im Besitz von 90,000 sein, was eine Gesammtarmee von mindestens 120,000 Mann voraussetzt. Baron Melas besitzt weder Ihre Thätigkeit, noch Ihre Talente; Sie haben keinen Grund, ihn zu fürchten. Erscheint er nach Nizza zu, während Sie in Genua sind, so lassen Sie ihn marschiren,

rühren Sie sich nicht: er wird nicht weit zu gehen wagen, wenn Sie in Ligurien bleiben und stets bereit sind, entweder ihn im Rücken oder die in Piemont zurückgelassenen Truppen anzugreifen. —

Verschiedene Ursachen hielten Masséna ab, diesen weisen Rathschlägen zu folgen. Zunächst wurde er durch das plötzliche Eindringen der Oestreicher überrascht, bevor er noch die Aufstellung seiner Truppen zu berichtigen und seine letzten Anordnungen zu treffen vermocht hatte; dann hatte er in der Stadt Genua nicht Lebensmittel genug, um daselbst seine ganze Armee zu concentriren. Aus Besorgniß, dort Lebensmittel zu verbrauchen, deren die Stadt im Fall einer Belagerung dringend bedürftig wäre, wollte er sich die bei weitem reicheren Hülfsquellen von Nizza zu Nutz machen. Endlich, wir müssen es zugestehen, begriff Masséna den tiefen Sinn der Instructionen seines Vorgängers nicht vollständig genug, um sich über die übrigens sehr wesentlichen Nachtheile einer allgemeinen Concentrirung bei Genua wegzusetzen. Masséna war vielleicht der bedeutendste unter den zeitgenössischen Generalen auf dem Schlachtfelde; in Betreff des Charakters kam er den unerschütterlichsten Generalen aller Zeiten gleich; obgleich er aber viel natürlichen Verstand besaß, stand doch die Beschränktheit seiner Ansichten mit der Schnelligkeit seines Blicks und der Energie seines Geistes in einem Mißverhältniß.

Aus Mangel an Zeit, aus Mangel an Lebensmitteln und aus Mangel an hinreichender Erkenntniß der Wichtigkeit concentrirte er sich demgemäß nicht zeitig genug bei Genua und wurde von den Oestreichern überrascht. Diese begannen den Feldzug am 5. April (15. Germinal), d. h. lange vor der Zeit, zu welcher man die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten erwarten zu können geglaubt hätte. Baron Melas rückte mit ungefähr 70 bis 75,000 Mann vor, um die Apenninenkette zu nehmen. Seine Unterbefehlshaber Ott und Hohenzollern wurden mit 25,000 Mann nach Genua zu abgeschickt. General Ott rückte mit 15,000 Mann die Trebbia [hinauf und zeigte sich in den Engpässen von Scoffera und Monte-Creto, die rechts von Genua einmünden; General Hohenzollern bedrohte mit 10,000 Mann die Bochetta, welche links von dieser Festung ausläuft. Baron Melas rückte mit 60,000 Mann die Bormida hinauf und griff gleichzeitig alle Stellungen des Weges an, den wir die Mittelstraße genannt haben und der über Cadibona nach Savona führt. Seine Absicht war,

wie es der Erste Consul vorausgesehen, unser Centrum zu forciren und General Suchet vom General Soult, die sich an diesem Punkte die Hand reichten, von einander abzuschneiden. Bald entspann sich ein heftiger Kampf von den Quellen des Tanaro und der Bormida bis zu den steilen Höhen, die Genua beherrschen. Die Generale Elsnitz und Melas bestanden hartnäckige Kämpfe gegen die Generale Suchet bei Rocca-Barbena, bei Sette-Pani, bei Melogno, bei Saint-Jacques; gegen General Soult bei Montelegino, bei Stella, bei Cadibona und bei Savona. Die Soldaten der Republik, aus dem gebirgigen Terrain Vortheil ziehend und jede Unebenheit des Bodens zu ihrer Deckung verwendend, vertheidigten sich mit unvergleichlicher Tapferkeit und brachten dem Feinde einen dreimal größeren Verlust bei, als sie selbst erlitten, denn ihre Kugeln schlugen in dichte und tiefe Massen; da sie aber gegen immer wieder erneuerte Truppen kämpfen mußten, sahen sie sich, mehr durch Ermattung und Anstrengung als durch die Oestreicher überwunden, vom Platze zu weichen gezwungen. Die Generale Suchet und Soult waren jetzt genöthigt sich zu trennen und der eine nach Borghetto, der andere nach Savona zurückzugehen. Die französische Aufstellung war also, wie leicht vorauszusehen war, durchbrochen; die eine Hälfte der Armee wurde nach Nizza zurückgeworfen, die andere sich in Genua einzuschließen gezwungen.

Selbst von der Seite nach Genua hin hatte der Erfolg geschwankt. Der Angriff auf die Bocchetta, den der Graf von Hohenzollern mit zu wenig Streitkräften zum Besiegen der Franzosen, d. h. mit etwa 10,000 Mann gegen 5000 unternommen hatte, wurde von der Division Gazan abgeschlagen. Aber rechts von Genua, d. h. bei den Stellungen von Monte-Creto und von Scoffera, die den Zugang durch das Bisagnothal gestatten, stieg General Ott, nach Besiegung der Division Miollis, die keine 4000 Mann seinen 15,000 entgegenzustellen vermochte, auf der entgegengesetzten Seite der Apenninen herunter, schloß alle die Stadt deckenden Forts ein und zeigte den erschrockenen Genuesern die Fahnen von Oestreich. In demselben Augenblicke rauschte mit vollen Segeln die englische Flotte heran und zeigte ihnen die britische Flagge. Waren nun auch die Einwohner der Stadt Patrioten und Anhänger der Franzosen, so waren doch, wie im Königreich Neapel die Calabresen der Königin Caroline, wie in Frankreich die Vendéer den Bourbonen, die Bauern in den benachbarten Thälern der aristo-

kratischen Partei zugethan und empörten sich, als sie die Truppen der Coalition erblickten. In allen Dörfern wurde die Sturmglocke geläutet. Ein gewisser Baron von Aspres, der in kaiserlichen Diensten stand und einigen Einfluß im Lande hatte, regte sie zum Aufstande an. Am Abend des 6. Aprils sahen die unglücklichen Bürger von Genua auf den umliegenden Höhen die Wachtfeuer der Oestreicher, auf der See die englische Flagge wehen und standen in Besorgniß, daß in wenig Tagen die bereits freudetrunkene Oligarchie ihre verabscheute Herrschaft wiederherstellen werde.

Allein der unerschrockene Masséna war unter ihnen. Obschon er durch den gegen sein Centrum gerichteten Angriff vom General Suchet abgeschnitten war, zählte er doch noch 15, bis 18,000 Mann, und auf eine solche Besatzung gestützt, konnte er jeden Feind, wer es immer sein mochte, herausfordern, vor seinen Augen die Thore Genua's zu erbrechen.

Um die Operationen genau zu begreifen, die der französische General während dieser denkwürdigen Belagerung ausführte, muß der Schauplatz, auf welchen er versetzt war, beschrieben werden. Genua liegt dicht an der innern Bucht des schönen Meerbusens, der seinen Namen führt, am Fuße eines Vorsprungs der Apenninen. Dieser Vorsprung läuft vom Norden nach Süden in's Meer aus, theilt sich jedoch, bevor er hineindringt, in zwei Bergrücken, von denen der eine östlich, der andere westlich sich erstreckt, so daß ein schrägliegendes Dreieck gebildet wird, dessen Spitze an die Apenninen gebunden ist und dessen Grundlinie auf's Meer sich stützt. An der Basis dieses Dreiecks, und, wohlzumerken, mit der Unregelmäßigkeit, die der Natur eigenthümlich ist, breitet Genua seine langen, mit prachtvollen Palästen geschmückten Straßen aus. Natur und Kunst hatten viel für seine Vertheidigung gethan. Zwei Hafendämme, die fast bis zur Berührung gegen einander ausliefen, bildeten an der Seeseite den Hafen und schützten ihn gegen feindliche Flotten. An der Landseite schloß zuerst ein innerer bastionirter Ringwall den bebauten und bevölkerten Stadttheil ganz enge ein. Ein zweiter, weiterer, ebenfalls bastionirter Ringwall war auf den Höhen errichtet, die, wie wir eben beschrieben haben, eine dreieckige Figur um Genua bilden. Zwei terrassenförmig übereinander errichtete Forts, das Spornfort und das Diamantfort, lagen an der

obersten Spitze dieses Dreiecks und bestrichen mit ihrem beherrschenden Feuer den ganzen Bereich der Festungswerke.

Dies war aber noch nicht Alles, was man gethan, um den Feind in weiter Entfernung zu halten. Kehrt man den Rücken gegen das Meer und betrachtet Genua, so hat man rechts Osten, links Westen. Zwei kleine Flüßchen bespülen die beiden Seiten des äußern Ringwalls: der Bisagno östlich oder rechts, die Polcevera westlich oder links. Der Bisagno kommt gerade die Höhen von Monte-Creto und Scoffera herab, die man übersteigen muß, wenn man von der andern Seite der Apenninen die Trebbia heraufkommt. Die der Stadt gegenüberliegende Seite des Bisagnothales heißt Monte-Ratti, und bietet verschiedene Stellungen dar, von deren Höhe aus man Genua hätte großen Schaden zufügen können, wenn sie nicht besetzt worden wären. Mit großer Sorgfalt hatte man sie jedoch mit drei Forts gekrönt: dem Fort Quezzi, dem Fort Richelieu und dem Fort Sanct-Thecla. Dagegen bietet das Thal der Polcevera, die links von Genua von den Höhen der Bocchetta herabfließt, keine beherrschende Stellung dar, welche die Kunst zum Schutze der Stadt einzunehmen nöthig hatte. Wohl aber bildet eine lange, am Meeresufer gelegene Vorstadt, die von San-Pietro von Arena, einen nützlichen und leicht zu vertheidigenden Häuserhaufen.

Die Festungswerke von Genua bildeten ein Dreieck mit 15 Grad Neigung gegen den Horizont, das einen Umfang von 9000 Toisen hatte, mit der Spitze an den Apenninen hing, an der Basis vom Meere bespült wurde und auf beiden Seiten von dem Bisagno im Osten und von der Polcevera im Westen begrenzt war. Das Spornfort und über dem Spornfort das Diamantfort deckten seine Spitze. Die Forts Richelieu, Quezzi und Sanct-Thecla verwehrten, vom Abhange des Monte-Ratti aus ein zerstörendes Feuer auf die Stadt der Marmorpaläste zu richten.

So war damals Genua; so waren seine Festungswerke; die Kunst, die Zeit, die Frankreich auferlegten Contributionen haben sie seitdem sehr vervollkommnet.

Masséna konnte noch 18,000 Mann zusammenbringen. Hätte er mit einer solchen Besatzung in einer so starken Festung eine hinreichende Menge von Lebensmitteln gehabt, so würde er unbezwinglich gewesen sein. Bald wird sich zeigen, was Kraft des Charakters im

Kriege zur Ausgleichung eines Mangels an Berechnung und an Vorsorge zu leisten vermag.

Entschlossen, dem Feinde einen energischen Widerstand zu leisten, wollte Masséna sofort zwei wichtige Dinge ausführen: erstens, die Oestreicher, welche Genua allzu nahe einschlossen, über die Apenninen zurückwerfen und zweitens, durch eine in Uebereinstimmung mit General Suchet ausgeführte Bewegung längs dem Küstenwege auf der Straße von La Corniche seine Verbindung mit diesem General wiederherstellen.

Um die erstgenannte Pflicht auszuführen, mußte er die Oestreicher einerseits den Bisagno, andrerseits die Polcevera entlang zurückwerfen und über den Monte-Creto und über die Bocchetta auf den entgegengesetzten Bergabhang, wo sie hergekommen waren, wieder hindrängen. Ohne allen Zeitverlust brach er gleich am Tage nach ihrem ersten Erscheinen, d. h. am 7. April (17. Germinal) an der Ostseite aus Genua hervor und marschirte mit der tapfern Division Miollis, die am vorgestrigen Tage vor den allzuüberlegenen Streitkräften des Generals Ott zum Rückzuge gezwungen worden war, quer durch das Bisagnothal. Er verstärkte sie mit einem Theile der Reserve, stellte sich an ihre Spitze und marschirte in zwei Colonnen vorwärts: die rechte unter General Arnaud nahm ihre Richtung am Meere entlang gegen Quinto, die linke unter Miollis gegen die Abdachungen von Monte-Ratti. Eine dritte Colonne unter General Petitot rückte den Thalgrund des Bisagno aufwärts, der den Fuß des Monte-Ratti umfließt. Die Pünktlichkeit in den Bewegungen aller drei Colonnen war so genau, daß ihr Feuern im nämlichen Augenblicke sich auf sämmtlichen Punkten zugleich hören ließ. Auf dem einen Abhange drang General Arnaud, auf dem andern General Miollis mit dem größten Nachdrucke gegen die Höhen von Monte-Ratti vor. Masséna's persönliche Gegenwart und das Verlangen, den gestrigen Ueberfall zu rächen, befeuerten die Soldaten. Die Oestreicher wurden in die Gebirgswässer gestürzt und verloren ihre sämmtlichen Stellungen. General Arnaud drang weiter und stieg den Rücken der Anhöhen entlang bis zum Gipfel der Apenninen selbst bei dem Paß von Scoffera hinauf. Masséna rückte mit einigen Reservecompagnien in das Bisagnothal hinab, um sich der Colonne Petitot anzuschließen. Letztere, hierdurch verstärkt, warf allerwärts den Feind zurück, drang den Fluß hinauf und unterstützte General Arnaud's Bewegungen gegen Scoffera. Die in

diese winkligen Thäler geworfenen Oestreicher ließen 1500 Gefangene, den Baron d'Aspres, der den Bauernaufstand zu Fontana=Buona erregt hatte, an ihrer Spitze, in Masséna's Händen.

Als am Abend desselben Tages Masséna nach Befreiung der Genueser von dem Anblick des Feindes den Offizier, der seinen baldigen Triumpheinzug verkündet hatte, als Gefangenen mitbrachte und in Genua einzog, war die Freude des patriotischen Theils der Bevölkerung, welcher die Mehrzahl bildete, außerordentlich. Man empfing ihn mit Jubelruf. Die Einwohner hielten Bahren zum Tragen, Wein und Bouillon zur Labung der Verwundeten in Bereitschaft. Allerwärts stritt man sich um die Ehre, sie bei sich aufzunehmen.

Nach dieser energischen Maßregel an der Ostseite, deren Freimachung äußerst wichtig war, weil die Oestreicher nur an dieser Seite die Stadt nahe einschlossen, wollte Masséna die Frist, die der eben errungene Vortheil ihm sicherte, benutzen, um einen Anlauf an der Westseite, d. h. gegen Savona zu unternehmen und dadurch seine Verbindung mit General Suchet wiederherzustellen. In der Absicht, Genua während seiner Abwesenheit vor jedem Angriff sicher zu stellen, theilte er die noch übrigen Truppen in zwei Corps: ein rechtes unter General Miollis und ein linkes unter General Soult. Das Corps des Generals Miollis erhielt die Bestimmung, mit zwei Divisionen Genua zu decken. Die Division Arnaud sollte die Ostseite, nach dem Bisagno zu, die Division Spital die nach der Polcevera gekehrte Westseite vertheidigen. Das linke Corps unter General Soult hatte den Auftrag, mit den beiden Divisionen Gardanne und Gazan das Feld zu behaupten. Mit dieser Streitmacht von ungefähr 10,000 Mann beabsichtigte Masséna gegen Savona zu rücken, nachdem er an Suchet den geheimen Befehl gesendet, gleichzeitig auch eine Bewegung gegen diesen Punkt zu machen. Die Division Gardanne mußte am Meere entlang, die Division Gazan auf dem Rücken der Apenninen vordringen, um durch den Anblick zweier gesonderten Colonnen den Feind zu veranlassen, sich ebenfalls zu theilen. Dann wollte Masséna durch ein schnelles Manöver auf diesem Terrain, das er genau kannte, seine beiden Divisionen, wenn es die Umstände erheischten, zu einer einzigen vereinigen, um entweder auf den Höhen der Apenninen oder längs dem Meere dasjenige feindliche Corps, was seinen Angriffen am meisten ausgesetzt sei, zu zerschmettern. Die Division Gardanne

befehligte er in Person. Dem General Soult hatte er die Division Gazan anvertraut. Er beabsichtigte, dem Ufergelände über Voltri, Varaggio und Savona zu folgen; sein zweiter Befehlshaber, General Soult, war angewiesen, über Aqua-Blanca und San-Pietro-del-Alba nach Sasello hinaufzurücken.

Am Morgen des 9. Aprils traten unsere Truppen ihre Bewegung an. Nachdem Baron Melas die französische Armee in zwei Hälften durchschnitten hatte, wollte er Masséna in Genua einschließen und zugleich seine eigene Aufstellung enger zusammenziehen, da dieselbe allzuweit ausgedehnt war und vom Flußthal des Tanaro bis zum Flußthal der Trebbia eine Strecke von mindestens funfzehn Stunden einnahm. Die beiden Armeen stießen bei ihrer Bewegung auf einander und daraus entstand auf diesem zerschnittenen Terrain ein höchst lebhafter und zugleich höchst verworrener Kampf. Während Masséna in zwei Colonnen marschirte, marschirte Baron Melas in drei Colonnen, und der Graf von Hohenzollern, der eine vierte bildete, versuchte einen neuen Angriff gegen die Bocchetta. Zehntausend Franzosen stießen jetzt auf mehr als vierzigtausend Feinde.

Bei dem Durchzuge durch Voltri sah General Soult rechts von sich die Oestreicher, welche über die Bocchetta gegangen waren und die umliegenden Höhen besetzt hielten. Bis zu einem Punkte, Namens Aqua-Santa, gelangt, konnten sie die französischen Colonnen im Rücken bedrohen und ihnen die Rückkehr nach Genua abschneiden. General Soult hieß es der Vorsicht angemessen, sie zurückzuwerfen; demgemäß lieferte er ihnen ein glänzendes Gefecht, in welchem Obrist Mouton, später Marschall und Graf Lobau, als Befehlshaber der dritten Halbbrigade die größte Tapferkeit bewies. General Soult eroberte Geschütz, machte Gefangene und gelangte durch einen Schwarm von Feinden glücklich auf die Gebirgsstraße von Sassello. Die auf diesen Kampf verwendete Zeit — auf einen Kampf, der übrigens das weitere Vordringen der Oestreicher im Rücken unserer Colonnen nicht hinderte — war aber Ursache, daß General Soult nicht in dem Augenblicke zu Sassello auf der andern Seite der Apenninen eintreffen konnte, wo General Masséna ihn dort erwartete. Dieser war das Meer entlang marschirt, befand sich am folgenden Tage, den 10. April, in zwei Colonnen formirt, in der Gegend von Varaggio und suchte mit dem Corps des Generals Soult, den er zu Sassello vermuthete,

auf den Höhen in Verbindung zu treten. Der Feind, der unseren Streitkräften zehnfach] überlegen war, versuchte die beiden kleinen Colonnen Masséna's, namentlich die linke, welche Letzterer in Person befehligte, zu umzingeln. Auf seine rechte Colonne und auf General Soult's Bewegung gegen Sassello bauend, widerstand Masséna lange mit 1200 Mann einem Corps von 8 bis 10,000 und entwickelte bei dieser Gelegenheit eine außerordentliche Beharrlichkeit. Zum Rückzuge genöthigt, nachdem er seine rechte Colonne, die in Folge einer verspäteten Austheilung von Lebensmitteln zurückgeblieben war, aus den Augen verloren, sprengte er über grausende Abhänge und durch empörte Bauernhaufen, um sie aufzusuchen. Nachdem er glücklich zu ihr gelangt war, führte er sie zu dem Ueberrest der Division Gardanne, die fortwährend über Varaggio und Cogoletto die Meeresküste entlang marschirt war. Da die Schwierigkeit, mitten unter einer solchen Masse von Feinden und auf einem so durchschnittenen Terrain Uebereinstimmung in den Bewegungen zu erhalten, das rechtzeitige Zusammentreffen des Corps von General Soult mit dem des Generals Masséna verhindert hatte, so beschloß der Letztgenannte, seine Truppen zusammenzuziehen, rechts den Kamm der Apenninen zu ersteigen, sich mit seinem Unterbefehlshaber zu vereinigen und dann über die in den Thälern zerstreuten östreichischen Truppen herzufallen. Allein unsere ermatteten Truppen waren unterwegs auseinander gekommen und konnten nicht frühzeitig genug wieder zusammengezogen werden. Da entschloß sich General Masséna Alles, was noch zu marschiren im Stande sei, zur Verstärkung Soult's abzuschicken, und mit dem Ueberreste, der aus verwundeten und ermatteten Soldaten bestand, rückte er, stets der Meeresküste folgend, wieder nach Genua zu, um den Rückzug der Hauptarmee zu decken und ihre Wiederkehr nach der Festung zu sichern. Auf eine Handvoll Leute herabgebracht, hatte er mehrmals die rücksichtlich der Streiterzahl unverhältnißmäßigsten Gefechte zu bestehen, und als bei einem solchen Zusammentreffen ein überraschtes französisches Bataillon vor einer Charge der Szeklerhusaren zurückwich, griff er selbst mit 30 Reitern diese Husaren an und trieb sie zurück. Endlich stellte er sich bei Voltri auf, um hier die Rückkehr General Soult's zu erwarten. Mitten unter feindlichen Abtheilungen, die an Zahl fünf- bis sechsfach überlegen, in's Gebirge zurückgeworfen, lief Soult große Gefahr und würde ohne die Unter-

stützung, die ihm Masséna gerade zur guten Stunde zuschickte, nach den ruhmvollsten Anstrengungen endlich doch erlegen sein. Früh genug verstärkt, vermochte er aber die Straße von Genua wieder zu gewinnen, nachdem er den schwierigsten und ungleichsten Kampf mit Vortheil bestanden hatte. Endlich vereinigte er sich mit seinem Oberbefehlshaber, beide schlugen sich durch und zogen, mit 4000 Gefangenen vor sich her, wieder in Genua ein. General Suchet hatte seinerseits den Oberbefehlshaber zu erreichen gesucht, die ungeheure Masse der östreichischen Armee aber nicht zu durchbrechen vermocht.

Die Genueser waren außer sich vor Bewunderung, als sie den französischen General zum zweiten Male mit ganzen Colonnen Gefangener vor sich her in ihre Stadt einziehen sahen. Sein Ansehen war jetzt allmächtig. Armee und Einwohnerschaft gehorchten ihm mit der vollkommensten Ergebenheit.

Masséna mußte sich von diesem Augenblicke an als definitiv in Genua eingeschlossen betrachten. Er war jedoch nicht gemeint, sich daselbst allzu eng einschließen zu lassen. Sein Plan ging dahin, den Feind stets von den Mauern fern zu halten, ihn durch fortwährende Gefechte zu erschöpfen und ihm so viel zu schaffen zu machen, daß er weder den Var forciren, noch nach der Lombardei zurückkehren, noch sich dem vom Ersten Consul beabsichtigten Marsche über die Alpen widersetzen könne.

Kaum war er am 18. April (28. Germinal) wieder zurückgekehrt, so beschäftigte er sich mit der innern Polizei und mit der Verproviantirung der Festung. In der Besorgniß, daß die adligen Genueser geheimes Einverständniß mit den Oestreichern unterhalten möchten, traf er Vorsichtsmaßregeln um sich vor jeder Ueberrumpelung sicher zu stellen. Die Nationalgarde, die aus ligurischen Patrioten bestand und eine französische Truppenabtheilung, die mit brennenden Lünten auf dem Hauptplatze der Stadt hielt, zur Unterstützung hatte, sollte, sobald Generalmarsch geschlagen würde, zusammentreten. Alle Einwohner, die nicht dazu gehörten, erhielten Befehl, sich bei diesem Signal in ihre Wohnungen zu verfügen. Die bewaffnete Macht durfte dann allein auf den Straßen verkehren. Unter gewöhnlichen Umständen mußten alle Einwohner um 10 Uhr Abends in ihren Wohnungen sein und jeder Zusammenlauf war ihnen streng verboten.

Masséna hatte das in Genua vorhandene Getreide sammeln las-

sen, Bezahlung angeboten und wirklich geleistet, wenn man es gutwillig brachte, aber es auch durch Haussuchungen weggenommen, wenn die Auslieferung verweigert wurde. Nachdem er sich so alles Getreides bemächtigt, hatte er die Armee und die Einwohner auf Portionen gesetzt und sich auf diese Weise Mittel verschafft, seine Soldaten und die armen Einwohner während der ersten vierzehn Tage der Belagerung zu unterhalten. Diese vierzehn Tage waren beinahe schon verflossen, es gab aber noch Lebensmittel, welche die Reichen zu hohen Preisen und nur zum eigenen Gebrauch durch ihr Geld aus versteckten Niederlagen bezogen. Auf Masséna's Befehl wurden neue Nachsuchungen angestellt und man fand so viel Hülsenfrüchte aller Art, Roggen, Hafer und dergleichen, daß Bevölkerung und Armee noch vierzehn Tage länger mit schlechtem Brode unterhalten werden konnten. Man hoffte auf einen glücklichen Windstoß, welcher die Engländer verjagte und Schiffe mit Lebensmitteln herbeiführte. In dieser Beziehung zählte man auf corsikanische und ligurische Corsaren, denen Kaperbriefe zur Jagd auf die mit Getreide beladenen Fahrzeuge ausgestellt worden waren. Endlich war Masséna entschlossen, zum Alleräußersten zu greifen, und Willens seine Truppen, ehe er sich ergebe, mit Cacao zu ernähren, womit die Waarenlager Genua's reichlich versehen waren. Mit einigem vom Ersten Consul gesandten Gelde versehen, hob er dieses zur Aushülfe für den äußersten Fall auf und benutzte es auch, um seinen unglücklichen Soldaten zu Zeiten einen Trost in ihren grausigen Leiden zu gewähren. Schon waren in dieser Reihe von Gefechten mehrere tausend Mann kampfunfähig geworden und eine große Anzahl befand sich in den Spitälern. In den Forts, an den beiden Ringwällen der Festung und zur Reserve verblieb eine dienstfähige Streitmacht von etwa 12,000 Mann in Reih und Glied.

In solch furchtbarer Lage zeigte Masséna alltäglich eine ruhige und heitere Stirn, so daß er am Ende den Muth, der ihn beseelte, auch Andern einflößte. Sein Adjutant Franceschi warf sich in einen Nachen, um nach der Küste von Nizza zu gelangen, sich zum Ersten Consul zu begeben und diesen mit den Leiden, den Heldenthaten und den dringenden Gefahren der Armee von Ligurien bekannt zu machen.

Am 30. April (10. Floréal) Morgens brach gleichzeitig auf allen Punkten, ostwärts von Bisagno, westwärts von der Polcevera her, ja durch das Erscheinen einer Abtheilung von Kanonenböten selbst das

Meer entlang eine allgemeine Kanonade los und kündigte ein Hauptunternehmen des Feindes an. Die Oestreicher führten auch wirklich im Laufe des Tages große Streitkräfte vor. Der Graf von Hohenzollern griff die Höhe der Due-Fratri an, auf der das Diamantfort lag. Nach heftigen Anstrengungen gelang es ihm, diese Höhe einzunehmen, worauf er das Diamantfort zur Uebergabe aufforderte. Der tapfere Offizier, der dasselbe befehligte, beantwortete die Aufforderung mit der Erklärung: nicht eher, bis er einem gewaltsamen Angriff unterlegen sei, werde er den seiner Ehre anvertrauten Posten übergeben. Das Fort war von der größten Wichtigkeit, denn es beherrschte das Spornfort und folglich die ganze Umwallung. Die östreichische Verschanzung von Coronata, auf der Westseite am Ufer der Polcevera gelegen, eröffnete ein heftiges Feuer auf die Vorstadt San-Pietro von Arena und gleichzeitig wurden verschiedene Angriffe unternommen, um das Terrain, das wir dort inne hatten, zu verengern. Auf der entgegengesetzten Seite d. h. am Bisagno, umschloß der Feind das Fort Richelieu uud nahm leider das Fort Quezzi ein, das beim Beginn der Belagerung noch nicht ganz vollendet war. Endlich bemächtigte er sich des unter dem Fort San-Thecla gelegenen Dorfs San-Martin von Albaro und war nahe daran, die furchtbare Stellung von Madonna del Monte einzunehmen, von wo aus er die Stadt Genua in Grund und Boden schießen konnte. Schon hatten die Soldaten des Generals Arnaud die letzten Häuser des Dorfs San-Martin von Albaro verlassen; kaum blieben sie noch in Reih und Glied; viele von ihnen waren als Tirailleurs zerstreut. Da eilte Masséna selbst herbei, sammelte sich wieder, brachte das Gefecht zum Stehen und hielt den Feind auf.

Die Hälfte des Tags war bereits verflossen; es war hohe Zeit, die Fehler wieder gut zu machen. Augenblicklich kehrte Masséna nach Genua zurück und traf angemessene Verfügungen. Die 73. und 106. Halbbrigade vertraute er dem General Soult und befahl ihm, die Höhe der Due-Fratri wieder einzunehmen. Um aber das Fort Quezzi wieder zu erobern und die Räumung von San-Martin von Albaro zu erzwingen, führte er die Division Miollis selbst auf diesen Punkt, nachdem er sie durch Bataillone aus der 2. und 3. Linienhalbbrigade verstärkt hatte.

Die wieder vorwärts gebrachte Division Arnaud umging San-

Martin von Albaro, warf den Feind, der es besetzt hatte, in die Schlucht der Sturla zurück, nahm ihm Gefangene ab und deckte auf diese Weise die rechte Flanke der französischen Colonnen, die gegen das Fort Quezzi anrückten. Während der tapfere Oberst Mouton an der Spitze von zwei Bataillonen der dritten Linienhalbbrigade dieses Forts Quezzi in der Front angriff, sollte der Generaladjutant Hector über die Höhe des Forts Richelieu Monte-Ratti umgehen. Trotz der unerhörtesten Anstrengungen wurde der tapfere Oberst Mouton zurückgeschlagen, wich aber nicht vom Platze, bis er von einer Kugel durchbohrt war, die ihm durch die Brust ging und ihn halbtodt auf dem Schlachtfelde hinstreckte. Masséna, der nur noch zwei Bataillone hatte, schob das eine in die rechte Flanke und warf die Hälfte des andern auf die linke Flanke der vom Feinde eingenommenen Stellung. Es entspann sich ein heftiger Kampf um das Fort Quezzi herum. Zu nahe aneinander, um schießen zu können, stritten die Kämpfenden mit Steinwürfen und Kolbenstößen. Unsere Soldaten standen auf dem Punkte, der Ueberzahl zu weichen. Masséna nahm nun das halbe Bataillon, das er noch hatte, stellte sich an seine Spitze und entschied den Sieg. Das Fort Quezzi wurde wiedererobert. Von Stellung zu Stellung zurückgetrieben, ließen die Oestreicher eine große Anzahl von Todten, Verwundeten und Gefangenen zurück. In diesem Augenblicke benutzte Masséna, der den Angriff auf die Höhe der Due-Fratri verschoben hatte, den Eindruck, welchen die errungenen Vortheile machten, und ließ General Soult Befehl zukommen, sie zu nehmen. Der Brigadegeneral Spital erhielt den Auftrag, diese Höhe anzugreifen; sie wurde ihm lange streitig gemacht. Endlich nahmen unsere Soldaten sie wieder ein und so hatten sie, nach dem Kampfe eines ganzen Tages, sowohl die Höhe der Due-Fratri, welche den äußersten Punkt der Festung beherrschte, das Fort Quezzi, die Posten bei San-Martin von Albaro und bei Madonna del Monte, kurz alle entscheidenden Stellungen, ohne deren Besitz die Belagerung Genua's den Oestreichern unmöglich wurde, wieder genommen. Am Abend zog General Masséna wieder in Genua ein und brachte die Leitern mit, die der Feind zur Ersteigung der Mauern in Bereitschaft gesetzt hatte. Die Oestreicher hatten an diesem Tage 1600 Gefangene, 2400 Todte oder Verwundete, im Ganzen gegen 4000 Mann verloren. Diese eingerechnet hatte ihnen Masséna seit Eröffnung der Feindseligkeiten 12

bis 15,000 Mann genommen oder getödtet und was noch wichtiger war, er hatte durch die unerhörten Anstrengungen, zu denen er sie gezwungen, ihre Armee demoralisirt.

Man beeilte sich, das Fort Quezzi wieder in Stand zu setzen. Diese Arbeit, die nicht binnen einem Monat ausführbar schien, war mittelst fünf- bis sechshundert Tonnen Erde, die von den Soldaten herbeigeschafft und zur Aufwerfung von Brustwehren verwendet wurden, innerhalb dreier Tagen vollendet. Am 5. Mai (15. Floréal) brachte ein kleines mit Getreide beladenes Fahrzeug auf fünf Tage Lebensmittel. Es war dies eine kostbare Ergänzung für die sehr zusammengeschmolzenen Proviantvorräthe. Immer dringender stellte sich aber die Nothwendigkeit heraus, der Festung zu Hülfe zu kommen, sonst konnte sie sich nicht lange mehr halten. Schon zeigte sich Mangel an Brod.

General Suchet seinerseits war genöthigt gewesen, da er sich auf dem Rücken der Apenninen überflügelt sah, die Stellung bei Borghetto aufzugeben und selbst die bei Roya zu verlassen, die nicht mehr haltbar war, da der Feind ganz ungehindert durch den Paß von Tenda marschirte und Nizza und den Var bedrohte. Nizza wurde sogar vom Baron Melas besetzt, der triumphirend in diese Stadt einzog, voll Freude, einen Boden zu betreten, den die Republik für französisches Gebiet erklärt hatte. General Suchet bezog jedoch hinter dem Var eine von unsern Ingenieuroffizieren längst schon untersuchte Stellung. Von einem Brückenkopf geschützt, gab die Brücke von Saint-Laurent am Var ein Defilé von 400 Toisen zu passiren und konnte für ein unübersteigliches Hinderniß gelten. Das ganze rechte Ufer wurde von den Franzosen bewacht und war von der Mündung des Flusses bis zum Gebirge mit Batterien geschützt. Die jenseits des Var gelegenen Forts Montalban und Vintimille waren gleich bei der Räumung von Nizza mit französischen Besatzungen versehen worden. Ueber dem Fort Montalban, das im Rücken der Oestreicher auf einer Anhöhe lag, wo es vom französischen Lager aus sichtbar war, erhob sich ein Telegraph, mittelst dessen General Suchet von jeder Bewegung des Feindes Nachricht empfing. Aus den benachbarten Departements hatte man ihm Alles zugeführt, was von Truppen jeder Waffengattung disponibel war, so daß er noch 14,000 Mann zählte, die, geschützt durch gute Verschanzungen, eine schwer zu forcirende Stellung einnahmen.

Als der Erste Consul diese Nachrichten aus Ligurien empfing, richtete er dringende Aufforderungen an Moreau, um ihn zur Eröffnung der Feindseligkeiten zu bewegen. Es war bereits ein Monat verflossen, seitdem Alles zwischen ihnen verabredet war und kein der Regierung zuzuschreibendes Hinderniß stand mehr der Rheinarmee im Wege. Allein Moreau, der von Natur ein wenig langsam war und sich ohne völlige Sicherheit des Erfolgs auf feindlichem Gebiete nicht bloßstellen wollte, verschob mit Unrecht den Beginn der Operationen. In der That war jedes Zögern seinerseits den Feldzug zu beginnen, zugleich eine Verzögerung für das Auftreten der Reservearmee und eine grausame Verlängerung der Noth, die Masséna mit seinen tapfern Truppen erlitt. — Beeilen Sie sich, schrieb man aus Paris an Moreau, beeilen Sie sich, durch Ihre Erfolge den Augenblick zu beschleunigen, wo Masséna erlöst werden kann. Es fehlt diesem General an Lebensmitteln; seit vierzehn Tagen unterhält er mit erschöpften Soldaten einen verzweifelten Kampf. Man wendet sich an Ihren Patriotismus, an Ihr eigenes Interesse; denn wenn Masséna endlich capituliren sollte, würde man Ihnen einen Theil Ihrer Streitkräfte abnehmen müssen, um an die Rhone, den Süddepartements zu Hülfe zu eilen. — Endlich gab man ihm durch den Telegraphen den ausdrücklichen Befehl, über den Rhein zu gehen.

Die Gründe, welche Moreau vom Beginn der Feindseligkeiten abhielten, würden unter weniger dringenden Umständen haltbar gewesen sein. Elsaß war erschöpft; hauptsächlich aber war die Schweiz, in der seit zwei Jahren die Armeen von ganz Europa gehaust hatten, von Hülfsmitteln gänzlich entblößt. Man war dort so weit gebracht, Scharen von Kindern aus armen Cantonen nach reichen Cantonen führen zu müssen, um sie nur ernähren zu können. Durchaus verarmte Familien vertrauten sich so der Wohlthätigkeit andrer Familien an, die noch einige Subsistenzmittel besaßen. Von einem solchen Lande konnte man nichts verlangen und außerdem durfte man es nicht erbittern, denn es war ein Stützpunkt für unsere beiden Armeen. Moreau lebte, wie schon erwähnt wurde, von dem Belagerungsproviant unserer Rheinfestungen. Dennoch war dies nicht der eigentliche Grund seines Zögerns; das hätte ihn im Gegentheil bewegen müssen, sobald wie möglich Unterhalt im Feindesland zu suchen; aber es fehlte seiner Artillerie und seiner Cavallerie an Pferden. Er hatte kein La-

gergeräth, keine Werkzeuge; kaum besaß er die Mittel eine Brücke zu schlagen. In Betracht der Dringlichkeit der Umstände willigte er jedoch ein, auf Alles, was ihm noch fehlte, Verzicht zu leisten, mit dem Vorbehalt, es sich unterwegs zu verschaffen. Seine Armee war so trefflich zusammengesetzt, daß sie, was sie nicht hatte, ersetzen, entbehren oder erobern konnte. Gegen Ende Aprils (Anfangs Floréal) entschloß sich Moreau also, den Feldzug zu eröffnen, den schönsten seines Lebens, einen der denkwürdigsten in den Annalen unserer Geschichte.

Er hatte, wie bereits erzählt worden ist, nahe an 130,000 Mann, eher mehr als weniger, zu seiner Verfügung. Gegen 30,000 Mann lagen als Besatzung in den Festungen Straßburg, Landau, Mainz, in den Brückenköpfen Basel, Breisach, Kehl, Kastel. Von diesen 30,000 bewachten 6 bis 7000 unter General Moncey die Thäler des St. Gotthard und des Simplon, um sie den Oestreichern zu verschließen, falls diese daselbst eindringen wollten. Es verblieben der schlagfertigen Armee also noch 100,000 Mann, die jeden Augenblick in's Feld rücken konnten. Insbesondere war die Infanterie vortrefflich; sie zählte 82,000 Mann, die Artillerie 5000 mit 116 Geschützstücken, die Cavallerie 13,000 Mann. Wie hieraus erhellt, blieben die beiden Waffen Artillerie und Cavallerie weit unter dem gewöhnlichen Verhältniß; ihre Bestandtheile waren aber ausgezeichnet und überdies gestattete die Vorzüglichkeit der Infanterie, sich ohne alle Hülfswaffen zu bewegen.

Moreau theilte seine Armee in vier Corps. Lecourbe befehligte den rechten rechten Flügel, 25,000 Mann stark und vom Bodensee bis Schaffhausen aufgestellt. Ein zweites Corps, Reserve genannt, das fast 30,000 Mann zählte und unmittelbar unter Moreau's Befehle stand, hielt das Gebiet von Basel besetzt. Ein drittes Corps von 25,000 Mann bildete unter dem Befehle Saint-Cyr's das Centrum und war um Alt- und Neubreisach vertheilt. Endlich hielt General Sainte-Suzanne an der Spitze von ungefähr 20,000 Mann, nachdem er von Mainz bis Straßburg hinaufgerückt war, Straßburg und Kehl besetzt und bildete den linken Flügel der Armee.

Schon längst hatte Moreau diese Eintheilung in abgesonderte Corps angenommen; die mit Infanterie, Artillerie und Cavallerie versehen, sich überall, wo sie sich befinden mochten, selbst zu genügen im Stande waren, aber auch, wie die Erfahrung bald zeigen wird,

den Uebelstand hatten, sich gern zu vereinzeln und auf eigene Faust zu handeln, zumal wenn der Oberbefehlshaber seine Autorität nicht kräftig genug geltend machte, um sie unablässig zu gemeinsamer Wirksamkeit anzuhalten. Dieser Uebelstand erhielt noch ein größeres Gewicht durch eine besondere Einrichtung, welche Moreau während dieses Feldzugs traf, indem er selbst über eins dieser Armeecorps, die sogenannte Reserve, unmittelbar den Befehl übernahm. Saint-Cyr, der lange mit Moreau gedient hatte und bei ihm in ziemlich großem Ansehen stand, widersetzte sich heftig dieser Einrichtung *), der er den Vorwurf machte, sie absorbire den Oberbefehlshaber, ziehe ihn zu einer Rolle herab, die ihm nicht gebühre, schade aber hauptsächlich den übrigen Theilen der Armee, die selten eben so gut behandelt würden, wie die unmittelbar unter dem Generalstab stehenden Truppen. Allein diese Einwendungen, deren Richtigkeit sich während dieses Feldzugs mehr als einmal herausstellte, drangen nicht durch. Aus Gefälligkeit für Coterie-Interessen beharrte Moreau bei seinem Beschluß. Da er die Leitung seines Generalstabes bereits dem General Dessoles anvertraut hatte und doch dem General Lahorie, einem von den gefährlichen Freunden, die später zu seinem Verderben beitrugen, eine Stellung geben wollte, so ernannte er ihn zum Unterbefehlshaber der Reserve. Dieser Umstand gab Veranlassung zu einer Spannung zwischen Moreau und Saint-Cyr, die bald zu einem offenen Zwiste wurde.

Feldzeugmeister Kray, der Moreau gegenüberstand, hatte, wie bereits erwähnt, 150,000 Mann, wovon 40,000 in den Rhein- und Donaufestungen und 110,000 bei der Feldarmee sich befanden. Die mit Baiern, Würtembergern, Mainzern vermischte Infanterie war mittelmäßig. Die Cavallerie war prächtig und zählte 26,000 Pferde. Die Artillerie, zahlreich und gut bedient, hatte 300 Geschütze. Der rechte Flügel der Oestreicher unter dem Befehle des Herrn von Sztarray bewachte den Rheinstrom zwischen Mainz und Rastadt und stand mit einem Aufgebot mainzer Bauern unter Anführung des Barons Albini in Berührung. General von Kienmayer verlegte vor der Kinzig den Weg aus Straßburg. Generalmajor Giulay hielt mit einer Brigade das Höllenthal besetzt und beobachtete Altbreisach. Das

*) Man vergleiche in dieser Beziehung die Memoiren des Marschalls Saint-Cyr. Feldzug von 1800.

Gros der östreichischen Armee stand hinter den Engpässen des Schwarzwaldes in Donaueschingen und Villingen, am Vereinigungspunkte der Straßen, die vom Rhein aus zur Donau führen. Auf diesem Punkte waren 40,000 Mann vereinigt. Mit dem Auftrage, die Straße von Basel zu beobachten, hatte Kray unter dem Erzherzog Ferdinand eine starke Avantgarde in den Städten des Schwarzwaldes aufgestellt; eine zahlreiche Arrieregarde hatte er unter dem Prinzen Joseph von Lothringen in Stockach zurückgelassen, um seine in dieser Stadt errichteten Magazine zu decken, die Straßen von Ulm und von München zu beobachten und mit dem Bodensee, wo der Engländer William eine Flottille befehligte, in Verbindung zu bleiben. Endlich hielt der Prinz von Reuß an der Spitze von 30,000 Mann, theils östreichischer Regimenter, theils tyroler Landwehr, von Graubünden bis zum Bodensee, das Rheinthal besetzt. Er galt für den linken Flügel der kaiserlichen Armee. Mitten in diesem rings um sich ausgespannten Netze schmeichelte sich Kray, auch von der kleinsten Bewegung der Franzosen Nachricht zu erhalten.

Moreau's Plan, der, wie oben beschrieben wurde, darin bestand, über die drei Brücken von Straßburg, Breisach und Basel vorzudringen, um dann zurückzuweichen und bis Schaffhausen rheinaufwärts zu marschiren, war unverändert angenommen worden *). Am 25. April setzte Moreau seine Truppen in Bewegung. Er hatte sich persönlich zu Sainte-Suzanne's Corps nach Straßburg begeben, um durch seine Anwesenheit auf diesem Punkte glauben zu machen, seine Absicht gehe dahin, auf geradem Wege von Straßburg aus durch den Schwarzwald vorzudringen. Um seine Bewegungen besser zu verbergen, hatte er noch eine Vorsichtsmaßregel getroffen, nämlich keine vorgängigen Truppenzusammenziehungen stattfinden zu lassen. Die Halbbrigaden rückten von ihrem Standquartiere aus selbst nach dem Punkte, wo sie über den Rhein gehen sollten und vereinigten sich auf diese Weise unterwegs mit dem Corps, dem sie angehörten. Als nun alles

*) In dieser Beziehung scheint Marschall Saint-Cyr in seinen Memoiren in Irrthum. Der Erste Consul hatte den ganzen Plan angenommen. Dieser Umstand wird durch ein im **Mémorial de la Guerre** enthaltenes Schreiben des Generals Dessoles und durch die handschriftliche Correspondenz bewiesen.

so berechnet war, drangen drei gewaltige Colonnenspitzen, innerhalb eines Zwischenraums von dreißig Stunden Weite gleichzeitig auftretend, in ein und demselben Augenblicke über die Brücken von Straßburg, Altbreisach und Basel. Dies geschah am 25. April.

General Sainte-Suzanne, der den linken Flügel befehligte und von Straßburg ausrückte, warf Alles, was ihm entgegenstand, über den Haufen. Hier und da traf er auf einige detaschirte Corps, die keinen großen Widerstand leisteten. Um sich jedoch in keine ernsthaften Gefechte einzulassen, machte er zwischen Renchen und Offenburg Halt, bedrohte so gleichzeitig das Renchen- und das Kinzigthal, suchte aber hauptsächlich die Oestreicher zu dem Glauben zu verleiten, daß er das Kinzigthal entlang durch den Schwarzwald die Donau zu erreichen beabsichtigte. In demselben Augenblicke rückte Saint-Cyr von Altbreisach aus und drang bis Freiburg vor, indem er die feindlichen Detaschements ungestüm vor sich hertrieb, sich aber wie Sainte-Suzanne hütete, nicht allzuweit hineinzugerathen. Vor Freiburg stieß er auf einige Hindernisse. Die Oestreicher hatten auf den die Stadt umgebenden Höhen Verschanzungen angelegt und hinter diese Verschanzungen Bauernhaufen aufgestellt, die unter dem Vorwande, sie müßten ihre Hütten gegen die Verheerungen der Franzosen vertheidigen, aus den schwäbischen Gebirgen ausgehoben worden waren. Dies Alles war unhaltbar. In der Schnelle eines Augenblicks war Freiburg besetzt. Einige von diesen unglücklichen Bauern wurden niedergehauen, die andern ließen sich während des übrigen Feldzugs nicht wieder blicken. Saint-Cyr nahm eine solche Stellung, daß es den Anschein hatte, als wolle er in's Höllenthal vordringen.

An demselben Tage rückte die Reservearmee über die Brücke bei Basel vor, ohne ein Hinderniß zu finden, und schickte die Division Richepanse bis Schliengen und Kandern, um dem Corps von Saint-Cyr, das in zwei Tagen rheinaufwärts rücken sollte, die Hand zu reichen.

Am 26. April (6. Floréal) blieben während des ganzen Tages Sainte-Suzanne vor Straßburg, Saint-Cyr vor Breisach in ihrer Stellung. Die von Basel heranrückende Reserve vervollständigte ihre Aufstellung und erwartete das Heranrücken der beiden Corps, die bis zu gleicher Höhe mit ihr rheinaufwärts rücken sollten. Moreau per-

sönlich verließ Straßburg, um sich in sein Hauptquartier zu begeben, das bei der Reserve war.

Auch der 27. April wurde dazu verwendet, den Feind über den Zielpunkt unsrer Colonnen zu täuschen. Die Oestreicher mußten an eine entschiedene Bewegung gegen die Kinzig und das Höllenthal glauben. Diese beiden Pässe sind in der That für eine Armee, die vom Rhein nach der Donau vorrücken will, der geradeste Weg; denn ihre Eingänge sind nicht zu weit von einander entfernt, laufen in gleicher Richtung fort und treffen am Ende zwischen Donaueschingen und Hüfingen, unweit Schaffhausen, wo das Corps des Generals Lecourbe stand, zusammen. Natürlich vermuthete man, die beiden starken Colonnen, jede von 20 bis 25,000 Mann, die sich am Eingange dieser Pässe zeigten, würden wirklich dort eindringen, um Lecourbe die Hand zu reichen. In der Absicht, sie besser zu überwachen, entsandte daher Kray zwölf Escadrons und neun Bataillons aus Villingen, die er dem General Kienmayer als Verstärkung zuschickte. Um in Villingen die Truppen, die er von dort abgesandt hatte, zu ersetzen, war er genöthigt, Stockach zu schwächen.

Während nun Kray in die Schlinge ging, wurde in der Nacht vom 27. April und am 28. April die Richtung der französischen Colonnen plötzlich geändert. Sainte-Suzanne zog sich auf Straßburg zurück, ging mit seinem ganzen Corps wieder über den Rhein und rückte auf dem linken Ufer stromaufwärts, damit er nicht auf feindlichem Gebiete eine zu lange Flankenbewegung zu machen brauche. Bei Neubreisach angelangt, ging er wieder auf's rechte Ufer und nahm Saint-Cyr's Stellung vor Freiburg ein, als wolle er in's Höllenthal vordringen. Saint-Cyr dagegen machte rechtsum und rückte, ohne jedoch das deutsche Ufer zu verlassen, mit seiner Artillerie, seiner Cavallerie und seinem Gepäck den Rhein entlang, und während so das Schwere auf ebenem Boden befördert wurde, marschirte ein großer Theil seiner Infanterie am Abhange des Gebirgs über Sanct-Hubert, Neuhof, Todnau und Sanct-Blasien. Durch diese Anordnung hatte Moreau die Ufer des Rheins von Ueberfüllung freihalten, die mit östreichischen Detaschements bedeckten Höhen des Schwarzwaldes untersuchen, und die Flüsse, welche von jenen Höhen herab in den Rhein fallen, durch die Städte des Schwarzwaldes hindurch, näher an ihre Quelle überschreiten wollen. Diese Flüsse sind die

Wiesen, die Alb und die Wuttach. Zum Unglück hatte man Straßen vorausgesetzt, die nicht vorhanden waren; Saint-Cyr war dadurch genöthigt, furchtbare Landstrecken zu passiren, hatte stets den Feind auf seinen Versen und war ohne Artillerie. Dies hielt ihn jedoch nicht allzulange auf und machte es ihm auch nicht unmöglich, am festgesetzten Tage zu Sanct-Blasien an der Alb einzutreffen.

Gleichzeitig rückte Moreau mit der Reserve rheinaufwärts, wobei er wie Saint-Cyr auf dem deutschen Ufer blieb. Als Richepanse, der die Avantgarde befehligte, die Artillerie und Cavallerie Saint-Cyr's, die, wie gesagt worden, am Rhein entlang kamen, heranrücken sah, machte er sich nach Sanct-Blasien auf, um sich mit der Infanterie desselben Corps im Gebirge in Verbindung zu setzen. Die Generale Delmas und Leclerc, welche die beiden andern Divisionen der Reserve befehligten, wurden gegen Söfingen und dann an die Alb vor die Brücke von Albrück gesandt. Diese Brücke war durch Verschanzungen gedeckt. Generaladjutant Cohorn rückte an der Spitze eines Bataillons von der 14. leichten, zweier Bataillone von der 50. Linienhalbbrigade und des 4. Husarenregiments in Colonnen gegen die Verschanzungen an und nahm sie. Dann sprang er einem Grenadier auf die Schultern, ging so über die Alp und ließ dem Feinde keine Zeit, die Brücke abzutragen. Er nahm Geschütz und machte Gefangene.

Am 29. April (9. Floréal) war das Centrum unter Saint-Cyr und die Reserve unter Moreau von der Abtei Sanct-Blasien bis zur Mündung der Alb in den Rhein längs der Alb aufgestellt; Sainte-Suzanne traf auf dem linken Ufer bei Neubreisach ein; auf unserem äußersten rechten Flügel zog Lecourbe sein Corps zwischen Diessenhofen und Schaffhausen zusammen und setzte sich in Bereitschaft, den Uebergang zu bewerkstelligen, sobald Saint-Cyr und Moreau bis zu gleicher Höhe mit ihm am Rhein heraufgekommen wären. Am 30. April ging Sainte-Suzanne über den Rhein und zeigte sich am Eingange des Höllenthals. Saint-Cyr blieb in der Umgegend von Sanct-Blasien und Moreau rückte bis an die Wuttach vor. Endlich am 1. Mai (11. Floréal) that die Armee den letzten, den entscheidensten Schritt, der auch glücklich gelang. Kray begann seinen Irrthum einzusehen und die zu tief in die Pässe des Schwarzwaldes hineingerückten Truppentheile zu sich zurückzurufen. Sainte-Suzanne, angewiesen, durch

das Höllenthal zu gehen, das gerade auf die Stellung zuführt, welche die französische Armee, wenn sie ihre Bewegung vollendet hatte, einnehmen sollte, fand die Truppen Kienmayer's auf dem Rückzuge und folgte ihnen auf dem Fuße. Saint-Cyr blieb fortwährend dem Corps des Erzherzogs Ferdinand zur Seite und drängte es von Bettmaringen bis Stühlingen an der Wuttach, wo er am Abend anlangte. Ohne auf besondern Widerstand zu stoßen, überschritten Moreau's Truppen die Wuttach, setzten die Brücke, der kaum einiges Gebälk fehlte, wieder in Stand und suchten auf dem rechten Flügel mit Schaffhausen, wo sich Lecourbe befand, und auf dem linken Flügel mit Stühlingen, wo sich Saint-Cyr befand, in Verbindung zu treten. Diesen Augenblick sollte Lecourbe, der bei Schaffhausen sich aufgestellt hatte, zum Uebergang über den Rhein benutzen. Frühmorgens am 1. Mai wurden auf den Höhen am linken Stromufer 34 Stück Geschütze aufgepflanzt, um durch ihr Feuer die Umgegend des Dorfes Reichlingen frei zu halten. Fünfundzwanzig Fahrzeuge brachten den General Molitor mit zwei Bataillonen nach dem rechten Ufer, wo er das Schlagen einer längst auf der Aar vorbereiteten Brücke decken sollte. In anderthalb Stunden war diese Brücke geschlagen. General Vandamme ging mit einem großen Theile von Lecourbe's Truppen darüber und besetzte augenblicklich die Straßen, die nach Engen und Stockach führen, zwei wichtige Punkte in der Aufstellung des Feindes. Er nahm das Städtchen Stein und das für uneinnehmbar geltende Fort Hohentwiel ein, das reichlich mit Lebensmitteln und Artillerie versehen war. Die Brigade Goulu, die gleichzeitig auf Paradies anrückte, traf beim Dorfe Busingen auf einen heftigen Widerstand, den sie bald bewältigte. Endlich rückte Abends die Division Lorges in Schaffhausen ein und vereinigte Moreau's Truppen.

So war am Abend des 1. Mai die ganze Armee jenseits des Rheins. Die drei Hauptcorps von Saint-Cyr, Moreau, Lecourbe, eine Masse von 75 bis 80,000 Mann, standen in einer Linie, die sich über Bondorf, Stühlingen, Schaffhausen, Radolfszell bis zur Spitze des Bodensee's erstreckte. Sie waren bereit, gegen Engen und Stockach anzurücken und bedrohten gleichzeitig die Rückzugslinie wie die Magazine des Feindes. Sainte-Suzanne folgte mit dem linken Flügel, 0,000 Mann stark, den Oestreichern in den Paß des Höllenthals und wartete mit dem Hinausrücken an die Oberdonau und dem Anschluß an

das Gros der französischen Armee, bis diese den Paß durch ihr Vordringen frei gemacht habe.

Diese Bewegung war also in sechs Tagen und auf's Glücklichste ausgeführt worden. Moreau hatte über die Brücken von Straßburg, Breisach und Basel drei Colonnenspitzen gezeigt und dadurch die Aufmerksamkeit des Feindes auf diese drei Ausgänge hingelenkt; dann war er plötzlich zurückgewichen, und mit zwei Corps auf dem deutschen, mit einem Corps auf dem französischen Ufer rechts ab den Rhein entlang marschirt und bis zur Höhe von Schaffhausen hinaufgerückt, wo er den Uebergang Lecourbe's deckte. Man hatte 1500 Gefangene gemacht, 6 Feldgeschütze mit ihrer Bespannung, 40 Stück schwere Geschütze im Fort Hohentwiel und einige Magazine erbeutet. Allerwärts hatten die Truppen eine Festigkeit, eine Entschlossenheit gezeigt, wie sie nur von alten Truppen, voll Vertranen auf sich selbst und ihre Führer, zu erwarten war.

Alle an diesem Plane gemachten Ausstellungen zerfallen natürlich vor diesem Erfolge. Unmöglich konnte man verwickeltere Bewegungen glücklicher gelingen, den Feind leichtgläubiger auf sie eingehen, die Führer der Truppen pünktlicher dazu mitwirken sehen. Indessen bot dieser Plan des vorsichtigen Moreau mindestens eben so viele Gefahren dar, wie der als zu verwegen verworfene Plan des Ersten Consuls; denn Saint-Cyr und Moreau hatten mehrere Tage hintereinander auf einem Marsch den Rhein entlang, zwischen dem Gebirge und dem Flusse eingeschlossen, ihre Flanken preisgegeben; Saint-Cyr war einen Augenblick von seiner Artillerie abgeschnitten gewesen und zuletzt marschirte Sainte-Suzanne allein im Höllenthal. Wäre der Feldzeugmeister Kray plötzlich auf den Einfall gekommen, über Saint-Cyr, Moreau oder Sainte-Suzanne herzufallen, so hätte er die Wahrscheinlichkeit gehabt, ein detaschirtes Corps zu vernichten, was eine rückgängige Bewegung der ganzen französischen Armee zur Folge haben konnte. Moreau hatte aber zwei Vortheile für sich: erstlich ergriff er die Offensive, was den Feind immer etwas aus der Fassung bringt, zweitens hatte er ausgezeichnete Truppen, die durch ihre Unerschütterlichkeit jeden unvorhergesehenen Unfall auszugleichen im Stande waren, ja die sogar, wie wir bald sehen werden, mehr als einen Fehler des Oberbefehlshabers durch ihre Tapferkeit im Kampfe wieder ausglichen.

Der Augenblick nahte heran, wo die beiden Armeen, nachdem sie,

die eine, um über den Rhein zu gehen, die andere, um dies zu verhindern, manövrirt hatten, endlich jenseits des Stromes zusammentreffen mußten. Am 2. Mai (12. Floréal) bereitete sich Moreau auf dieses Zusammentreffen vor, hielt es aber nicht für so nahe bevorstehend, als es wirklich war, und nahm deßhalb weder rasch noch vollständig genug Maßregeln zur Concentrirung. So entschloß er sich, Lecourbe mit seinen 25,000 Mann gegen Stockach abzuschicken, wo sich sowohl die Arrièregarde der Oestreicher, als ihre Magazine und ihre Verbindungen mit dem Vorarlberge und dem Fürsten von Reuß befanden. Das war eine genaue Ausführung des mit dem Ersten Consul verabredeten Plans, denn, von Stockach abgeschnitten, war Kray vom Bodensee und folglich von den Alpen getrennt. Moreau befahl also Lecourbe, am 3. Mai (13. Floréal) in der Frühe aufzubrechen, um Stockach dem Prinzen von Lothringen-Vaudemont zu entreißen, der diesen wichtigen Punkt mit 12,000 Mann bewachte. Moreau selbst rückte mit der ganzen Reserve gegen Engen vor, ohne Lecourbe aus den Augen zu verlieren und stets bereit, sobald es nöthig wäre, zu seiner Hülfe herbeizueilen. Saint-Cyr schärfte er ein, vorwärts zu rücken und sich in einer ausgedehnten Stellung, von Bettmaringen und Bondorf bis Engen, zu halten, so daß er einerseits mit ihm in Verbindung bleiben, andrerseits Sainte-Suzanne, der bald aus dem Höllenthale herauskommen müsse, die Hand reichen könne.

Moreau marschirte also in Schlachtordnung mit dem Rücken am Rheine, dem rechten Flügel am Bodensee, dem linken an den Ausgängen des Schwarzwaldes; seine Front erstreckte sich 15 Stunden entlang und lief genau parallel mit der Rückzugslinie, welche die Oestreicher einschlagen mußten, falls sie sich von Donaueschingen auf Stockach zurückzögen, wohin sie durch viele Interessen gerufen wurden. Es war dies eine sehr ausgedehnte Stellung, zumal so nahe, am Feinde, die, einem thätigen und entschlossenen Gegner gegenüber, die französische Armee gefährlichen Folgen ausgesetzt haben würde. Zum Glück für uns war Kray's Armee noch weniger concentrirt als die Moreau's. Kray, dessen Stellung sich anfänglich mehr als die unsrige zu einer schnellen Concentrirung eignete, weil er von Constanz bis Straßburg die Basis eines Dreiecks einnahm, von dem wir die beiden Seitenlinien besetzt hielten, — Kray befand sich jetzt, durch unsere Bewegung überrascht und mit den bereits zu drei Vierteln vereinigten und sämmt-

lich über den Fluß gelangten Franzosen auf seiner linken Flanke, in einer schwierigen Lage. Er hatte den östreichischen Detaschements, die sich in der Nähe des Rheins befanden, Eilbefehle ertheilt, um sie durch den Schwarzwald an die Ober-Donau zurückzubringen; aber nur ein schneller und wohlberechneter Entschluß konnte ihn der Gefahr entreißen. Um diese Lage wohl zu begreifen, muß man den Schauplatz dieser verwickelten Operationen genau in's Auge fassen.

Der gebirgige und waldige Landstrich, der unter dem Namen des Schwarzwaldes bekannt ist, welchen der Rhein umströmt, ohne hindurchzudringen, und von dem er nordwärts wegfließt, dieser Landstrich erzeugt in Gestalt einer einfachen Quelle einen Strom, der sehr unbedeutend bei seinem Entstehen und doch einer der Hauptströme der Welt zu werden bestimmt ist, die Donau. Sie strömt östlich, wohin sie, sich jedoch ein wenig nordwärts neigend, ihren Lauf nimmt, und zu dieser Richtung durch den vorspringenden Fuß der Alpen, an dem sie bis Wien entlang fließt, gezwungen wird. Auf ihrem Laufe empfängt sie alle von dieser langen Gebirgskette herabstürzenden Gewässer, was auch der Grund ist, weshalb sie nach einem so unbedeutenden Ursprunge plötzlich so groß wird.

Die östreichischen Generale, die das Donauthal, den gewöhnlichen Weg nach ihrem Vaterlande, vertheidigen, können zwei Pläne verfolgen. Ist es den Franzosen gelungen, durch die Schweiz und den Schwarzwald einzudringen, so können sie entweder am Fuße der Alpen entlang rücken, ihren linken Flügel an's Gebirg, ihren rechten an die Donau lehnen und alle Flüsse, die sich in diese ergießen, wie die Iller, den Lech, die Isar, den Inn, der Reihe nach vertheidigen; oder auch die Alpen aufgeben, sich an beiden Ufern der Donau aufstellen, deren Lauf nachfolgen und bei den wichtigen Stellungen, die sie darbietet, wie z. B. Ulm, Regensburg ꝛc. stehen bleiben, stets bereit sich entweder durch das nach und nach breiter gewordene Flußbett decken zu lassen, oder über den unvorsichtigen Gegner, sobald dieser eine falsche Bewegung ausführt, herzufallen. Dieses letztere Verfahren haben sie fast immer vorgezogen.

Kray konnte den einen oder den andern Plan wählen: sich an die Alpen lehnen oder an der Donau manövriren. Hätte er sich an die Alpen gelehnt, so würde er, ohne es zu wissen, den Plan des Ersten Consuls durchkreuzt haben, da dieser, um im Rücken des Barons

von Melas mit Sicherheit von dem hohen Gebirge herabsteigen zu können, die kaiserliche Armee in Schwaben von der Schweiz und von Tyrol zu entfernen wünschte; er würde jedoch dabei seinen rechten Flügel, der sehr weit voraus an den Ufern des Rheins beschäftigt war, aufgeopfert haben, ohne zu wissen, was daraus entstände. Verfolgte er im Gegentheil den Plan, auf beiden Ufern der Donau zu manövriren, so zog er ohne allen Zweifel seinen rechten Flügel wieder an sich, trennte sich aber von seinem linken Flügel, den der Fürst von Reuß befehligte, jedoch ohne diesen aufzuopfern, denn er fand einen Zufluchtsort und eine Verwendung seiner Kräfte in Tyrol. Zwar entsprach er, freilich ohne es zu wissen, den Absichten des Ersten Consuls, indem er sich von den Alpen entfernte, allein dieses Uebel war nicht so groß, da es ihm wahrscheinlich, selbst wenn er sich an dieselben gelehnt hätte, nicht in den Sinn gekommen wäre, sich zur Unterstützung des Barons Melas in die Lombardei zu werfen. Der Plan, sich an der Oberdonau zu concentriren, bot also die wenigsten Uebelstände dar und stimmte am besten mit dem gewöhnlichen Verfahren der kaiserlichen Armeen überein. Sollte er aber gelingen, so mußte dieser Entschluß rasch und bestimmt gefaßt werden. Zu seinem Unglück hatte Kray in Stockach, nahe am Bodensee, unermeßliche Magazine nebst einer starken Arrièregarde unter dem Befehle des Prinzen von Lothringen-Vaudemont. Er mußte also sofort seine Arrièregarde aus Stockach nach der obern Donau zurückziehen und mit Aufopferung seiner Magazine, für deren Fortschaffung man in keinem Falle Zeit haben konnte, selbst dorthin rücken. Das that er aber nicht; sondern schob, obschon er später an der Donau zu operiren beabsichtigte, Herrn von Nauendorf mit dem Centrum der östreichischen Armee nach Engen vor, um Stockach zu Hülfe zu kommen. Dem Erzherzog Ferdinand, der sich im Schwarzwalde befand, befahl er, sich nach dem nämlichen Punkt zu begeben, seinem rechten Flügel aber, unter der Anführung von Sztarray und Kienmayer eiligst den Rhein zu verlassen und sich wieder ihm anzuschließen.

Es ist ein großer Uebelstand, der mit den starken Proviantmagazinen, die bei den Deutschen gebräuchlich sind, verbunden ist, daß die Bewegungen einer Armee oft nach ihnen eingerichtet werden müssen. Die Franzosen behelfen sich ohne Magazine, zerstreuen sich Abends auf dem Lande und nähren sich dort, ohne daß die Kriegszucht dar-

unter zu merklich leidet. Sie sind betriebsam, erfinderisch, und verstehen es, auf's Marodiren auszugehen und doch zur rechten Zeit wieder unter der Fahne zu sein. Die deutschen Soldaten sind selten einer solchen Versuchung ausgesetzt, ohne auseinander zu laufen und sich aufzulösen. Es bietet jedoch der Besitz von Magazinen den einen Vortheil, daß das Land, welches man besetzt hält, nicht zu schwer bedrückt und gegen die Armee, die es überzogen hat, zu sehr erbittert wird.

Indem Moreau mit seinem rechten Flügel gegen Stockach, mit seiner Reserve gegen Engen anrückte, während Saint-Cyr's Corps sich ausdehnte, um Sainte-Suzanne die Hand zu bieten, mußte er also bei Stockach auf Kray's Arrièregarde, bei Engen auf das Centrum desselben treffen und den Truppen des Erzherzogs Ferdinand, die zur Wiedervereinigung mit dem Gros der östreichischen Armee unterwegs waren, zur Seite marschiren. Aus diesem Zusammentreffen mußte sich eine unerwartete Schlacht ergeben, wie es oft im Kriege vorkommt, wenn die Ereignisse nicht durch überlegene Männer bestimmt werden, die sie vorherzusehen und zu leiten vermögen.

Lecourbe war vom frühen Morgen des 3. Mai an gegen Stockach in Marsch, warf die Division Lorges links zur Verbindung mit Moreau, sandte die Division Montrichard mit der Reservecavallerie Nansouty geradeaus auf der großen Straße von Schaffhausen nach Stockach, und stellte endlich die Division Vandamme rechts zwischen Stockach und den Bodensee auf. Letztere war in zwei Brigaden getheilt. Die eine, unter General Leval, welche so manövrirte, daß sie über Bodmann und Sernatingen Stockach vom Bodensee abschnitt, fand keinen Widerstand, denn der Fürst von Reuß, der sich dort hätte zeigen können, gab sich keine Mühe, mit seinem Oberbefehlshaber in Verbindung zu bleiben; die andere, unter General Molitor, wurde von Vandamme persönlich geleitet und ging auf einem Querwege hinter Stockach, während Nansouty und Montrichard auf der Hauptstraße von Schaffhausen geradeswegs dagegen anrückten. Man bemerkte im Walddickicht Infanterie, die sich zurückzog, auf dem freien Felde plänkelnde Cavallerie, die ebenfalls zurückwich. Endlich langte man an den Stellungen an, die die Oestreicher vertheidigen zu wollen schienen. Montrichard fand sie in Schlachtordnung hinter dem Dorfe Steißlingen, von einem starken Cavalleriecorps gedeckt. Die französische Infanterie ging in zwei Colonnen durch dieses Dorf, entfaltete sich rechts und links

und bedrohte die feindlichen Flanken. In demselben Augenblick brach die Cavallerie-Division Montrichard, von der ganzen Reserve Nansouty's unterstützt, aus Steißlingen, machte einen heftigen Angriff und warf die Kaiserlichen, die nach Nenzingen zurückwichen. Dies war die zweite und wichtigste Stellung zur Deckung Stockachs. Sie stützte sich auf die Stellung bei Wahlwies, welche Vandamme in demselben Augenblicke mit der Division Molitor bedrohte. Man bemerkte eine zahlreiche Infanterie, rechts und links an den Wald gelehnt und von Geschütz gedeckt, das Dorf Nenzingen am Ausgange sperren. Es bedurfte großer Anstrengung, um sie zu vertreiben. Montrichard ließ sie eine Anhöhe, der Nellenberg genannt, umgehen, während Vandamme, nach Ueberwältigung von Wahlwies, im Rücken von Nenzingen hervorbrach. Die Stellung wurde genommen, und das ganze Corps Lecourbe's rückte nun wieder vereinigt in Masse gegen Stockach, das in seine Hände gerieth. Noch einmal wollten die Oestreicher jenseits Stockach Halt machen, um uns die Spitze zu bieten. Sie zeigten 4000 Mann Infanterie in Schlachtordnung, welche ihre ganze Cavallerie deckte. Nansouty's Regimenter griffen diese Cavallerie an und warfen sie in Unordnung auf die Infanterie, die jetzt nur noch an's Ergeben dachte. Lecourbe machte 4000 Gefangene, nahm 8 Kanonen, 500 Pferde und die bedeutenden Magazine von Stockach. Es konnte nicht anders kommen. Lecourbe mit seinen Truppen, die sich gegen einen ihnen an Zahl weit überlegenen Feind zu schlagen vermocht hätten, hatte außerdem fast doppelt so viel Leute als der Prinz von Lothringen, obgleich er die Division Lorges entsandt hatte, um mit Moreau in Verbindung zu bleiben. Seine Aufgabe war bald gelöst, und wenn die Gesammtheit der Operationen unter einer kräftigen Oberleitung vollführt worden wäre, so hätte er, wie wir gleich sehen werden, anderswo verwendet werden können und sollen.

Die Division Lorges, welche zur Verbindung zwischen Lecourbe und Moreau dienen sollte, war in zwei Brigaden getheilt. Die Brigade Goulu war zur Säuberung des Raums zwischen Stockach und Engen gegen Aach vorgerückt, hatte keinen Feind gefunden und sich nach Stockach gewendet, wo sie keinen Nutzen brachte. General Lorges hatte sich mit dem Ueberreste seiner Division an die Truppen Moreau's angeschlossen, und begleitete sie nach Engen.

Seit Tagesanbruch war Moreau mit dem ganzen sogenannten

Reservecorps gegen Engen in Marsch. Gleichzeitig kam Kray durch diesen Flecken, um sich zur Rettung seiner Magazine nach Stockach zu begeben. Bald bemerkte er aus der Anzahl der Truppen, die sich vor ihm entfalteten, daß statt einer Recognoscirung ein Treffen stattfinden werde und machte auf der Stelle Halt, um die Schlacht im Vertrauen auf die Masse von 40,000 Mann, die ihm zur Hand waren, und auf die Stärke der Stellungen, wohin ihn eben der Zufall geführt hatte, anzunehmen. Wenn man bei Schaffhausen das Flußgebiet des Rheins verläßt und in das der Donau übergeht, so findet man in der wirren, durcheinanderlaufenden Gegend, wo die Wasserscheiden schwankend sind, ein kleines Thal, das Thal der Aach, welche die Gewässer, die weder in den Rhein noch in die Donau fließen, dem Bodensee zuführt. In diesem Thale befindet sich der Flecken Engen. Um nach Engen hinabzugelangen, muß man eine Reihe waldiger Höhen übersteigen, die ziemlich unzugänglich sind. Die Oestreicher hielten diese Höhen mit ihrer Infanterie besetzt; auf der Ebene von Engen hatten sie ihre Cavallerie aufgestellt. Zunächst mußte ihnen Moreau diese Höhen abnehmen und dann in die Ebene hinabsteigen, um hier die kaiserliche Cavallerie über den Haufen zu werfen. Er marschirte selbst an der Spitze der Divisionen Delmas und Bastoul und der Hälfte von der Division Lorges. Links auf dem Wege nach Blumenfeld hatte er die Division Richepanse abgeschickt. Diese sollte durch eine Reihe kleiner Thäler dringen und auf minder vertheidigten Zugängen die Stellungen der Feinde umgehen; gelänge es, so sollten sie alle zusammen in Masse nach Engen hinabdringen.

Lorges, der den Truppen der Reserve etwas voraus war, fand das Gros des Feindes bei Watterdingen und wartete, bevor er angriff, auf die bald eintreffende Division Delmas. Nun erfolgte ein gemeinschaftlicher Angriff, der die Oestreicher aus ihrer Stellung vertrieb. So weit gekommen, hatten sie noch die Anhöhen um Engen herum zu ersteigen, und zu diesem Behufe mußten sie über ziemlich steile Bergflächen hinweg, die rechts von einer „der Maulberg" benannten Stellung, links von einem sehr hohen Berge, der unter dem Namen der Spitze von Hohenhöwen bekannt ist, beherrscht wurden. Lorges erhielt den Auftrag, den Maulberg anzugreifen. Nach einer schwachen Kanonade marschirte er vorwärts. Der Feind wich. Jetzt wandte Delmas sich linkwärts und rückte auf ein Gehölz zu, das die Spitze

von Hohenhöwen umgab und von acht Bataillonen feindlicher Infanterie besetzt war. Zwei Bataillone der 46. Halbbrigade drangen, ohne zu feuern, in dieses Gehölz ein, während der General Grandjean und der Adjutant Cohorn es mit einem Detaschement umgingen. Kaum hatten die beiden Bataillone der 46. Halbbrigade eine Salve erhalten, so fielen sie auch mit gefälltem Bajonnet über den Feind her. Als die acht östreichischen Bataillone sich so unerschrocken auf der Front angegriffen und in der rechten Flanke umgangen sahen, verließen sie das Gehölz. Nachdem unsere Truppen so die Hauptstellungen, welche die Zugänge zu dem Thale von Engen vertheidigten, eingenommen hatten, brauchten sie nur noch in dieses von einem großen Bache durchströmte Thal hinabzusteigen. Der Feind hatte sich nach der Spitze von Hohenhöwen zurückgezogen, seine Artillerie und Infanterie auf die Abdachungen vertheilt und in der Ebene von Engen 12,000 Mann Cavallerie in Schlachtordnung aufgestellt. Moreau wollte zunächst die Spitze von Hohenhöwen nehmen und gab sofort der Division Delmas Befehl zum Angriff. Beim Ausrücken aus dem Gehölz, das sie eingenommen, war diese Division einem mörderischen Feuer ausgesetzt. Sie hielt es tapfer aus. General Jocopin stellte sich an die Spitze der Infanterie, erklimmte die Abhänge des Berges und bekam einen Schuß durch den Schenkel. General Grandjean aber umging die Stellung; Generaladjutant Cohorn, den wir schon auf den Schultern eines Grenadiers über die Alb setzen sahen, drang mit einem Corps bis zum Gipfel vor und vertrieb die Oestreicher. Jetzt waren sämmtliche Anhöhen, welche die Ebene von Engen beherrschten, in der Gewalt unsrer Truppen und diese konnten sich dort ohne Schwierigkeit entfalten. Der Feind zog sich nach der andern Seite der Ebene, über den Bach, von dem sie durchflossen wird, bis an den Fuß einer Hügelkette zurück, die ihren entgegengesetzten Grenzrand bildet. Vor sich hatte er seine zahlreiche Cavallerie mit dem größten Theile seiner Artillerie, hinter sich in der Vertiefung eines Thals, an dessen Eingang das Dörfchen Ehingen liegt, eine starke Reserve von Grenadieren aufgestellt. Diese Masse von Streitkräften mußte über den Haufen geworfen werden, um die Schlacht zu unserm Gunsten zu beendigen.

Inzwischen hörte man an der andern Seite der Spitze von Hohenhöwen und noch viel weiter hinaus längs dem Gürtel von waldigen Höhen, die Engen umgeben, ein sehr lebhaftes Feuer. Dort war die

Division Richepanse mit den Truppen im Kampfe, mit denen Kray diesen Theil des Schlachtfeldes besetzt hielt. General Richepanse war genöthigt gewesen, seine Division in zwei Brigaden zu theilen, um im Thalgrunde selbst, in dem er kämpfte, zwei Stellungen wegzunehmen, die von Leipferdingen und die von Watterdingen. Er bestand daselbst ein hartnäckiges, hin- und herschwankendes Gefecht, als zum großen Glück für ihn die ersten Truppen des Corps von Saint-Cyr sich zu zeigen begannen. Diese Truppen trafen in Folge eines Mangels an Zusammenhang in den Dispositionen Moreau's sehr spät ein. Saint-Cyr hatte mit einer seiner Divisionen Sainte-Suzanne die Hand reichen müssen; er war auf Ney, der durch Mangel an Lebensmitteln zurückgehalten wurde, ja selbst auf seine Artillerie die seit dem Rheinübergang noch immer zurückgeblieben war, zu warten genöthigt worden, außerdem hatte er fortwährend den Prinz Ferdinand auf seinen Fersen gehabt, und da er nur eine Division gegen drei entgegenzustellen vermochte, sah er sich zu einem behutsamen und vorsichtigen Marsch gezwungen. Endlich traf er zur Unterstützung Richepanse's ein, als eben Kray einen letzten kräftigen Angriff gegen diesen versuchte, um ihn am Hineindringen nach Engen zu verhindern.

Moreau schloß aus der Lebhaftigkeit des Feuerns auf Richepanse's Gefahr, wollte die Oestreicher nach dem linken Flügel hinziehen und glaubte zu diesem Zwecke das Dörfchen Ehingen angreifen zu müssen, welches an der andern Seite der Ebene ihrer Stellung zum Stützpunkte diente. Wie bereits erwähnt wurde, hatte der Feind daselbst am Fuße einer Hügelkette seine Artillerie, seine Cavallerie und in einem Thale, dessen Eingang das Dorf Ehingen bildet, eine Grenadierreserve aufgestellt. General Bontemps drang mit der 67. Halbbrigade, zwei Bataillonen des 10. leichten und zwei Escadronen des 5. Husarenregiments dorthin. General von Hautpoul folgte ihm mit der Cavalleriereserve. Diese Truppen marschirten unter dem Feuer einer Batterie von 12 Stück Geschütz in Colonnen über die Ebene, griffen muthvoll das Dorf Ehingen an und nahmen es. Plötzlich aber brachen die acht Grenadierbataillone der Reserve hervor. Die östreichische Cavallerie unterstützte durch einen heftigen Angriff diese acht Bataillone und bei dem unerwarteten Sturme derselben waren unsere Soldaten genöthigt, das Dorf wieder zu räumen. Die Cavallerie des Generals Hautpoul wurde durch die große Masse der kaiserlichen Caval-

lerie zurückgetrieben. Der brave General Bontemps erhielt in diesem Gewirr eine schwere Verwundung. Gleichzeitig verdoppelte sich das Feuern auf unserer Linken jenseits der Spitze von Hohenhöwen, was die Gefahr, in welcher Richepanse schwebte, bewies, der durchaus den Höhengürtel forciren wollte, ohne es bis jetzt durchsetzen zu können.

Moreau, der in schwierigen Augenblicken die Seelenstärke eines wahren Kriegshelden besaß, würdigt sogleich die Bedeutsamkeit seiner Lage und entschließt sich zu einem nachdrücklichen Schritt, um das Schlachtfeld behaupten zu können. Er läßt die Ueberreste der Division Bastoul vorrücken, nimmt selbst einige Grenadiercompagnien, die ihm gerade zur Hand sind, feuert sie an, führt sie vorwärts, wirft Alles, was ihm in den Weg kommt, zurück und bringt unsere Truppen wieder siegreich nach Ehingen. Während er das Glück auf diesem Punkt fesselt, verrichtet Richepanse seinerseits Wunder der Tapferkeit. Saint-Cyr, wieder mit Ney vereinigt und gänzlich vom Erzherzog Ferdinand freigemacht, läßt die Brigade des Generals Roussel vorrücken. Diese wetteifert an Muth mit den schon so lange in Feuer stehenden Truppen von Richepanse und hilft ihnen die so lebhaft streitig gemachten Anhöhen erobern. Das Gefecht entscheidet sich also auf allen Seiten zu unsern Gunsten, jedoch um den Preis großer Anstrengungen und vielen Blutvergießens. Die 4. Halbbrigade hatte bei diesem Kampfe allein 5 bis 600 Mann verloren.

Die Nacht begann einzubrechen und der Eifer der Franzosen verdoppelte sich, während die Oestreicher auf die Nachricht von der Vernichtung des Prinzen von Lothringen-Vaudemont bei Stockach entmuthigt zu werden anfingen. In der Besorgniß, von Stockach her umgangen zu werden, gab Kray Befehl zum Rückzuge. Er beeilte sich über Tuttlingen und Liptingen wieder an die Donau zu gelangen.

Die Verluste der französischen Armee bei dieser Reihe hartnäckiger Gefechte waren ziemlich beträchtlich. Sie zählte 2000 Mann kampfunfähig, theils getödtet, theils verwundet, die östreichische Armee jedoch 3000, außer 4 bis 5000 Gefangenen, die in unsern Händen blieben. Die französischen Soldaten hatten die Mängel des Plans im Allgemeinen durch ihre seltene Tapferkeit wieder gut gemacht. Dieser Plan ließ in der That viel zu wünschen übrig und man kann jetzt seine schwachen Seiten wohl beurtheilen. Zunächst ist aus den Erfolgen selbst leicht abzunehmen, wie nachtheilig es war, den Rhein an

verschiedenen Punkten überschritten zu haben. In Folge dieses Verfahrens hatte man nur drei Corps bereit gehabt, vereint vorzurücken, und das dritte, Saint-Cyr's Corps, war noch dazu durch die Nothwendigkeit, dem zurückgebliebenen vierten die Hand zu reichen, gelähmt worden. Ueberdies war diesem System des Uebergangs an verschiedenen Punkten die Verspätung von Saint-Cyr's Artillerie zuzuschreiben, was nicht wenig dazu beigetragen hatte, die Richepanse geleistete Hülfe zu verzögern. Was die Schlacht selbst betrifft, so war Moreau mit 25,000 Mann bei Engen gegen 40,000 zu kämpfen genöthigt, während Lecourbe mit 20,000 Mann bei Stockach nur 12,000 Mann zu bekämpfen hatte, und Saint-Cyr fast ganz unbeschäftigt oder auf die Rolle eines einfachen Beobachters beschränkt war. Auf die Beschuldigung, zu spät eingetroffen zu sein, betheuerte Letzterer, während dieses ganzen Tages sei auch nicht ein einziger Adjutant aus dem Hauptquartiere bei ihm gewesen. Niemals oder höchst selten wird man so Etwas auf Schlachtfeldern bemerken, wo der Erste Consul befehligte. Es gehört noch immer ein General von großen Verdiensten dazu, um so zu verfahren, wie Moreau es that. Sobald er einmal die Gefahr vor sich sah, handelte er mit der Ruhe, der Kraft, die ihn nie verließen und, von der Tapferkeit der Truppen unterstützt, trug er am Ende den Sieg davon und erlangte ein entschiedenes Uebergewicht über den Feind.

Er ließ seine Armee auf dem Schlachtfelde bivouakiren. Hätte er am nächsten Morgen Kray lebhaft auf der Straße von Stockach nach der Donau zugesetzt, so würde er ihn wahrscheinlich in Unordnung hineingeworfen haben. Allein Moreau besaß nicht genug feurigen Ungestüm des Charakters und schonte seine Truppen zu sehr, um derartige schnelle Bewegungen auszuführen, die allerdings die Leute für den Augenblick anstrengen, in der That aber durch Beschleunigung der Ergebnisse ihnen Blut und Kräfte ersparen. Der Tag des 4. Mai (14. Floréal) wurde dazu verwendet, die Stellungen der Armeen zu verbessern und langsam nach der Donau vorzurücken. Saint-Cyr marschirte über Tuttlingen, Moreau und Lecourbe über Mößkirch dorthin, immer mit besonderem Augenmerk auf ihre rechte Flanke und auf die Ausgänge des Vorarlbergs, woher der Fürst von Reuß hätte kommen können.

Kray hatte noch nicht darauf verzichtet, das Feld ohne Kampf zu

räumen. Seine Armee war aber schon sehr erschüttert und außerdem um fast 10,000 Mann geschwächt. Er beging den Fehler, sie einem neuen Zusammentreffen mit den Franzosen aussetzen zu wollen, bevor er über die Donau gegangen war und die Generale Kienmayer und Sztarray wieder an sich gezogen hatte, die zugleich mit dem französischen Corps Sainte-Suzanne's durch den Schwarzwald vom Rheinufer kamen. Sollte die östreichische Armee wieder neuen Muth fassen, so bedurfte sie des Schutzes eines großen Stromes, einiger Rasttage und Verstärkungen. Die Stellung von Mößkirch, wo Moreau ihm Zeit ließ sich festzusetzen, gab Kray den unbedachten, aber muthigen Entschluß ein, noch eine Schlacht zu wagen.

Die Stellung von Mößkirch ist in der That sehr stark. Die Hauptstraße, die über Engen und Stockach nach der Donau führt, wird kurz vor Mößkirch von einem weiten, hochgelegenen Plateau bestrichen, welches das Plateau von Krumbach heißt. Dies läßt sie links und dringt dann in ein mit Wald bedecktes Terrain, wo sie ein langes Defilé bildet. Hierauf führt sie zu einem offenen Terrain, auf dem man im Hintergrunde rechts das Städtchen Mößkirch, links das Dorf Heudorf erblickt. Hinter Mößkirch erhebt sich eine Hügelreihe, die sich von Mößkirch bis Heudorf erstreckt und sich dann von Heudorf aus links hinten an das Plateau von Krumbach anschließt, dergestalt, daß die Straße zunächst unter dem Plateau von Krumbach vorüberläuft, dann in ein Gehölz sich versenkt und endlich, von den zwischen Mößkirch und Heudorf gelegenen Höhen bestrichen, in's Freie führt.

Kray hatte diese Stellung furchtbar mit Artillerie geschützt. Der Prinz von Lothringen, der den linken Flügel der Oestreicher bildete, besetzte Mößkirch und die umliegenden Höhen; Nauendorf, der ihr Centrum bildete, war oberhalb Heudorfs aufgestellt und hatte eine Reserve von Grenadieren hinter sich; Wrede mit den Baiern, Erzherzog Ferdinand und General Giulay bildeten zusammen auf dem Plateau von Krumbach den rechten Flügel der Oestreicher.

Moreau rechnete bei Mößkirch fast eben so wenig auf eine Schlacht, als er bei Engen darauf gerechnet hatte. In der Vermuthung, daß er bei Mößkirch einigen Widerstand finden könne, hatte er jedoch Lecourbe davon benachrichtigt und ihm angezeigt, daß auf diesem Punkte vielleicht eine Anstrengung nöthig sein werde, ohne ihm inzwischen bestimmte Befehle zur Concentrirung zu ertheilen, wie das Bevorstehen

einer großen Schlacht sie mit sich bringt. Lecourbe, der die Spitze der Armee bildete und mit drei Divisionen marschirte, hatte die Division Vandamme etwas weit rechts vorgeschoben, immer noch in der Absicht, die Bewegungen des Fürsten von Reuß gegen Vorarlberg hin zu beobachten. Ein Theil dieser Division unter General Molitor sollte auf der Straße zwischen Pfullendorf und Klosterwald seitwärts gegen Mößkirch anrücken. Lecourbe sollte mit den Divisionen Montrichard und Lorges nebst der Cavalleriereserve auf der eben beschriebenen Hauptstraße vorrücken, die erst unter Krumbach vorbeigeht und dann durch das Gehölz vor Mößkirch in's Freie führt. Moreau folgte auf derselben Straße und blieb in einiger Entfernung zurück. Saint-Cyr deckte von weitem Moreau's linke Flanke und befand sich in der Gegend von Tuttlingen auf beiden Seiten der Donau. Das waren allerdings keine Vorbereitungen zu einer großen Schlacht. Vandamme hätte nicht mit einer halben Division allein der Stellung von Mößkirch in die Flanke geschickt werden dürfen. Dort hätte Lecourbe mit seinem ganzen Corps hingesandt werden müssen. Moreau hätte nicht so spät aufbrechen und sich nicht auf demselben Wege und in einem Walddefilé mit Lecourbe zusammendrängen sollen. Saint-Cyr endlich hätte nicht so weit entfernt gelassen werden dürfen.

Wie dem auch sei: den getroffenen Anordnungen gemäß brach Lecourbe am nächsten Morgen auf. Als er auf der Anhöhe von Krumbach ankam, ließ er das Plateau daselbst links liegen und begab sich in das Walddefilé. Einige in diesem langen Defilé angetroffene Vorposten wurden schnell zurückgeworfen und man gelangte an den Ausgang. Jetzt erblickte man das offene Terrain, in dessen Hintergrunde Mößkirch liegt, auf beiden Seiten von Höhen umgeben, die mit der Artillerie der Oestreicher besetzt waren. Sobald die Colonnenspitzen sich zeigten, wurden sie von fünf Stücken Geschütz, die vorn von Mößkirch her, nnd von zwanzig Stücken, die seitwärts von Heudorf her feuerten, mit einem Hagel von Kugeln und Kartätschen überschüttet. Zwei Bataillone leichter Infanterie stellten sich am Saume des Waldes auf und drei Regimenter Cavallerie, das 9. Husaren-, das 12. Chasseur- und das 11. Dragonerregiment, brachen schnell hervor, um das Auffahren unserer Artillerie zu decken. Vor dem Feuer jener 25 Geschütze, die von allen Seiten auf sie losdonnerten, mußten unsre Escadrons zurückweichen. Funfzehn Geschütze, die General Montrichard

der östreichischen Artillerie entgegenstellen wollte, wurden theilweise demontirt. Selbst die leichte Infanterie war genöthigt, sich durch den Wald zu decken. Die östreichische Cavallerie versuchte nun ihrerseits uns anzugreifen, wurde aber kräftig zurückgeworfen. So oft jedoch General Montrichard aus dem Gehölz hervorbrechen wollte, hielt ein heftiges Feuer seine Colonnen auf. Es wurde bald augenscheinlich, der rechte Angriffspunkt auf Mößkirch liege nicht hier, sondern im Gegentheil rechts am Querwege von Klosterwald, auf dem Vandamme vorrückte. Dieser konnte aber, bei der Entfernung, die er zurückzulegen hatte, sobald noch nicht eintreffen. Inzwischen beschloß Lecourbe, links am Saum des Waldes fortzuziehen und einen Versuch gegen Heudorf zu machen. Trotz eines heftigen Kanonen- und Musketenfeuers drang die 10. leichte Halbbrigade in das Dorf Heudorf ein, ward aber von überlegenen Streitkräften wieder zurückgeworfen, und als die Cavallerie zu ihrer Unterstützung herbeieilte, nöthigte die am Abhang hinter Heudorf aufgestellte östreichische Artillerie sie zu einer rückgängigen Bewegung. Dieser zweite Versuch, links hervorzubrechen, war also nicht glücklicher, als der erste, den man bereits gegen Mößkirch selbst unternommen hatte.

Durch die uns zugefügte Schlappe ermuthigt, wollen die Oestreicher nun die Offensive ergreifen und versuchen von Heudorf aus gegen die Division Lorges hervorzubrechen. Dies hieß aber gegen so tapfere Truppen allzuviel unternehmen. Die 38. Halbbrigade formirt sich in Colonne und rückt vor. Acht Geschütze überschütten sie mit Kartätschen. Mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit geht sie vorwärts und dringt mit gefälltem Bajonnet in Heudorf ein. Auf dem abschüssigen Boden, der hinter dem Dorfe emporstieg, befand sich ein Gehölz, und in demselben standen dichtgeschlossene Massen östreichischer Infanterie. Ueberlegene Streitkräfte stürzen sich auf die tapfere Halbbrigade: sie wird von der Ueberzahl bewältigt, sie weicht zurück. Jetzt naht ihr aber die 67. Halbbrigade zu Hülfe und bringt sie sogleich zum Stehen. Beide greifen nun von Neuem an. Die ganze Division eilt herbei, umgeht das Dorf, erklimmt jene furchtbaren Höhen und bemächtigt sich des waldigen Verstecks, aus welcher der Feind Tausende von Kugeln auf uns schleuderte. Während dieser furchtbare Kampf auf unserm linken Flügel um Heudorf entbrennt, bricht endlich Vandamme mit der Brigade Molitor auf unserem rechten Flügel gegen

Mößkirch vor. Ungeachtet der östreichischen Artillerie, die aus der Vorstadt von Mößkirch ein mörderisches Feuer gegen uns richtet, ordnet er sie mit Geschicklichkeit zum Sturm. Mit Ungestüm greifen die braven Truppen an und dringen in Mößkirch ein, während zwei Bataillone die Stellung auf den Höhen umgehen. Diesen Augenblick benutzt er noch immer im Gehölz eingeschlossene Montrichard, um auf das offene Terrain, das uns anfänglich so verderblich geworden, vorzurücken. Mit vier Colonnen und gerade vor der Artillerie der beim Anblick dieser gleichzeitigen Angriffe schon etwas wankenden Oestreicher bricht er hervor. Montrichard's vier Colonnen kommen an, dringen über eine Schlucht, die sich am Fuße der Höhen hinzieht und erklimmen das Plateau von Mößkirch gerade in dem Augenblicke, wo Vandamme's Truppen in Mößkirch eingedrungen waren und von dort hervorzubrechen begannen. Die Oestreicher werden überall in die Flucht geschlagen. Jetzt will ihre etwas weiter zurück bei Rohrdorf aufgestellte Reserve handelnd auftreten, wird aber durch die vereinigten Divisionen Vandamme und Montrichard zurückgehalten.

In dieser Stunde war die ganze Linie von Mößkirch bis Heudorf in unsrer Gewalt. Da gewahrt aber Kray mit außerordentlich großem Scharfblick den verwundbaren Punkt unsrer Stellung, zieht einen Theil seiner Streitkräfte zurück und führt sie nach unsrer Linken auf das Plateau von Krumbach, von wo er uns in der Flanke und im Rücken bedroht. Die Division Lorges, die Heudorf besetzt hielt, lief Gefahr, erdrückt zu werden. Die ganze östreichische Grenadierreserve hatte sich auf diese arme Division geworfen, die, nachdem sie Heudorf mehre Male genommen und wieder zurückgetrieben worden, vor Anstrengung erschöpft war. Sie sah sich auf einmal von dem Feuer der Artillerie und von den Massen der Infanterie gleichzeitig erdrückt. Zum Glück hatte Moreau, durch die heftige Kanonade aufmerksam gemacht, seinen Marsch beschleunigt. Endlich trifft er mit seinem Corps, aus den Divisionen Delmas, Bastoul und Richepanse bestehend, am Eingange des Gehölzes ein. Er beeilt sich, die Division Delmas links nach Heudorf der Division Lorges zu Hülfe zu senden. Diese tapfere Schaar giebt der Sache eine andere Wendung, sie wirft die östreichischen Grenadiere über den Haufen und nimmt Heudorf nebst dem oben gelegenen Gehölz wieder ein. Allein gleichzeitig mit uns erhält auch Kray Unterstützung. Sein rechter Flügel, gebildet vom Erzherzog Ferdinand

und vom General Giulay, dem Saint-Cyr seit dem Beginn der Operationen Schritt vor Schritt, aber in zu großer Entfernung folgte, wird schnell auf's Schlachtfeld geführt und zwischen Heudorf und Krumbach der Division Delmas in die Flanke geschickt, so daß diese Gefahr läuft, umzingelt zu werden. Ein Theil derselben macht augenblicklich linksum. Die 57. Halbbrigade, die sich in Italien den Beinamen: die Schreckliche, verdient hat, stellt sich in Schlachtordnung und hält, von sechszehn Geschützen beschossen, denen Delmas nur fünf entgegensetzen kann, die bald demontirt werden, über eine Stunde gegen die östreichischen Massen Stand. Unter dem furchtbarsten Feuer bleibt diese Heldenschar unerschütterlich und es gelingt ihr, den Feind aufzuhalten. Moreau eilt von einem Corps zum andern, um sie aufzustellen oder zu unterstützen, und kommt mit der Division Bastoul der Division Delmas zu Hülfe. Er langt gerade in dem Augenblicke an, wo die Oestreicher, da sie die Division Delmas nicht zu werfen vermögen, ihr die Unterstützung der Division Bastoul zu entziehen suchen, indem sie auf dem Plateau von Krumbach sich entfalten, um unsere Verbindungen abzuschneiden. Schon kommen sie sogar von diesem Plateau auf die Straße herab und beginnen in die Colonnen unsres Gepäckzugs einzudringen. So hat sich die Schlacht, die bei Mößkirch begonnen, nach Heudorf und von hier nach Krumbach gezogen, umfaßt den ganzen Winkel dieser weiten Stellung und bedeckt ihn mit Flammen, Blut und Trümmern. In dieser kritischen Lage unterstützt die Division Bastoul würdig die Anstrengungen der Division Delmas; allein bald wäre sie selbst umzingelt worden, wenn es dem Feinde geglückt wäre, vom Plateau von Krumbach herabzukommen und sich der Hauptstraße zu bemächtigen, auf welcher unsere Truppen anlangen. Zum Glück wird die Division Richepanse frühzeitig genug nach dem entscheidenden Punkte hingeführt, formirt eine Angriffscolonne, erklimmt unter einem Feuer von Senkschüssen das Plateau von Krumbach und überflügelt den Erzherzog Ferdinand, der uns überflügeln wollte. Nach dieser Anstrengung hat Kray Niemand mehr gegen Richepanse zu verwenden, sondern ist genöthigt, den Rückzug anzuordnen. Von Krumbach bis Heudorf, von Heudorf bis Mößkirch, allerwärts sind wir siegreich.

In diesem Augenblick befand sich Saint-Cyr's Corps einige Stunden entfernt in Neuhausen ob Eck. Wäre es angekommen, so

würde die östreichische Armee zerschmettert worden sein und statt eines gewöhnlichen Sieges hätten wir einen jener glanzvollen Triumphe davongetragen, die einem ganzen Feldzuge ein Ende machen. Welch verhängnißvolle Unthätigkeit hielt ihn also nutzlos so nahe dem Orte, wo er das Schicksal des Krieges entscheiden konnte? Das ist schwer zu erklären. Saint-Cyr behauptete am folgenden Tage, daß er keinen Befehl zugeschickt erhalten habe. Moreau entgegnete, er habe ihm durch mehrere Adjutanten Befehle zugesandt. Saint-Cyr erwiderte, er habe sich so nahe am Schlachtfelde befunden, daß wenn man auch nur einen einzigen Offizier an ihn geschickt hätte, dieser Offizier unfehlbar eingetroffen wäre. Moreau's Anhang antwortete: Saint-Cyr habe als schlechter Kamerad seine Nachbarn bei Mößkirch wie bei Engen vernichten lassen wollen.

So ist man neidisch auf einander, beschuldigt und verleumdet sich im Militärleben wie im Civilleben! Die menschlichen Leidenschaften sind allerwärts dieselben und der Krieg ist sicher nicht geeignet, sie zu mildern, zu mäßigen, gerecht zu machen. Wahr ist's, daß Saint-Cyr aus Unzufriedenheit über die Coterie, die sich Moreau's bemächtigt hatte, geflissentlich nicht über den Befehl seines Corps hinausgehen wollte, mit dem er meisterhaft operirte, aber nie den Oberbefehl ergänzte und nicht eher handelte, als bis er Befehl dazu erhielt, während ein Unterbefehlshaber diesem zuvorzukommen wissen muß, zumal wenn er Kanonendonner vernimmt. Als Saint-Cyr seine Nähe zum Beweis anführte, daß wenn man ihm Befehle zugesandt hätte, er sie erhalten haben würde, klagte er sich selbst an, denn diese Nähe machte es unverzeihlich, daß er nicht wenigstens mit einer Division dorthin kam, wo eine furchtbare Kanonade einen heftigen Kampf und aller Wahrscheinlichkeit nach ernste Gefahren ankündigte. Durch große Dienste machte er übrigens bald das Unrecht wieder gut, das er sich unter diesen Umständen hatte zu Schulden kommen lassen.

Franzosen wie Oestreicher waren am Ende dieses Tages erschöpft. Im Wirrwarr der Schlachten weiß man niemals genau die Anzahl der Todten und Verwundeten. Diese Anzahl muß bei Mößkirch groß gewesen sein. Von der französischen Armee mußten 3000 Mann, von der östreichischen beinahe doppelt so viel geblieben sein. Die französische Armee war aber voll Zuversicht; sie hatte das Schlachtfeld behauptet und wollte am nächsten Tage davon aufbrechen, um die Reihe

von Gefechten fortzusetzen, die zwar bis jetzt noch keine entscheidenden Ergebnisse geliefert hatten, ihr jedoch ein fortwährendes Uebergewicht über den Feind zusicherten. Die tieferschütterte östreichische Armee dagegen war nicht im Stande, einen solchen Kampf noch lange Zeit fortzusetzen.

Nach der Darstellung, die wir entworfen haben, kann sich Jeder leicht denken, was für Ausstellungen gegen Moreau's Operationen gemacht wurden *). Er war auf ein Schlachtfeld gerückt, ohne es vorher zu recognosciren; er hatte zu wenig Streitkräfte auf den eigentlichen Angriffspunkt auf die Straße von Klosterwald nach Mößkirch, die diesem Städtchen in die Flanke führte, geworfen; er war spät aufgebrochen, hatte alle seine Divisionen hinter einander in ein Gehölz gebracht, aus dem er nur mit großem Verlust an Mannschaft hervorbrechen konnte; endlich hatte er Saint-Cyr nicht auf den Ort gebracht, wo seine Gegenwart ganz entscheidend gewesen wäre. Kray hatte dagegen, nachdem er seine Anstrengungen gehörig auf den verwundbaren Punkt, unsern linken Flügel, gerichtet, den Fehler gemacht, Mößkirch einnehmen zu lassen; man muß jedoch zu seiner Rechtfertigung zugestehen, daß seine Truppen in Bezug auf Einsicht und Standhaftigkeit den französischen bei weitem nicht gleichkamen. Ueberdies fingen sie an, ihr Selbstvertrauen zu verlieren, und sie waren nicht mehr leicht zu bewegen, den Angriff und den Stoß der Franzosen auszuhalten.

Am folgenden Tage, den 6. Mai (16. Floréal), beeilte sich Kray, hinter die Donau zu kommen, um endlich an dieser wichtigen Operationslinie festzuhalten. Jetzt galt es, hinter ihn her zu eilen, um ihm den Flußübergang unmöglich oder wenigstens schwierig zu machen. Moreau rückte in Linie vor, mit dem linken Flügel an der Donau, ganz nahe bei dem Punkte, wo die Oestreicher hinübergingen, und im Stande, sie zu vernichten, wenn er sich plötzlich links gewendet hätte. In diesem Augenblicke bildete Saint-Cyr den an die Donau gelehnten Flügel. Da er am vorigen Tage nicht im Feuer gewesen war, so war er im Stande anzugreifen und verlangte auch darnach. Vor seinen eignen Augen sah er die kaiserlichen Truppen sich mit einer Art Hast auf der Spitze von Siegmaringen zusammendrängen. Die Do-

*) Vergleiche Mémoires de Saint-Cyr. Seite 215 ff. im VI. Bande Feldzug von 1800.

nau beschreibt dort einen Bogen und bildet eine Landbucht, in welcher sich die östreichische Armee, voll Eile an's andere Ufer zu gelangen, gehäuft hatte. Saint-Cyr sah sie ganz deutlich, kaum auf Kanonenschußweite, innerhalb eines Raums, der kaum für eine Division ausreichend gewesen wäre, und beim Anblick der Franzosen dergestalt bestürzt, daß sie, vor einer einzigen Brigade Ney's, ihren Uebergang unterbrach, sich in Schlachtordnung stellte und das Feuer von sechzig Kanonen zu ihrem Schutze aufbot. Als sie Saint-Cyr so zusammengedrängt und bestürzt sah, war er fest überzeugt, sie durch einen einzigen Angriff mit seinem ganzen Corps in die Donau werfen zu können. Er ließ einige Geschütze auffahren, die mit jedem Schusse ganze Reihen niederstreckten, aber nicht erwarten konnten, den sechzig Feuerschlünden Kray's gegenüber schußfähig zu bleiben. Durch diesen Kanonendonner hoffte er die Aufmerksamkeit Moreau's zu erregen und ihn vom Reservecorps zum linken Corps zu ziehen. Da er ihn nicht ankommen sah, schickte er einen Offizier ab, um ihm Nachricht zu geben und Befehl zum Angriff zu erlangen. Es bestand aber keine Einigkeit mehr. Man glaubte im Generalstabe oder stellte sich wenigstens so, Saint-Cyr wolle sich wieder links halten, um sich mehr zu vereinzeln und allein zu handeln. Er erhielt daher zur Antwort den Befehl, sich rechts zu halten, um enger, als er zu thun pflege, mit dem Reservecorps in Verbindung zu bleiben, welches das Centrum der Armee bilde. — Diese Maßregel ist unerläßlich, sagte man ihm, damit der Oberbefehlshaber im Nothfall über Ihre Truppen verfügen kann *). — Der Sinn dieses Befehls zeigte den Unmuth des Oberbefehlshabers und seiner Umgebung deutlich genug. Es war augenscheinlich, daß Moreau sich durch den Befehl eines einzelnen Corps absorbiren ließ und daß seine Charakterschwäche Veranlassung zu innerem Zwiespalt gab, der überall verderblich, bei den Armeen aber noch verderblicher ist, als irgendwo anders.

Kray konnte also gefahrlos entfliehen und seine Armee jenseits der Donau sammeln. Kienmayer hatte sich eben mit den vom Rheinufer herbeigeführten Truppen ihm angeschlossen: Sztarray folgte dicht hinterher.

---

*) Man vergleiche: Mémoires de Saint-Cyr. Seite 201 im VI. Bande.

Moreau's Armee hatte zu Stockach und Donaueschingen bedeutende Magazine gefunden; es fehlte ihr an nichts; sie war durch die glücklichen Erfolge und durch die Offensive, die sie fortwährend ergriffen hatte, angefeuert. Am 7. und 8. Mai (17. und 18. Floréal) setzte Moreau, den linken Flügel an der Donau, seinen Marsch fort, hatte noch eine zu weit ausgedehnte Aufstellung und machte nur kleine Tagmärsche, um Sainte-Suzanne Zeit zu lassen, sich wieder anzuschließen.

Am 9. Mai (19. Floréal) verließ Moreau, da er wußte, daß Sainte-Suzanne, der am linken Ufer der Donau herabgekommen war, sich endlich in gleicher Höhe mit der Armee befinde, auf einen Tag sein Hauptquartier und ging über die Donau, um die neu angekommenen Truppen zu besichtigen. Diese Truppen bildeten von nun an seinen linken Flügel, während Saint-Cyr das Centrum einnahm und das Reservecorps, seiner Benennung gemäß, nun wirklich die Rolle einer Reserve zu spielen begann. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte Kray bedacht sein, seine Armee ausruhen zu lassen und sich jenseits der Donau halten, so daß wir fortfahren konnten, am 9. einen Marsch vorwärts zu machen, ohne auf den Feind zu treffen. Moreau befahl dem rechten Flügel, d. h. Lecourbe, sich am 9. zwischen Wurzach und Ochsenhausen zu begeben, der Reserve, sich nach Ochsenhausen selbst zu verfügen, dem Centrum endlich, d. h. Saint-Cyr, links die Donau im Auge behaltend, über Biberach vorzurücken. Die Armee rückte so der Iller ziemlich nahe und beschrieb eine Parallellinie mit diesem Nebenflusse der Donau. Am Morgen des 9. Mai reiste Moreau ab und glaubte dem Corps von Sainte-Suzanne einen ganzen Tag widmen zu können.

Kray war inzwischen durch das Gutachten eines Kriegsrathes, der für angemessen erklärt hatte, die ungeheuern Magazine von Biberach zu retten, um sie nicht, wie die von Engen und Stockach, den Franzosen zu überlassen, einen neuen und unerwarteten Entschluß zu ergreifen bewogen worden. Er ging also mit seiner ganzen Armee über Riedlingen wieder auf das rechte Donauufer zurück und stellte sich vor und hinter Biberach auf. Diese Stelle war schon im Jahre 1796 der Schauplatz einer, hauptsächlich durch Saint-Cyr, von Moreau gewonnenen Schlacht gewesen. Derselbe Schauplatz war unsrer Ar-

mee zum zweiten Male günstig und diesmal zum Glück für Saint-Cyr selbst.

Biberach liegt in einem den Ueberschwemmungen der Rieß ausgesetzten Thale. Dieses Thal ist so morastig, daß sich ein Reiter nicht ohne Gefahr hineinwagen kann, sondern daß man durch Biberach selbst und über die zu diesem Städtchen führende Brücke gehen muß. Man kommt in dieses Thal durch eine Art Engpaß, der zwischen Anhöhen, den Galgenberg an der einen, Mittelbiberach an der andern Seite, angelegt ist. Nach Zurücklegung dieses Hohlwegs erblickt man plötzlich Biberach. Ueber den Sumpf der Rieß gelangt man auf der zur Stadt gehörigen Brücke, und jenseits dieses Sumpfes bietet sich eine treffliche Stellung, der Mettenberg, dar, in der eine gut mit Artillerie versehene Armee sich sehr vortheilhaft festsetzen kann. Kray war nicht Willens, sich vor dem Hohlwege aufzustellen und einen so engen Ausweg zum Rückzug zu haben; er konnte nur hinter Biberach, jenseits der Rieß, auf dem Mettenberg selbst seine Stellung nehmen Eben so wenig konnte er aber auch Biberach ungedeckt lassen. Demgemäß nahm er mit dem Gros seiner Armee die Stellung auf dem Mettenberg ein und stellte ein Corps von 8 bis 10 Bataillonen und einem Dutzend Escadronen vor dem Hohlwege von Mittelbiberach auf, um den Marsch der Franzosen aufzuhalten und zur Ausräumung oder Vernichtung des größten Theils der Magazine Zeit zu gewinnen.

Dieser Plan war gefahrvoll, zumal bei einer demoralisirten Armee. Saint-Cyr, der Befehl gehabt, etwas jenseits Biberach Nachtquartier zu machen, entdeckte bald die von den Oestreichern angenommene Stellung. Er bedauerte schmerzlich, den Oberbefehlshaber oder wenigstens dessen Generalstabschefs nicht bei sich zu haben, um die entsprechenden Befehle ertheilen zu lassen und von diesem Zusammentreffen Vortheil zu ziehen. Moreau war abwesend, General Dessoles war nicht da. Hätte Saint-Cyr seine Streitkräfte beisammen gehabt, er würde nicht gezaudert haben, den Angriff mit seinem Corps allein zu wagen; leider waren sie zum Theil zerstreut. Verpflichtet, links die Donau im Auge zu behalten, hatte er seine beste Division, die von Ney, dazu verwendet. Er sandte mehrere Offiziere zur Aufsuchung des Generals Ney ab, allein dieser steckte längs den Krümmungen des Donaustroms in schrecklichen Wegen und war nicht leicht aufzufinden noch heranzuziehen. Zum Angriff auf eine Masse von we-

nigstens 60,000 Mann hatte Saint-Cyr nur die beiden Divisionen Tharreau und Baraguay-d'Hilliers nebst der seinem Corps beigegebenen Cavalleriereserve des Generals Sahuc. Die Demoralisation des Feindes lockte ihn bedeutend, allein das Mißverhältniß seiner Streitkräfte machte ihn doch bedenklich. Da vernahm man plötzlich Schüsse vom General Richepanse, der den Befehl erhalten hatte, sich mit Saint-Cyr in Verbindung zu setzen und mittelst der Brücke von Biberach über die Rieß zu gehen. Er kam daher auf einer Querstraße, von Reichenbach, an demselben Punkte an. Sobald Saint-Cyr die schöne Division Richepanse zur Verfügung hatte und die durch Ney's Abwesenheit in seinem Corps entstandene Lücke wieder ausfüllen konnte, so zögerte er nicht länger. Er war der Ansicht, wenn die vor dem Hohlwege, welcher vor Biberach liegt, hinterlassene Truppenabtheilung über den Haufen geworfen werde, so habe die Niederlage dieses Corps von 8 bis 10,000 Mann etwas mehr zu bedeuten, als die Niederlage einer bloßen Vorhut, und die moralische Kraft der feindlichen Armee könne dadurch tief erschüttert werden. Auch nahm er sich nicht einmal die Zeit, seine Truppen auf einen Angriff vorzubereiten, sondern ließ die 18 Bataillone und die 24 Escadronen, die er zur Hand hatte, schnellen Schritts antreten und warf sie auf die 10,000 Oestreicher, welche den Hohlweg versperrten. Durch diesen plötzlichen und heftigen Stoß über den Haufen geworfen, stürzten die Oestreicher wild durch einander nach Biberach und in's Rießthal. Es wäre ein Leichtes gewesen, sie fast alle gefangen zu nehmen; aber Saint-Cyr wollte es nicht, aus Besorgniß, wenn er seinen Soldaten die Verfolgung des Feindes verstatte, seine Divisionen nicht wieder sammeln zu können, um sie an der Hauptoperation Theil nehmen zu lassen. Er begnügte sich damit, in Biberach einzurücken, sich hier festzusetzen und die Erhaltung der Magazine sicher zu stellen. Nachdem er diesen Punkt gehörig besetzt und sich für jeden Fall einen Rückzug gesichert hatte, ging er über die Rieß. Richepanse war eben auf dem Wege von Reichenbach auf seinem rechten Flügel eingetroffen. Durch diese neue Division verstärkt ging Saint-Cyr über die Brücke von Biberach und begab sich für seine Person noch weiter voraus, um die feindliche Stellung zu recognosciren. In diesem Augenblick kletterten die paar tausend Mann, die so plötzlich in die Rieß geworfen waren, wieder empor, quer durch die Reihen der östreichischen Armee, die sich öffneten,

um sie durchzulassen; beim Anblick dieser Armee erkannte man leicht, in welcher Bestürzung sie sich befand. Saint-Cyr schickte einige Tirailleurs vor, welche an den Feind herangingen und ihn neckten, ohne daß ihnen Tirailleurs entgegentraten, um sie in die Thalschlucht zu werfen. Man beantwortete die Schüsse dieser einzelnen Soldaten mit allgemeinen Salven, wie eine in Angst gesetzte Truppe thut, die sich durch Lärm ermuthigen will. Saint-Cyr war für diese Gegend einer der geschicktesten Taktiker, die unter uns aufgetreten sind. Als er die östreichische Armee in diesem Zustande sah, hatte er sogleich seinen Plan entworfen. Er ließ die beiden Divisionen Tharreau und Baraguay zwei Colonnen formiren, bildete aus der Division Richepanse eine dritte und stellte die Cavallerie staffelförmig auf die Flügel. Als diese Vertheilung ausgeführt war, setzte er seine sämmtlichen Colonnen gleichzeitig in Bewegung. Mit beispielloser Unerschrockenheit erstiegen sie den Abhang des Mettenbergs. Die Oestreicher sahen kaum die französischen Truppen mit solcher Ruhe eine furchtbare Stellung erklimmen, von wo aus eine ihnen der Zahl nach dreifach überlegene Armee sie in den Rießsumpf stürzen konnte, und Schreck und Staunen ergriff sie. Kray ordnete eine rückgängige Bewegung an; seine Soldaten führten sie jedoch nicht so, wie er es gewollt hatte, aus, denn nach einigen Schüssen gaben sie den Mettenberg preis und flohen am Ende in Unordnung, mit Zurücklassung von mehrern Tausend Gefangenen und sehr bedeutenden Magazinen, die auf lange Zeit zum Unterhalt der französischen Armee dienten. Die Nacht hinderte an der Verfolgung. Inzwischen traf Moreau ein und obwohl er mit Saint-Cyr gespannt war, gab er ihm doch am folgenden Tage in Gegenwart des Kriegsministers Carnot einen glänzenden Beweis seiner Zufriedenheit. Der schlimmen Feinde, von denen er im Hauptquartiere umlagert war, in diesem Augenblicke entledigt, wußte Moreau gerecht gegen einen Unterbefehlshaber zu sein, der ohne seine Gegenwart und ohne Befehle von ihm einen Sieg errungen hatte.

Die französische Armee war vollständig siegreich; die Oestreicher waren nicht mehr im Stande, sie aufzuhalten; sie brauchte nichts weiter zu thun als vorzurücken. Kray hatte, man weiß nicht weßhalb, ein Detaschement zur Deckung der Magazine nach Memmingen abgesandt. Memmingen lag auf Lecourbe's Wege. Dieser Ort wurde besetzt, das Detaschement niedergemacht und die Magazine genommen.

Dies geschah am 10. Mai (20. Floréal). Am 11. und 12. zog Kray sich entschieden nach Ulm zurück und Moreau marschirte fortwährend in einer langen Linie, fast senkrecht zur Donau. Am 13. Mai befand er sich jenseits der Iller, ohne beim Uebergang über diesen Fluß auf ernstlichen Widerstand gestoßen zu sein. Der rechte Flügel und die Reserve standen bei Ungerhausen, Kellmünz, Illeraichheim, Illertissen. Saint-Cyr wurde an der Ausmündung der Iller in die Donau, auf beiden Seiten der Iller aufgestellt, hielt die Brücke von Unterkirchberg besetzt und war mit Sainte-Suzanne in Verbindung, der auf dem linken Ufer der Donau vorwärts rückte. Von der Abtei Wiblingen aus, wo sich Ney's Division befand, und wo Saint-Cyr sein Hauptquartier hatte, sah man deutlich die östreichischen Truppen in dem weiten, befestigten Lager bei Ulm.

Beide Armeen hatten ihre sämmtlichen abgesandten Corps wieder an sich gezogen. Feldzeugmeister von Kray hatte vor einigen Tagen die Corps von Kienmayer und später von Sztarray mit seinen Truppen vereinigt. Da Moreau Sainte-Suzanne's Corps zur Hand hatte, war seine Armee jetzt ebenfalls ganz vollständig. Beide Armeen hatten Verluste erlitten, allein der der Oestreicher war weit beträchtlicher als der unsrige. Man schätzte ihn auf 30,000 Mann an Gefangenen, Todten und Verwundeten. In dieser Beziehung ist die Geschichte auf Muthmaßungen beschränkt, denn am Schlachttage geben die Generale jederzeit ihren Verlust zu gering an und wenn sie Unterstützung von ihrer Regierung verlangen müssen, berechnen sie die Anzahl der Todten, Verwundeten und Kranken stets zu hoch. Man weiß daher nie mit gänzlicher Genauigkeit die Gesammtsumme der wirklich unter den Waffen befindlichen Soldaten. Da Kray mit 110 oder 115,000 Mann bei der Feldarmee, und mit 35 oder 40,000 Mann in den Festungen den Feldzug eröffnet hatte, konnte er jetzt höchstens noch 80,000 Mann haben, die aber durch Anstrengungen abgemattet und völlig demoralisirt waren.

Den Verlust der französischen Armee schätzte mnn auf 4000 Todte, 6 bis 7000 Verwundete, einige Fieberkranke, einige Gefangene, im Ganzen auf 12 bis 13,000 Mann, die augenblicklich dienstunfähig waren, von denen die Armee jedoch 4 bis 5000 nach einiger Erholung wieder einrücken sehen konnte. Diese Berechnung beschränkte Moreau's Feldarmee für den Augenblick auf 90,000 Soldaten oder noch

etwas weniger. Nächstens war er aber in Gemäßheit des bei Eröffnung des Feldzugs mit General Berthier abgeschlossenen Vertrags verpflichtet, ein großes Detaschement wieder zurückzuschicken. In diesem Vertrage hatte man festgesetzt, sobald Kray acht bis zehn Tagemärsche vom Bodensee weggetrieben sei, solle Lecourbe sich nach den Alpen zurückwenden, um sich mit der Reservearmee zu vereinigen. Masséna's Gefahr forderte dringend die Erfüllung dieser Verbindlichkeit und es war keineswegs der leere Grund, Moreau inmitten seiner Erfolge aufzuhalten, sondern der allergewichtigste Grund, Genua und Ligurien zu retten, weßhalb Lecourbe's Corps zurückverlangt wurde. Die mit so großer Anstrengung zusammengebrachte Reservearmee zählte nicht über 40,000 kriegsgewohnter Truppen; sie bedurfte allerdings einer Verstärkung, um in den Stand gesetzt zu werden, die außerordentliche Operation, welche sie jenseits der Alpen vollführen sollte, versuchen zu können.

Der Erste Consul, den es drängte gegen Italien hin aufzutreten, wählte, um zugleich Moreau zu schonen und sich dennoch der Ausführung seiner Pläne zu vergewissern, den Kriegsminister Carnot selbst, der in's Hauptquartier der Rheinarmee förmliche Vorschrift, Lecourbe an den St. Gotthard zu detaschiren, überbrachte. Die Schreiben, welche diesen Befehl begleiteten, waren voll der innigsten Herzlichkeit und unwiderstehlicher Vernunftgründe. Der Erste Consul wußte recht wohl, daß man ihm nicht Lecourbe mit 25,000 Mann schicken werde, sondern begnügte sich schon damit, wenn man ihm auch nur 15 oder 16,000 zusandte.

Carnot wurde von Moreau ärgerlich empfangen; Letzterer vollzog jedoch treulich die Befehle, die ihm der Minister überbrachte. Als guter Staatsbürger zerstreute Carnot die Wolken, die sich in diesem schwachen und leicht bethörten Kopfe hätten erheben können, und weckte bei ihm wieder das Vertrauen zum Ersten Consul, das verabscheuungswürdige Zwietrachtstifter zu zerstören suchten.

Einige Geschichtschreiber, die Moreau schmeicheln, jedoch erst seit 1815, haben das der Armee von Deutschland entzogene Detaschement auf 25,000 Mann angeschlagen. Moreau selbst schätzte es in seinem Antwortschreiben an den Ersten Consul nicht über 17,800 Mann, und auch diese Angabe war noch übertrieben. Es gingen nicht mehr als 15 bis 16,000 Soldaten zur Uebersteigung des St. Gotthard nach

der Schweiz. Demnach verblieben Moreau ungefähr 72,000, eine Zahl, die sich mit den aus den Lazarethen Zurückkehrenden bald auf 75,000 steigern mußte *). Das war mehr, als er brauchte, um 80,000 Oestreicher zu schlagen. Kray hatte wirklich auch nicht mehr, und diese waren völlig entmuthigt und nicht im Stande, den geringsten ernstlichen Zusammenstoß mit den Franzosen auszuhalten.

Um seine Armee in den Augen des Feindes nicht zu verringern, ließ Moreau die zeitherige Eintheilung fortbestehen und nahm die 16,000 Mann, die er für den Ersten Consul bestimmte, aus seinen sämmtlichen Corps. Jedes einzelne Corps lieferte sein Contingent und auf solche Weise versteckte man die Verminderung der Streitkräfte so gut es gehen wollte. Moreau wollte gern Lecourbe behalten, der für seine Person allein mehr als manches Tausend Soldaten werth war; man ließ ihn denselben und der tapfere General Lorges sollte das Detaschement befehligen. Carnot reiste unmittelbar wieder nach Paris zurück, sobald er die zum Uebergang über den St. Gotthard bestimmten Truppen ihren Marsch hatte antreten sehen.

Diese Unternehmung wurde am 11., 12. und 13. Mai (21., 22. und 23. Floréal) ausgeführt. Die französische Armee blieb ungefähr 72,000 Mann stark, ohne die Besatzungen in den Festungen, die Division in Helvetien und was die Hospitäler ihr bald zurückgeben mußten, in Rechnung zu bringen. Sie befand sich übrigens wieder in demselben Bestand, wie vor der Ankunft von Sainte-Suzanne's Corps, und dieser Bestand hatte für sie hingereicht, stets siegreich zu sein.

Kray hatte sich bei Ulm aufgestellt, wo seit längerer Zeit ein verschanztes Lager zum Zufluchtsort für die kaiserlichen Truppen eingerichtet war. Unter den beiden Vertheidigungssystemen, von denen wir gesprochen haben, nämlich am Fuße der Alpen entlang zu gehen und alle Nebenflüsse der Donau als Schutzwehren zu benutzen, oder zu beiden Seiten dieses Stromes zu bleiben, um an seinen Ufern zu

---

*) Diese Zahlen gebe ich nach Moreau's eigenem Briefwechsel an. Sämmtliche Berechnungen in diesem Briefwechsel sind zu Gunsten Moreau's übertrieben. Die Bataillone schätzt er für sich selbst auf 650, für das nach Italien abgeschickte Detaschement auf 700 Mann. Diese Berechnung kann durchaus nicht richtig sein, denn da er die Corps absendete, wie sie waren, so konnten die Bataillone, wenn sie in seiner Armee auf 650 Mann zusammengerückt waren, in dem Corps, das davon detaschirt wurde, nicht 700 Mann zählen.

manövriren, hatte der Hofkriegsrath das zweite vorgezogen, das auch Kray vollständig befolgte. Das erste würde für den Fall gut sein, wenn man die beiden Armeen in Deutschland und Italien fortwährend in Verbindung zu erhalten suchte. In seinen ersten Staffeln besitzt es nicht viel Stärke, denn die Iller, der Lech, die Isar, der Inn werden erst nach einander Hindernisse von einiger Bedeutung, und nur der Inn ist ein beträchtliches, jedoch keineswegs unbesiegbares Hinderniß; denn solche giebt es im Kriege nicht. Eine Armee aber, die die Verbindung mit Italien aufgiebt und sich an der Donau selbst aufstellt, so daß sie sämmtliche Brücken zu ihrer Verfügung hat, sie nach Maßgabe ihres Rückzugs der Reihe nach zerstört, auf das eine oder andere Ufer übergehen kann, während der Feind auf ein einziges beschränkt ist, die, wenn dieser Feind geradeswegs auf Wien losgehen wollte, unter dem Schutze der Donau ihm zu folgen und in den Rücken zu fallen vermag, um ihn für den ersten besten Fehler zu strafen: eine so aufgestellte Armee befindet sich in einer Stellung, die allgemein für die geeignetste zur Deckung Oestreichs erachtet wird.

Kray hatte sich also bei Ulm aufgestellt, wo große Arbeiten zu seiner Aufnahme getroffen worden waren. Bekanntlich beherrscht in dieser Gegend das linke Donauufer, das aus den untersten Abhängen der schwäbischen Alp gebildet wird, fortwährend das rechte. Ulm liegt am Fuße der Höhen des linken Ufers, dicht an der Donau. Seine Ringmauer war ausgebessert worden. Auf dem gegenüberliegenden Ufer hatte man einen Brückenkopf errichtet. Sämmtliche Höhen hinter Ulm, namentlich der Michelsberg, waren mit Artillerie übersäet. Kamen die Franzosen auf dem rechten Ufer, so war die östreichische Armee mit dem einen Flügel an Ulm, mit dem andern an das hochgelegene Kloster Elchingen gelehnt, durch den Fluß gedeckt und das Flachland des rechten Ufers bestreichend, unangreifbar. Kamen dagegen die Franzosen auf dem linken Ufer, so hatte die östreichische Armee eine eben so gesicherte Stellung. Um dies einzusehen, muß man wissen, daß die Stellung bei Ulm auf dem linken Ufer durch den Fluß Blau gedeckt ist, der von der schwäbischen Alp herab dicht bei Ulm in die Donau fällt und eine tiefe Schlucht bildet. Gingen also die Franzosen oberhalb Ulms über die Donau, um auf dem linken Ufer anzugreifen, so veränderte die östreichische Armee ihre Stellung. Statt gegen das Donaubett Front zu machen, kehrte sie ihm den Rücken

zu und benutzte das Bett der Blau als Deckung; dann befand sich ihr linker Flügel in Ulm, ihr Centrum auf dem Michelsberge, ihr rechter Flügel in Lahr und Jungingen. Um diese neue Stellung zu umgehen, mußte man mehrere Märsche auf dem linken Ufer vornehmen und das rechte Ufer dabei völlig aufgeben, was alle Berechnungen des Feldzugs vereitelt hätte, indem man die Straße nach den Alpen bloßstellte. So war das Lager beschaffen, in dem die ermatteten Soldaten Kray's auf einige Zeit Zuflucht fanden.

Saint-Cyr befand sich im Kloster Wiblingen. Aus den Fenstern dieses Klosters sah er auch ohne Hülfe der Ferngläser ganz deutlich die Stellung der Oestreicher. Voll Vertrauen auf die Kühnheit der Franzosen erbot er sich und mehrere Generale mit ihm, das feindliche Lager mit Sturm zu nehmen. Sie wollen mit ihrem Kopfe dafür haften, und man muß gestehen, daß wenn auch Einige, wie Ney und Richepanse, darunter waren, deren verwogenem Muth man mißtrauen konnte, dennoch der Taktiker Saint-Cyr, ein kalter, methodischer und zuverlässiger Kopf, volles Vertrauen verdiente. Moreau war aber zu vorsichtig, um einen solchen Sturm zu wagen und Kray zum Gewinnen einer Defensivschlacht Gelegenheit zu bieten. Wenn Moreau siegte, so wurde die östreichische Armee allerdings in die Donau geworfen, zur Hälfte vernichtet und der Feldzug beendigt. Mißlang aber der Angriff, so mußte Moreau zurückgehen; der Feldzug in Deutschland war gefährdet, und was noch mehr als dieses Alles war: der entscheidende Feldzug in Italien wurde vielleicht unmöglich gemacht. Moreau ging im Kriege nicht großartig, aber mit Zuverlässigkeit zu Werke. Die tapfern Männer, welche sich anheischig machten, die Oestreicher über den Haufen zu werfen, ließ er reden, weigerte sich aber, einen Sturmangriff zu versuchen. So blieb nur der Manöverkrieg übrig. Man konnte oberhalb Ulms auf das linke Ufer übergehen, eine Bewegung, die wir eben beschrieben haben; dann mußte man aber, um die Oestreicher in ihrer Stellung zu umgehen, auf dem linken Ufer so weit hineindringen, daß die Schweiz nicht mehr gedeckt war und die nach den Alpen entsendete Truppenabtheilung gefährdet wurde. Blieb man auf dem rechten Ufer, so konnte man bis weit unterhalb Ulms die Donau hinabgehen, sie fern von den Oestreichern überschreiten, diese von der untern Donau abschneiden und zum Aufgeben ihrer Stellung zwingen. Ging man aber den Fluß hinab, so

gab man den Rücken der Armee preis und ließ ebenfalls die Straße nach der Schweiz bloß. Deßhalb verzichtete Moreau darauf, Kray durch eins dieser Mittel zu vertreiben, und obwohl er bei der Vortrefflichkeit seiner Truppen Alles wagen konnte, so läßt sich ihm doch kein Vorwurf machen, daß er so behutsam verfuhr, besonders aber mit solcher Gewissenhaftigkeit den Plan verfolgte, der am besten die Operationen des Ersten Consuls deckte, eines Vorgesetzten, aber auch eines Nebenbuhlers von ihm.

Nun entschloß er sich zu einem Mannöver, welches das richtige war, nämlich sich gegen Augsburg zu wenden, d. h. sich nicht um den Lauf der Donau zu bekümmern, sondern über die Nebenflüsse derselben zu gehen und sämmtliche Vertheidigungslinien der Oestreicher durch einen Marsch geradesweges auf das Herz des Reichs zum Falle zu bringen. Dieses Manöver hätte, ernstlich ausgeführt, unfehlbar Kray von der Donau und aus seinem Lager bei Ulm entfernt und der französischen Armee nachgezogen. Es war sehr kühn, entblößte jedoch die Alpen nicht, indem es Moreau immer am Fuße derselben ließ. Halbe Maßregeln durften jedoch nicht ergriffen werden: entweder mußte man unbeweglich vor Ulm bleiben oder entschlossen auf Augsburg und München losgehen, denn eine einfache Demonstration vermochte nicht Kray zu täuschen, sondern konnte nur die bei Ulm zurückgelassenen Beobachtungscorps gefährden. Hier beging Moreau einen Fehler, der beinahe von ernsten Folgen begleitet gewesen wäre.

Am 13., 14. und 15. Mai ging er über das Flußbett der Iller. Sainte-Suzanne ließ er allein auf dem linken Donauufer und Saint-Cyr am Zusammenfluß der Iller und der Donau; das Reservecorps sendete er an die Günz nach Babenhausen, Lecourbe über die Günz nach Erkheim, ein Seitencorps nach Kempten auf die Straße von Tyrol. Durch diese sonderbare Stellung in einer Ausdehnung von zwanzig Stunden, einerseits Ulm berührend, andrerseits Augsburg bedrohend, vermochte er Kray unmöglich über die Gefahr eines Marsches auf München zu täuschen, sondern konnte ihn höchstens in Versuchung führen, sich in Masse auf das am linken Donauufer allein zurückgebliebene Corps von Sainte-Suzanne zu werfen. Hätte sich Kray von dieser Versuchung täuschen lassen und seine ganze Streitmacht entwickelt, so war Sainte-Suzanne verloren.

Als Saint-Cyr die ihm am 15. Mai (25. Floréal) ertheilten Be-

fehle am 16. Morgens vollzog, wurde Sainte-Suzanne bei Erbach von einer ungemeinen Menge Cavallerie angegriffen. Seine rechte Division, befehligt vom General Legrand, stand zu Erbach und Pappelau, der Donau entlang; seine linke Division, von Souham befehligt, befand sich zu Blaubeuern, auf beiden Ufern der Blau; die Reserve unter General Colaud war ein wenig hinter diesen beiden Divisionen aufgestellt. Der Kampf begann durch einen Reiterschwarm, der unsere Colonnen von allen Seiten umzingelte. Während zahlreiche Escadronen auf unsere Truppen losritten, bereiteten Infanteriemassen, die donauaufwärts aus Ulm hervorbrachen, einen ernstlicheren Angriff. Zwei Colonnen Infanterie und Cavallerie rückten, die eine gegen Erbach, um die beiden Brigaden, aus denen die Division Legrand bestand, anzugreifen und zu umzingeln, die andere gegen Pappelau vor, nm die Division Legrand von der Division Souham abzuschneiden. General Legrand ließ jetzt seine Truppen eine rückgängige Bewegung unternehmen. Sie zogen sich langsam durch ein Gehölz zurück und mußten dann zwischen Donaurieden und Ringingen auf Plateau's herauskommen. Diese Rückzugsbewegung führten die Truppen mit merkwürdiger Ruhe aus. Mehrere Stunden brachten sie damit zu, ein wenig ausgedehntes Terrain zu räumen, indem sie jeden Augenblick anhielten, Carré bildeten und die sie verfolgende Cavallerie durch ein mörderisches Feuer niederstreckten. Die Division Souham, in beiden Flanken angegriffen, war genöthigt, eine ähnliche Bewegung zu unternehmen und sich nach Blaubeuern, hinter die Blau, zu concentriren, wobei sie die Oestreicher, die ihr zu nahe auf den Leib rückten, in die tiefe, von diesem Fluß gebildete Schlucht warf.

In der größten Gefahr befand sich die Division Legrand, weil sie nahe an der Donau stand, und der Feind sie aus diesem Grunde erdrücken wollte, um jede Unterstützung, die vom andern Ufer des Flusses kommen könnte, abzuschneiden. Die beiden Brigaden, aus denen sie gebildet war, vertheidigten sich noch immer mit Tapferkeit, als in demselben Augenblicke, wo die Infanterie zurückwich und die leichte Artillerie ihre Stücke aufprotzte, um ebenfalls zurückzuweichen, die feindliche Cavallerie ihren Angriff erneuerte und plötzlich auf diese arme Division einbrach. Der tapfere Generaladjutant Levasseur, der bei einem Angriff sein Pferd verloren hatte, griff ein anderes Pferd auf, sprengte zum 10. Cavallerieregiment, das sich vom Schlachtfeld ent-

fernte, führte es wieder gegen den Feind, drang auf die östreichischen Escadronen ein, die ihm an Zahl zehnfach überlegen waren, und hemmte ihren Marsch. Die Artillerie erhielt Zeit, ihr Geschütz wegzubringen, sich weiter rückwärts aufzustellen und nun ihrerseis die Cavallerie zu schützen, durch die sie eben gerettet worden war.

Inzwischen war General Sainte-Suzanne mit einem Theile der Division Colaud zur Unterstützung der Division Legrand herbeigekommen. Mit dem Ueberrest war General Decaen zur Unterstützung der Division Souham nach Blaubeuern gegangen. Das Gefecht kam so wieder zum Stehen, hätte jedoch trotz dieser Verstärkung verderblich enden können, denn es war zu befürchten, daß die östreichische Armee in Masse über das Corps von Sainte-Suzanne herfallen würde. Glücklicherweise ließ Saint-Cyr, der auf der andern Seite der Donau stand, diesmal seine Cameraden nicht im Stiche, wie man es ihm oft Schuld gegeben, sondern rückte in aller Eile heran. Kaum hatte er auf dem linken Ufer die Kanonade gehört, so sendete er auch Adjutanten auf Adjutanten ab, um seine Division von dem Ufer der Iller nach den Ufern der Donau zurückzuholen. Er ertheilte Befehl, keine Zeit zu verlieren, die vorgeschobenen Posten auf der Stelle zurückzuziehen, das Hauptcorps der Truppen aber sofort abmarschiren zu lassen, ohne jene Posten zu erwarten. Eine zurückgelassene Abtheilung sollte sie sammeln. Er selbst stellte sich auf die Brücke von Unterkirchberg, die über die Iller führt, und sobald eine Truppenabtheilung eintraf, Infanterie, Cavallerie oder Artillerie, trieb er sie im Geschwindschritt nach der Donau zu, indem er die augenblickliche Unordnung einem Zeitverluste vorzog. Dann begab er sich persönlich an's Ufer der Donau. Da der Feind vermuthete, daß Sainte-Suzanne Unterstützung erhalten könne, so hatte er bis zur Höhe von Dischingen alle Brücken abgebrochen. Als er bemerkte, wie Saint-Cyr sich Mühe gab, eine Furt aufzufinden oder eine Brücke wieder gangbar zu machen, stellte er einen Theil seiner Truppen längs dem linken Ufer den auf dem rechten Ufer heranziehenden Truppen Saint-Cyr's entgegen. Außerdem hatte er eine lebhafte Kononade begonnen, die sich Saint-Cyr möglichst schnell zu erwidern beeilte. Dieser von Ufer zu Ufer begonnene Kampf mit Kanonenschüssen weckte bei den aus Ulm gekommenen Oestreichern einige Besorgniß wegen ihres Rückzugs, bewog sie zur Umkehr, verschaffte Sainte-Suzanne ein wenig Luft und

verbreitete in den Reihen unserer armen Soldaten, die seit zwölf Stunden einen verzweifelten Kampf bestanden hatten, die lebhafteste Freude und ein ganz erneutes Feuer. Sie baten Sainte-Suzanne, vorwärts rücken zu dürfen, was ihnen auch bewilligt wurde. Nun setzten sich alle unsere Divisionen gleichzeitig in Bewegung; die Oestreicher wurden wieder unter die Kanonen von Ulm zurückgetrieben; beim Marsch über das Schlachtfeld, dessen Wiedereroberung uns so große Freude machte, fand man es mit Todten und Verwundeten aus unseren Reihen bedeckt. Funfzehntausend Franzosen hatten sich einen ganzen Tag hindurch mit 36,000 Mann, worunter 12,000 Mann Cavallerie, geschlagen. Kray war fortwährend auf dem Schlachtfelde zugegen gewesen.

Ohne die Tapferkeit der Truppen, die Energie und die Geschicklichkeit der Generale wäre der Fehler, den Moreau begangen hatte, mit dem Verlust unsres linken Flügels bestraft worden. Zu diesem Flügel begab sich Moreau sofort, und als ob seine Gedanken durch einen reinen Zufall plötzlich auf diese Seite gelenkt wären, beschloß er, seine ganze Armee auf das linke Stromufer hinübergehen zu lassen.

Am 17. Mai (27. Floréal) ließ er Sainte-Suzanne in den Stellungen des vorhergehenden Tages ausruhen und führte das Corps Saint-Cyr's zwischen die Iller und die Donau zurück. Die Reserve, die unter seinem Befehle bei Unterkirchberg stand, brachte er dicht an die Iller und ertheilte Lecourbe den Befehl, sich zwischen die Günz und Weißenhorn zurückzuziehen. Am 18. bewegte sich die Armee abermals links. Sainte-Suzanne wurde über die Blau geschoben, Saint-Cyr über die Donau, die Reserve nach Gögglingen, dicht an der Donau, wo sie stets bereit sein sollte, über den Fluß zu setzen. Am 19. kündigte sich die Bewegung der Heeresmassen noch deutlicher an. Sainte-Suzanne hatte Ulm vollständig umgangen; sein Hauptquartier war in Urspring; Saint-Cyr befand sich auf beiden Ufern der Blau mit dem Hauptquartiere in Blaubeuern; die Reserve war zwischen Erbach und der Blau über die Donau gegangen; Locourbe stand zum Uebergange über diesen Strom bereit.

Alles schien einen Sturmangriff auf das verschanzte Lager bei Ulm anzukündigen. In dieser neuen Stellung hatte Kray seinen linken Flügel in Ulm, sein Centrum an der Blau, seinen rechten Flügel bei Elchingen. Er hatte also die Donau im Rücken und verthei-

digte die entgegengesetzte Seite der Stellung von Ulm. Nachdem Moreau eine sorgfältige Recognoscirung vorgenommen hatte, täuschte er die Erwartung seiner Unterbefehlshaber, die in dieser Bewegung nach links einen ernstlichen Plan zu erblicken glaubten und überdies sehnlich nach einer kühnen Unternehmung gegen das östreichische Lager verlangten, weil sie das Gelingen derselben für unfehlbar erachteten. Saint-Cyr drang von Neuem darauf, fand jedoch kein Gehör. Moreau faßte den Entschluß, aufzubrechen, da er keinen Sturmangriff längs der Blau wagen, und aus Besorgniß, die Schweiz zu sehr bloßzustellen, eben so wenig die Stellung nach seiner Linken völlig umgehen wollte. Er befahl abermals der ganzen Armee, wieder auf das rechte Ufer hinüberzugehen. Am 20. Mai und an den folgenden Tagen zog die Armee ab, zum großen Verdruß der Soldaten wie der Generale, die auf einen Sturm rechneten, und zum großen Erstaunen der Oestreicher, die einen solchen befürchteten.

Diese Scheinbewegungen hatten den großen Nachtheil, den Muth in der östreichischen Armee wieder ein wenig zu heben, ohne ihn jedoch bei der französischen Armee, die sich im völligen Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit nicht so leicht einschüchtern ließ, niederzuschlagen. Moreau hätte eine Bewegung versuchen können, die wir bereits angedeutet haben, und die, als er sie später wirklich ausführte, ihm einen schönen Triumph verschaffte. Sie bestand darin, donauabwärts zu gehen, Kray mit einem Uebergang über den Strom unterhalb Ulms zu bedrohen und ihn so zum Abzuge zu zwingen, indem er ihn dadurch um seine Verbindungslinie besorgt machte. Moreau befürchtete aber immer, dadurch die Straße nach den Alpen bloßzustellen. So faßte er den Gedanken, eine zweite Demonstration gegen Augsburg zu machen, um noch einmal zu versuchen, die Oestreicher irre zu leiten und sie zu dem Glauben zu verführen, er lasse Ulm hinter sich liegen und rücke unwiderruflich gegen Baiern, vielleicht selbst gegen Oestreich heran. Am 22. Mai (2. Prairial) hatte die ganze französische Armee wieder die Donau überschritten; mit dem rechten Flügel bedrohte Lecourbe Augsburg über Landsberg und mit seinem linken Flügel hielt sich Sainte-Suzanne in einiger Entfernung von der Donau zwischen Dellmensingen und Achstetten. An demselben Tage, den 22. Mai, unternahm Erzherzog Ferdinand, an der Spitze von 12,000 Mann, zur Hälfte mindestens Cavallerie, entweder um uns bei Ulm zurück-

zuhalten oder um unsere Absichten zu erforschen, einen Angriff auf Sainte-Suzanne, der aber nachdrücklich abgeschlagen wurde. Die Truppen benahmen sich dabei so tapfer wie gewöhnlich und General Decaen zeichnete sich besonders aus. Die folgenden Tage setzte Moreau seine Bewegung fort. Am 27. Mai (7. Prairial) bemächtigte sich Lecourbe mit eben so viel Kühnheit als Einsicht der Lechbrücke bei Landsberg und am 28. rückte er in Augsburg ein. Kray ließ sich durch diese Demonstration durchaus nicht aus der Fassung bringen, sondern blieb beharrlich in Ulm. Man muß gestehen, dies war das Beste, was er thun konnte und gereichte seiner Charakterfestigkeit und seiner Beurtheilungsgabe zur größten Ehre.

Von diesem Augenblicke an beschränkte sich Moreau auf eine absichtliche Unthätigkeit. Er ordnete seine Aufstellung und verbesserte sie. Statt eine lange Linie zu bilden, die nur mit der äußersten Spitze an die Donau reichte, eine Stellung, die unser linkes Corps ungleichen Kämpfen mit der ganzen östreichischen Armee aussetzte, nahm er eine Frontveränderung vor, und von nun an mit dem Gesicht der Donau zugewandt, stellte er sich in einer diesem Strom gleichlaufenden Linie, ziemlich entfernt von demselben auf, lehnte den linken Flügel an die Iller, den rechten an die Günz, hielt Augsburg mit der Arrièregarde besetzt und beobachtete Tyrol durch ein Seitencorps. Auf diese Weise bildete die französische Armee eine so enggeschlossene Masse, daß sie keinen vereinzelten Kampf auf einem einzelnen Flügel zu besorgen hatte und nur noch den Wechselfällen einer großen Schlacht ausgesetzt war, die in unsern Reihen von Jedermann ersehnt wurde, denn sie wäre der völlige Untergang der kaiserlichen Armee geworden.

In dieser nun untadelhaften Stellung beabsichtigte Moreau die Resultate des Feldzugs abzuwarten, den der Erste Consul in diesem Augenblicke jenseits der Alpen unternahm. Seine Unterbefehlshaber drangen lebhaft in ihn, diese Unthätigkeit aufzugeben; beharrlich aber entgegnete er ihnen: noch mehr zu thun, bevor Nachrichten aus Italien angelangt wären, würde eine Unvorsichtigkeit sein; glücke es dem General Bonaparte auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes, so werde man alsdann ein entscheidendes Mannöver gegen Kray versuchen; wenn jedoch die französische Armee jenseits der Alpen nicht glücklich wäre, so werde man schon durch die Fortschritte, die man in Baiern gemacht habe, den Oestreichern Verlegenheit genug bereiten. Das Unterneh-

men des Generals Bonaparte, ein Geheimniß, das Moreau kannte, war für einen Geist, wie den seinigen, etwas Außerordentliches; es ist daher nicht zu verwundern, daß er bedenklich wurde und nicht weiter vorrücken wollte, ohne Gewißheit über das Schicksal der Reservearmee zu haben.

In Folge dieser Entschlüsse gerieth Moreau in heftigen Streit mit einigen seiner Unterbefehlshaber, namentlich mit Saint-Cyr. Dieser beklagte sich über die Unthätigkeit, in der man ihn erhalte, und hauptsächlich über die Parteilichkeit, welche bei den Vertheilungen an die verschiedenen Armeecorps vorherrsche. Sein Armeecorps, äußerte er, habe oft kein Brod, während das Armeecorps des Obergenerals, neben dem er stehe, im Ueberflusse lebe. Seit Eroberung der feindlichen Magazine fehlte es nicht an Hülfsquellen, wohl aber an Transportmitteln. Saint-Cyr hatte über diesen Punkt mehr als einen Wortwechsel; mit dem Generalstabe, der Moreau umgab, war er augenscheinlich zerfallen und darin lag der Hauptgrund dieser betrübenden Mißverständnisse. General Grenier war eben eingetroffen. Saint-Cyr wünschte, daß Moreau diesem General den Befehl über die Reservearmee übertrüge, damit er sich der vorgefaßten Meinung und der Parteilichkeit, der unvermeidlichen Folgen eines Specialcommando's, entledigen könne. Leider wollte Moreau nichts davon wissen; Saint-Cyr zog sich daher unter Gesundheitsvorwänden zurück und beraubte die Armee ihres tüchtigsten Generals. Uebrigens war Saint-Cyr nur dazu geschaffen, selbst zu befehlen, nicht aber zu gehorchen. General Sainte-Suzanne zog sich ebenfalls in Folge derselben Mißverständnisse zurück. Er wurde an den Rhein geschickt, um ein Corps zu bilden, das der Armee von Deutschland den Rücken decken und die Streitkräfte des Barons von Albini in Schranken halten sollte. General Grenier trat an Saint-Cyr's, Richepanse an Sainte-Suzanne's Stelle. Moreau, dessen Soldaten hinreichend mit Lebensmitteln versehen waren und der sich in seiner neuen Stellung ganz festgesetzt hatte, faßte den Entschluß, die Dinge abzuwarten, und schrieb an den Ersten Consul folgende Zeilen, in denen seine Lage und seine Absichten vollkommen verzeichnet sind:

„Babenhausen, 7. Prairial des Jahres VIII.
(27. Mai 1800.)

„Mit Ungeduld erwarten wir, Bürger Consul, die Nachricht von

Ihren Erfolgen. Kray und ich tappen hier herum, er, um sich bei Ulm zu behaupten, ich, um ihn aus dieser Stellung zu vertreiben. . . .

„Es wäre gefährlich gewesen, besonders für Sie, hätte ich den Krieg auf das linke Donauufer versetzt. Unsere jetzige Stellung hat den Fürsten von Reuß gezwungen, sich nach den Ausgängen von Tyrol, an die Quellen des Lech und der Iller zurückzuziehen; so ist er Ihnen nicht gefährlich.

„Geben Sie mir, ich bitte darum, Nachricht von sich, und melden Sie mir, was sich möglicherweise für Sie thun läßt. . . .

„Wenn Kray auf mich zukommt, weiche ich noch bis Memmingen zurück; dort vereinige ich mich mit dem General Lecourbe und dann schlagen wir los. Wenn er nach Augsburg marschirt, marschire ich auch dorthin; er giebt dadurch seinen Stützpunct bei Ulm auf, und dann werden wir schon sehen, was zu thun ist, um Sie zu decken.

„Wir hätten mehr Vortheil davon, auf dem linken Donauufer Krieg zu führen und Würtemberg und Franken mit Contribution zu belegen; allein damit würde Ihnen nicht gedient sein, da der Feind Detaschements nach Italien hinunter senden könnte, während er uns die Reichsfürsten plündern ließe.

„Empfangen Sie die Versicherung meiner Ergebenheit.

(Gezeichnet) Moreau.“

Ein Monat und zwei Tage waren verflossen, und hatte auch Moreau keine so schnellen und entscheidenden Ergebnisse, die mit Einem Schlage den ganzen Feldzug beendigen, erlangt, wie er es gekonnt, wenn er bei Schaffhausen auf einem einzigen Punkte den Rhein überschritten wäre, sich in Masse auf Kray's linken Flügel geworfen und die Schlachten von Engen und Mößkirch mit seinen vereinigten Kräften geliefert hätte; oder wie er es abermals gekonnt hatte, wenn er die östreichische Armee bei Sigmaringen in die Donau geworfen, sie im Lager bei Ulm mit Sturm genommen oder durch ein entschiedenes Manöver zum Rückzuge nach Augsburg genöthigt hätte: so hatte er doch die wesentlichste Bedingung des Feldzugsplans erfüllt: er hatte im Angesicht der östreichischen Armee ohne Unfall den Rhein überschritten, zwei große Schlachten geliefert, und obwohl die Concentrirung seiner Streitkräfte ungenügend gewesen, durch seine Unerschütterlichkeit und sein richtiges Urtheil über den Kampfplatz diese Schlach-

ten gewonnen; endlich, ungeachtet seines Herumtappens vor Ulm, hatte er die Oestreicher doch neben dieser Festung eingeschlossen, wo er sie blokirt hielt, ihnen den Weg nach Baiern und Tyrol abschnitt, und, selbst in einer guten Stellung, das Ergebniß der Vorgänge in Italien abwarten konnte. Findet man hierin auch nicht den überlegenen, enschiedenen Geist, der zum großen Feldherrn macht, so zeigt sich doch ein verständiger, ruhiger Geist, der die Fehler einer nicht genug umfassenden Einsicht und eines zu wenig entschlossenen Charakters durch seine Unerschütterlichkeit wieder gut macht; es zeigt sich endlich darin ein vortrefflicher General, wie er den Völkern oft zu wünschen wäre, wie Europa keinen zweiten besaß; denn Frankreich, das schon den General Bonaparte hatte, war es damals beschieden, auch noch Moreau, Kléber, Desaix, Masséna, Saint-Cyr, d. h. die besten Generale zweiten Ranges zu besitzen; wobei noch bemerkt zu werden verdient, daß es bereits einen Dumouriez und Pichegru hervorgebracht hatte! Eine Zeit wundervoller Erinnerungen, die uns einiges Vertrauen zu uns selbst einflößen und Europa beweisen muß, daß unser ganzer Ruhm in diesem Jahrhunderte nicht einem einzigen Manne allein zu verdanken ist, daß er nicht das Ergebniß eines so höchst seltenen Zufalls ist, welcher Genie's, wie Hannibal, Cäsar oder Napoleon, hervorbringt.

Hauptsächlich konnte man Moreau vorwerfen, daß ihm als Oberbefehlshaber der kräftige Nachdruck abging, daß er sich von einer Militärclique umringen, beherrschen ließ, daß er in seiner Umgebung Mißverständnissen aufzukommen gestattete, sich so seiner besten Offiziere beraubte und eine mangelhafte Armeeorganisation, die seine Unterbefehlshaber zur Vereinzelung und zu Handlungen schlechter Waffenbrüderschaft verleitete, durch die Kraft seines Willens nicht zu verbessern verstand. Wie wir bereits öfters erwähnt, wie wir nur allzuoft noch zu wiederholen haben: Moreau's Fehler lag im Charakter. Hätten wir doch einen Schleier vor Augen, der die traurige Folgezeit uns selbst verbärge und Andern verbergen könnte, der uns einen ungetrübten Genuß der edlen und weisen Thaten dieses Kriegers zuließe, als ihm Eifersucht und Verbannung das Herz noch nicht umgewandelt hatten!

Jetzt müssen wir uns auf einen anderen Schauplatz versetzen, um dort auch Zeuge eines ganz andern Schauspiels zu sein. Die an Gegensätzen so reiche Vorsehung wird uns einen andern Geist, einen andern Charakter, ein anderes Geschick, und, zur Ehre unsres Vaterlandes, immer dieselben, d. h. immer einsichtige, ergebene und furchtlose Soldaten sehen lassen.

IV. Buch.

Marengo.

Der Erste Consul wartete nur auf die glücklichen Erfolge der Rheinarmee, um in die Ebenen von Italien hinabzusteigen, denn vor diesen Erfolgen konnte er von Moreau keine Absendung von Truppencorps verlangen, wie auch Kray noch nicht so vollständig von Melas geschieden war, daß sich in dessen Rücken Alles hätte unternehmen lassen. Deßhalb erwartete sie der Erste Consul mit lebhafter Ungeduld und war entschlossen, Paris, sobald er zuverlässige und völlig befriedigende Nachrichten über Moreau's Operationen empfangen, zu verlassen und den Oberbefehl über die Reservearmee zu übernehmen. Die Zeit drängte auch wirklich, zumal wenn man berücksichtigt, daß Masséna

DESAIX.

General der Republik.

in Genua dem unerträglichsten Elende preisgegeben war. Wir verließen ihn daselbst im Kampfe gegen sämmtliche Streitkräfte der Oestreicher mit einer durch Anstrengungen erschöpften Armee, die trotz der erstaunlichsten Ueberlegenheit des Feindes diesem dennoch tagtäglich beträchtliche Verluste beibrachte. General Ott hatte sich am 10. Mai eine unpassende Prahlerei erlaubt und dem General Masséna angekündigt, er lasse durch Kanonendonner einen über General Suchet erfochtenen Sieg verkündigen, was übrigens eine falsche Nachricht war; der berühmte Vertheidiger Genua's schickte sich an, dieser Großthuerei auf glänzende Weise zu antworten. Mit zwei Colonnen machte er einen Ausfall aus Genua. Die eine zur Linken, vom General Soult befehligt, rückte den Bisagno aufwärts und umging Monte-Ratti; die andere, unter Miollis, griff Monte-Ratti von vorn an. Nachdrücklich bestürmt wurden die Oestreicher in die Schluchten gestürzt und verloren außer 1500 Gefangenen diese wichtige Stellung. Abends zog Masséna triumphirend wieder in Genua ein und am folgenden Morgen schrieb er dem General Ott: er lasse Victoria schießen wegen seines gestrigen Sieges: eine dieses Hochherzigen würdige Heldenrache!

Jetzt hörten aber seine glücklichen Erfolge auf, denn seine erschöpften Soldaten vermochten kaum mehr das Gewicht ihrer Waffen zu tragen. Am 13. Mai (23. Floréal) folgte dieser so energische Mann einem Gutachten seiner Generale und gab fast wider Willen seine Einwilligung zu einer Operation, die höchst unglücklich ablief: diese Operation bezweckte, den Monte-Creto einzunehmen, eine wichtige Stellung, aus welcher die Oestreicher zu vertreiben allerdings sehr wünschenswerth gewesen wäre, denn dann würden dieselben ziemlich weit von Genua zurückgetrieben worden sein; man hatte aber leider nur wenig Aussicht auf einen günstigen Erfolg. Masséna, der doch gewiß kein Mißtrauen in seine Armee setzte, denn er forderte und erhielt ja täglich die größten Anstrengungen von ihr, hielt sie nicht mehr befähigt, eine Stellung zu nehmen, die der Feind mit seinen sämmtlichen Streitkräften vertheidigen würde. Er wollte lieber eine Expedition das Meer entlang nach Porto-Fino machen, um sich einer großen Zufuhr von Lebensmitteln zu bemächtigen, die sich, wie er wußte, in dieser Gegend befand. Gegen seine Gewohnheit gab er jedoch der Meinung seiner Unterbefehlshaber nach und rückte am Morgen des 13. Mai gegen den Monte-Creto aus. Der Kampf war an-

fangs äußerst glänzend: leider erschöpfte aber ein furchtbares Unwetter, das einige Stunden anhielt, die Kräfte unsrer Soldaten. Der Feind hatte auf diesem Punkte zahlreiche Truppen zusammengezogen, und warf unsere vor Hunger und Mattigkeit fast ersterbenden Soldaten in die Thäler zurück. General Soult, der es seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, ein Unternehmen, das er angerathen, zu einem glücklichen Ende zu führen, sammelte die 3. Halbbrigade um sich, führte sie muthvoll gegen den Feind und würde vielleicht den Sieg erfochten haben, wäre er nicht durch einen Schuß, der ihm das Bein zerschmetterte, auf dem Schlachtfelde niedergestreckt worden. Seine Soldaten wollten ihn wegbringen, behielten aber nicht Zeit dazu, und so fiel dieser General, der während der ganzen Belagerung Masséna vortrefflich unterstützt hatte, in die Hände des Feindes.

Die Armee kehrte sehr betrübt nach Genua zurück, brachte aber doch noch Gefangene mit. Während sie kämpfte, war im Innern der Stadt ein Weiberaufstand ausgebrochen. Die Unglücklichen liefen, von Hunger getrieben, mit Klingeln durch die Straßen und baten um Brod. Sie wurden auseinander getrieben und der französische General hatte von nun an fast nur für die Ernährung der Bevölkerung von Genua zu sorgen, die ihm übrigens die edelste Aufopferung bewies. Wie wir gesehen haben, hatte er sich nach einander, erst auf 14, dann auf weitere 14 Tage Getreide verschafft; hierauf hatte ein Schiff, das unvermuthet in Genua einlief, noch Korn auf 5 Tage gebracht, so daß er dadurch Lebensmittel für mehr als einen Monat erhielt. Seit dem 5. April war er eng eingeschlossen und diese Lebensmittel hatten bis zum 10. Mai ausgereicht. Als er seine Vorräthe abnehmen sah, verringerte er die täglich an das Volk und an das Heer ausgetheilte Ration. Das Fehlende suchte man durch eine Suppe aus Kraut und etwas Fleisch, das sich noch in der Stadt vorfand, zu ergänzen. Die reichen Einwohner konnten noch immer für ihren Unterhalt sorgen, indem sie einige versteckte Lebensmittel mit Gold aufwogen, welche die polizeiliche Nachsuchung nicht zu entdecken vermocht hatte, um sie zum gemeinsamen Unterhalte zu verwenden. So brauchte sich Masséna nur um die Armen zu bekümmern, denen die Hungersnoth sich besonders fühlbar machte. Zu ihren Gunsten hatte er den Reichen eine Steuer aufgelegt und dadurch die Armen für die Franzosen gewonnen. Aus Furcht vor den Oestreichern und der politischen Ordnung, welche diese

vertheidigten, war übrigens die Mehrzahl der Einwohner entschlossen, Masséna durch Entsagung zu unterstützen. Seine Charakterstärke hatte Eindruck auf sie gemacht und ihr Gehorsam gegen ihn war eben so groß als ihre Bewunderung. Dennoch bediente sich die oligarchische Partei einiger armen Hungerleider und bereitete ihm alle erdenklichen Verlegenheiten. Um sie im Zaume zu halten, ließ Masséna einen Theil seiner Bataillone mit brennenden Lunten bei ihren Geschützen auf den Hauptplätzen der Stadt bivouakiren. Allein das Brod, von dem man noch lebte und das aus Hafer, Bohnen und andern Mehlfrüchten, deren man habhaft werden konnte, bereitet war, ging zu Ende, und bald mußte es auch an Fleisch fehlen. Am 20. Mai konnte nichts mehr übrig sein, als Stoffe, die sich zu Nahrungsmitteln fast unmöglich verwenden ließen. Es war daher dringend nothwendig, die Festung vor dem 20. Mai zu entsetzen, wenn man nicht wollte, daß Masséna mit seiner ganzen Mannschaft in Gefangenschaft gerathen würde, und daß der Baron von Melas, der dann 30,000 Mann mehr zur Verfügung hatte, sich wieder nach Piemont wende, um die Alpenausgänge zu versperren.

Der Adjutant Franceschi, welcher der Regierung Nachricht bringen sollte, war durch Gewandtheit und verwegenen Muth glücklich mitten durch die Oestreicher und Engländer durchgekommen und hatte den Ersten Consul mit der kläglichen Lage der Festung Genua bekannt gemacht. Daher versäumte auch der Erste Consul nichts, um das Reserveheer zum Uebergang über die Alpen in Stand zu setzen. Ebendeßhalb hatte er Carnot nach Deutschland gesendet, mit dem ausdrücklichen Befehle der Consuln, das zum Uebergang über den St. Gotthard bestimmte Detaschement aufbrechen zu lassen. Er selbst arbeitete Tag und Nacht, wechselte Briefe mit Berthier, der die Infanterie- und Cavallerie-Divisionen einrichtete, mit Gassendi und Marmont, welche die Artillerie organisirten, mit Marescot, der auf der ganzen Linie der Alpen Kundschaft einzog, und drängte alle Welt mit jenem hinreißenden Feuereifer vorwärts, durch den es ihm gelungen ist, die Franzosen von den Ufern des Po nach den Ufern des Jordan, und von den Ufern des Jordan nach den Ufern der Donau und des Borysthenes zu führen. Er für seine Person wollte Paris erst im letzten Augenblick verlassen, da er nur so kurze Zeit als irgend möglich die politische Verwaltung Frankreichs aus der Hand geben und

den Umtriebemachern und Verschwörern freien Spielraum lassen mochte. Inzwischen durchzogen die aus der Vendée, aus der Bretagne, aus Paris und von den Ufern der Rhone aufgebrochenen Divisionen das weite Gebiet der Republik und ihre Colonnenspitzen zeigten sich bereits in der Schweiz. In Dijon befanden sich noch immer die Depots der Corps nebst einigen Rekruten und Freiwilligen, die nach dieser Stadt geschickt waren, um die Ansicht in Europa glaubhaft zu machen, daß das Heer in Dijon nichts weiter als eine reine Fabel sei, mit welcher man den Baron von Melas schrecken wolle. Bis jetzt ging Alles nach Wunsche, und die Täuschung der Oestreicher war vollständig. Die Truppenbewegungen nach der Schweiz zu, die man wegen Vereinzelung der Corps wenig bemerkte, galten für Verstärkungen, welche der Armee von Deutschland zugesendet würden.

Als endlich Alles bereit war, traf der Erste Consul seine letzten Anordnungen. Er empfing eine Botschaft des Senats, des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers, welche ihm die Wünsche der Nation überbrachte: er möge bald als Sieger und Friedensstifter zurückkehren. Er antwortete mit berechneter Feierlichkeit, und diese Antwort sollte nebst den Artikeln des Moniteurs als Beweis dienen, das seine mit solchen Zurüstungen angekündigte Reise nur, wie die Reservearmee, eine Finte sei und weiter nichts. Den Consul Cambacérès beauftragte er, statt seiner den Vorsitz im Staatsrathe zu übernehmen, welcher damals gewissermaßen die ganze Regierung ausmachte. Der Consul Lebrun erhielt den Auftrag, die Finanzverwaltung zu überwachen. Jedem von ihnen sagte er: „Halten Sie sich fest; fällt etwas vor, so lassen Sie sich nicht irre machen. Schnell wie der Blitz werde ich zurückkommen und die Verwegenen zerschmettern, welche es wagen sollten, Hand an die Regierung zu legen.“— Insbesondere beauftragte er seine Brüder, welche ein mehr persönliches Interesse an ihn fesselte, ihn von Allem in Kenntniß zu erhalten und ihm das Zeichen zur Rückkehr zu geben, falls seine Gegenwart nothwendig würde. Während er seine Abreise mit Aufsehen bezweckender Oeffentlichkeit bekannt machte, mußten dagegen die Consuln und Minister den Neuigkeitsverbreitern im Vertrauen sagen, der Erste Consul verlasse Paris nur auf einige Tage und nur, um die Truppen zu mustern, welche in's Feld zu rücken bereit ständen.

Er reiste übrigens befriedigt und voll Hoffnung ab. Seine Ar-

mee enthielt viele Rekruten, aber auch, und fast in noch größerer Anzahl kriegs- und sieggewohnte Soldaten, unter dem Befehle von Offizieren aus seiner Schule. Außerdem setzte er ein unbegrenztes Vertrauen in die tiefe Berechnung seines Plans. Nach den neuesten Berichten blieb Baron Melas hartnäckig dabei, sich tiefer in Ligurien einzulassen, die eine Hälfte seiner Streitkräfte gegen Genua, die andere gegen den Var gerichtet. Nach diesen Nachrichten zweifelte der Erste Consul nicht mehr an dem Gelingen seiner Unternehmung; in seiner glühenden Phantasie sah er sogar schon den Punkt, auf welchem er die östreichische Armee antreffen und zerschmettern würde. Eines Tages, vor der Abreise, lag er über seinen Karten und bezeichnete mit verschiedenfarbigen Zeichen die Stellung der französischen und östreichischen Truppen; bei dieser Gelegenheit äußerte er in Gegenwart seines Secretärs, der ihn verwundert und neugierig zuhörte: „Dieser arme Herr von Melas wird über Turin gehen, sich nach Alessandria zurückwenden... ich gehe über den Po, erreiche ihn auf der Straße von Piacenza in den Ebenen der Scrivia und schlage ihn da, da....“ und bei diesen Worten steckte er ein Zeichen auf San Giuliano. Wie außerordentlich diese Art von Seherblick in die Zukunft war, wird man bald würdigen können.

Er verließ Paris am Morgen des 6. Mai vor Tagesanbruch und nahm seinen Adjutanten Duroc und seinen Secretär Bourrienne mit. Als er nach Dijon kam, musterte er die Depots und die Rekruten, die man dort zusammengebracht hatte, aber ohne Kriegsbedarf und ohne all die unentbehrlichen Zuthaten einer Armee, die in's Feld rücken soll. Nach dieser Musterung, welche die Spione noch mehr überzeugen sollte, daß die Armee von Dijon nichts weiter als eine reine Erfindung sei, begab er sich nach Genf und von Genf nach Lausanne, wo Alles Ernst war, wo Alles, was vorging, anfangen mußte, die Ungläubigen zu enttäuschen, aber zu spät zu enttäuschen, um Anzeigen, die noch geholfen hätten, nach Wien schicken zu können.

Am 13. Mai musterte General Bonaparte einen Theil seiner Truppen und trat in Berathung mit den Offizieren, die hierher beschieden waren, um ihm über das, was sie gethan, Bericht zu erstatten und seine letzten Befehle zu empfangen. Am ungeduldigsten erwartete er es, den General Marescot zu hören, der mit Recognoscirung der Alpen beauftragt gewesen. Nach Vergleichung aller Ueber-

gänge sprach sich dieser Ingenieuroffizier für den St. Bernhard aus, hielt aber das Unternehmen für sehr schwierig. — „Schwierig, das mag sein,“ antwortete der Erste Consul, „aber ist es möglich?“ — Ich glaube, ja, erwiederte General Marescot, aber nur mit außerordentlichen Anstrengungen. — „Wohlan denn, vorwärts!“ war die ganze Antwort des Ersten Consuls.

Hier ist der geeignete Ort, die Gründe darzulegen, die ihn bewogen, den St. Bernhard zu wählen. Der St. Gotthard war den aus Deutschland kommenden und vom General Moncey befehligten Truppen vorbehalten. Dieser Uebergangsweg lag auf ihrer Straße und konnte höchstens 15,000 Mann ernähren, denn die Thäler der obern Schweiz waren durch die Gegenwart der kriegführenden Armeen völlig ausgesogen. Es blieben also noch die Uebergänge über den Simplon, den großen St. Bernhard und den Mont-Cenis. Damals führten noch keine Heerstraßen wie heutigen Tages darüber. Am Fuße des Engpasses mußte alles Achsen-Fuhrwerk auseinander genommen, auf Schlitten fortgeschafft und auf der andern Seite der Berge wieder zusammengesetzt werden. Diese Uebergänge boten alle drei ziemlich gleiche Schwierigkeiten dar; der Mont-Cenis war indeß, da er häufiger befahren wurde, wegsamer als die andern und stellte vielleicht deßhalb weniger örtliche Hindernisse entgegen; allein der Weg über denselben mündete auf Turin aus, also mitten unter den Oestreichern, zu sehr in ihrer Nähe und war daher zu dem Plane, sie zu umzingeln, nicht hinreichend geeignet. Der Simplon dagegen, in Bezug auf den Ausgangspunkt der entfernteste von allen dreien, hatte die entgegengesetzten Uebelstände. Die Straße über denselben mündete zwar unfern von Mailand in einer herrlichen Gegend, weit genug von den Oestreichern und ganz in ihrem Rücken; allein sie hatte einen großen Uebelstand, den der weiten Entfernung nämlich. Um zu diesem Wege zu gelangen, hätte man in der That mit dem Material des Heeres ganz Wallis der Länge nach durchziehen müssen, wozu Transportmittel erforderlich gewesen wären, die wir nicht zu unserer Verfügung hatten. Mitten in den unfruchtbaren und eisbedeckten Thälern, durch die man ziehen sollte, mußte man Alles mit sich führen, und ob man 20 Stunden mehr oder weniger zurückzulegen habe, war daher keineswegs gleichgültig. Falls dagegen der Uebergang über den St. Bernhard stattfand, so hatte man nur den Weg von Villeneuve bis Mar-

tinach zu machen, also von einem Ende des Genfersee's, wo das Mittel der Schifffahrt aufhörte, bis an den Fuß des Engpasses. Das war eine sehr kleine Strecke Wegs. Die St. Bernhardsstraße mündet dann im Thale von Aosta bei Ivrea, zwischen den beiden Straßen von Turin und von Mailand, in einer zur Umzingelung der Oestreicher sehr zweckmäßigen Richtung. Obschon sie daher viel schwieriger, vielleicht auch gefährlicher war, verdiente sie doch wegen der Kürze des Uebergangs den Vorzug.

Der Erste Consul beschloß demnach, die Hauptmasse seiner Streitkräfte über den St. Bernhard selbst zu führen. Er nahm die besten Bestandtheile der Reservearmee mit sich, ungefähr 40,000 Mann, 35,000 Infanterie und Artillerie, 5000 Mann Cavallerie. Um indeß die Aufmerksamkeit der Oestreicher zu theilen, kam er auf den Gedanken, einige Abtheilungen, die man nicht mit dem Hauptcorps der Armee zu vereinigen vermocht hatte, auf anderen Wegen über das Gebirg hinabzuschicken. Unweit des großen St. Bernhard liegt der kleine St. Bernhard, dessen Straße von den Höhen Savoyens ebenfalls in das Thal von Aosta ausmündet. Nach diesem Passe schickte der Erste Consul den General Chabran mit der 70. Halbbrigade und einigen Bataillonen vom Orient, die durch Rekruten vollzählig gemacht waren. Dies gab eine Division von 5 bis 6000 Mann, die sich bei Ivrea der Hauptcolonne wieder anschließen sollte. General Thurreau endlich, der mit 4000 Mann ligurischer Truppen den Mont-Cenis vertheidigte, hatte Befehl, sich bei diesem Uebergangspunkte zu zeigen und einen Versuch zu machen, auf Turin vorzudringen. So sollte die französische Armee gleichzeitig auf vier Straßen von den Alpen herabkommen, über den St. Gotthard, den großen und den kleinen St. Bernhard und den Mont-Cenis. Die 40,000 Mann starke Hauptmasse, die in der Mitte dieses Halbkreises vordrang, hatte die Gewißheit, daß die aus Deutschland gekommenen 15,000 Mann, so wie die Truppen des Generals Chabran, vielleicht auch die des Generals Thurreau sich ihr anschließen würden, was die Gesammtmacht auf ungefähr 65,000 Mann bringen und den Feind verwirren mußte, der beim Erscheinen aller dieser Corps nicht wissen konnte, gegen welchen Punkt er seinen Widerstand zu richten habe.

Nachdem die Wahl der Uebergangspunkte getroffen war, mußte man sich mit der Ausführung selbst beschäftigen, die darin bestand,

60,000 Mann nebst ihrem Material ohne gebahnte Straßen, über Felsen und Eisfelder, in der schlimmsten Jahreszeit, in der Zeit des Schneeschmelzens, auf die andere Seite der Alpen zu führen. Es ist schon sehr beschwerlich, einen Artilleriepark mit sich zu schleppen, denn jedes Geschütz braucht ein Gefolge von mehrern Wagen und für 60 Feuerschlünde mußte man gegen 300 mitnehmen; allein in diesen hohen Thälern, die ein ewiger Winter zur Unfruchtbarkeit verurtheilt, während die andern kaum groß genug sind, ihre vereinzelten Bewohner zu ernähren, konnte man gar keine Lebensmittel vorfinden. Man mußte Brod für die Menschen und selbst Futter für die Pferde mitnehmen. Die Schwierigkeit war also ungeheuer. Von Genf bis Villeneuve ging Alles leicht, weil hier der Genfersee eine achtzehnstündige eben so schnell als sicher zum Ziele führende Wasserstraße bildet. Aber von Villeneuve, dem Endpunkte des See's, bis Ivrea, dem Ausgangspunkte, der in die reiche Ebene Piemonts führt, hatte man 45 Stunden zurückzulegen und 10 davon über Felsen und Gletscher der großen Alpenkette. Die Straße von Villeneuve nach Martinach und von Martinach bis St. Peter war für Fuhrwerk gangbar. Hier aber begann man Fußpfade hinaufzuklimmen, die schneebedeckt, von Abgründen begrenzt, kaum zwei bis drei Fuß breit und während die Sonne wirkte, furchtbaren Lawinenstürzen ausgesetzt waren. Auf solchen Fußwegen hatte man zehn Stunden zurückzulegen, um auf der andern Seite des St. Bernhard nach dem Dorfe des Saint-Remy in's Thal von Aosta zu gelangen. Hier fand man wieder eine für Wagen fahrbare Straße, die über Aosta, Châtillon, Bard und Ivrea in die Ebene von Piemont führte. Von allen diesen Punkten bezeichnete man nur einen als von der Art, daß er einige Schwierigkeiten darbieten könne, Bard, wo, wie man sagte, ein Fort vorhanden sei, von welchem einige italienische Offiziere hatten sprechen hören, das aber kein ernstliches Hinderniß entgegenzustellen schien. Es waren also, wie gesagt, 45 Stunden zurückzulegen, auf denen man Alles mit sich führen mußte, vom Genfersee bis zu den Ebenen von Piemont und unter diesen 45 Stunden zehn für Wagen nicht befahrbar.

Folgendes waren die Anstalten, welche der Erste Consul zur Fortschaffung des Materials ersonnen und die unter der Leitung der Generale Marescot, Marmont und Gassendi ausgeführt wurden: Auf dem Genfersee waren unermeßliche Vorräthe von Getreide, Zwieback

und Hafer nach Villeneuve geschafft worden. General Bonaparte wußte, daß der Beistand der kräftigen Bergbewohner der Alpen für Geld leicht zu gewinnen sei und hatte daher beträchtliche Summen in bar in diese Gegenden gesandt. Auf diese Weise hatte man, jedoch erst in den letzten Tagen, durch hohe Löhne alle Leiterwagen des Landes, alle Maulthiere, alle Bauern nach diesem Punkte hingezogen. So war Brod, Zwieback, Futter, Wein, Branntwein von Villeneuve nach Martinach und von Martinach bis nach St. Peter am Fuße des Passes hingeschafft worden. Eben dahin war auch eine genügende Menge von lebendem Schlachtvieh geführt worden. Die Artillerie mit ihren Munitionswagen war gleichfalls hierhin gebracht worden. Eine am Fuße des Passes in St. Peter aufgestellte Handwerkercompagnie mußte die Geschütze auseinandernehmen und die Laffetten in mit Ziffern bezeichnete Stücke zerlegen, so daß sie auf Maulthieren fortgeschafft werden konnten. Die von den Laffetten genommenen Kanonenläufe sollten auf Rollschlitten befestigt werden, die man in Auxonne angefertigt hatte. Für die Munition der Infanterie und Artillerie hatte man eine Menge kleine Kisten angefertigt, die sich leicht auf Maulthieren befestigen ließen, um sie, wie alles Uebrige, durch Lastthiere aus der dortigen Gegend fortzuschaffen. Eine zweite Handwerkercompagnie mit Feldschmieden sollte mit der ersten Division über das Gebirge gehen, sich im Dorfe Saint-Remy, wo die gebahnte Straße wieder anfing, einrichten und dort die Artilleriewagen wieder zusammensetzen und die Stücke auf ihre Laffetten legen. Das war die ungeheure Aufgabe, die man sich gestellt hatte. Der Armee war auch eine Pontoniercompagnie beigegeben, die zwar kein Material zum Brückenschlagen hatte, aber bestimmt war, dasjenige dazu zu verwenden, welches man unfehlbar in Italien erobern würde.

Außerdem war der Erste Consul bedacht gewesen, die Beihülfe der Mönche im Hospiz auf dem großen St. Bernhard in Anspruch zu nehmen. Es ist weltbekannt, daß sich dort seit Jahrhunderten fromme Einsiedler niedergelassen haben und weit über den Wohnungen der Menschen in der furchtbaren Einöde leben, um den Reisenden Hülfe zu leisten, welche ein Unwetter hier überrascht und zuweilen unter Schnee begräbt. Der Erste Consul hatte ihnen im letzten Augenblicke eine Summe Geld geschickt, damit sie eine große Menge Brod, Käse und Wein zusammen bringen könnten. Zu St. Peter, am Fuße des Passes,

wurde ein Spital errichtet, ein zweites auf der andern Seite der Berge, in Saint-Remy. Diese beiden Spitäler sollten die etwaigen Verwundeten und Kranken an größere in Martinach und Villeneuve errichtete Spitäler abgeben.

Alle diese Vorkehrungen waren getroffen; die Truppen begannen zu erscheinen; General Bonaparte, der sich in Lausanne befand, musterte sie, sprach zu ihnen, beseelte sie mit dem Feuer, das ihn erfüllte, und bereitete sie vor auf die unsterbliche Unternehmung, die in der Geschichte dem großen Zuge Hannibals an die Seite gestellt werden sollte. Er hatte Sorge getragen, zwei Besichtigungen anzuordnen, eine zu Lausanne, die andere in Villeneuve. Hier nahm man jeden Infanteristen, jeden Cavalleristen einzeln in Musterung und mittelst der Magazine, die man schnell an beiden Orten errichtet, lieferte man den Soldaten, was ihnen an Schuhwerk, Kleidern und Waffen fehlte. Diese Vorsichtsmaßregel war sehr zweckmäßig, denn trotz aller Mühe, die sich der Erste Consul gegeben, sah er doch oft alte Soldaten ankommen, deren Kleider abgetragen, deren Waffen unbrauchbar waren. Er beschwerte sich lebhaft darüber und ließ die Versäumnisse wieder gut machen, woran die Uebereilung oder Nachlässigkeit der Beamten Schuld war, die bis zu einem gewissen Grade stets unvermeidlich bleibt. Er hatte die Vorsicht so weit getrieben, zur Ausbesserung der Artilleriegeschirre am Fuße des Passes Sattlerwerkstätten einrichten zu lassen. Ueber diesen scheinbar so höchst geringfügigen Gegenstand hatte er eigenhändig mehrere Briefe geschrieben, was wir zur Belehrung für Generale und Regierungen anführen, denen Menschenleben anvertraut sind und die solche Einzelheiten oft aus Trägheit oder leerem Dünkel vernachlässigen. Es ist in der That nichts von alle dem, was zum Gelingen eines Unternehmens, zur Sicherung der Soldaten beitragen kann, zu kleinlich für das Genie oder für die hohe Stellung eines Befehlshabers.

Um die Anhäufung zu vermeiden, waren die Soldaten vom Jura bis zum Fuße des St. Bernhard in Staffeln vertheilt. Der Erste Consul befand sich zu Martinach in einem Bernhardiner-Kloster. Von hier aus ordnete er Alles an und blieb fortwährend in Briefwechsel mit Paris und mit den übrigen Armeen der Republik. Er erhielt Nachrichten aus Ligurien, die ihm meldeten, daß Melas, noch immer in den größten Täuschungen befangen, sein ganzes Augenmerk darauf

richte, Genua zu erobern und die Varbrücke zu erstürmen. Ueber diesen wichtigen Punkt beruhigt, ließ er endlich Befehl zum Uebergange ertheilen. Er für seine Person verweilte noch diesseits des St. Bernhard, um so lange als möglich in Briefwechsel mit der Regierung zu bleiben und Alles selbst über das Gebirge zu befördern. Berthier sollte sich dagegen auf die andere Seite des St. Bernhard begeben, um die Divisionen und das Material, das der Erste Consul ihm zuschicken werde, in Empfang zu nehmen.

Zuerst trat Lannes an der Spitze der Avantgarde in der Nacht vom 14. zum 15. Mai (24./25. Floréal) den Zug an. Er befehligte sechs Regimenter auserlesener, vortrefflich bewaffneter Truppen, welche unter diesem feurig-ungestümen, zuweilen etwas widerspänstigen, aber stets so gewandten und tapfern Führer frohen Muthes den abenteuerlichen Marsch unternahmen. Man brach zwischen Mitternacht und zwei Uhr Morgens auf, um dem Zeitpunkte zuvorzukommen, wo die Sonnenhitze den Schnee schmilzt und Berge von Eis auf das Haupt der verwegenen Wanderer herabstürzt, die sich in diese furchtbaren Schluchten hineinwagen. Acht Stunden waren nöthig, um auf den Gipfel des Berges an das Hospiz des St. Bernhard zu gelangen und nur zwei Stunden, um von dort abwärts Saint-Remy zu erreichen. Man hatte also Zeit genug, den Uebergang vor dem Augenblicke der größten Gefahr zu bewerkstelligen. Mit Eifer überwanden die Soldaten die Schwierigkeiten dieses Weges. Sie waren sehr beladen, denn sie hatten Zwieback auf mehrere Tage und außerdem eine große Menge Patronen mitnehmen müssen. Singend erklommen sie die steilen Pfade; von Abgründen umringt, malten sie sich schon die Eroberung jenes Italiens aus, in dem sie so oft schon die Freuden des Sieges genossen und waren von dem edlen Vorgefühle des unsterblichen Ruhmes, den sie erringen würden, erfüllt. Für die Infanteristen waren die Anstrengungen minder groß, als für die Cavalleristen. Letztere machten den Weg zu Fuß und führten ihre Pferde am Zügel. So lange es bergauf ging, hatte dies keine Gefahr, bergab aber mußte der Cavallerist wegen der Enge des Fußweges vor seinem Pferde gehen und lief so Gefahr, von dem Roß, wenn dasselbe einen Fehltritt that, mit in den Abgrund hinabgerissen zu werden. Es ereigneten sich auch wirklich einige Unfälle dieser Art, jedoch nur wenige; es gingen einige Pferde, aber fast kein Cavallerist verloren. Gegen Morgen langte man am

Hospiz an und eine vom Ersten Consul hier vorbereitete Ueberraschung belebte die Kräfte und den frohen Muth dieser braven Truppen von Neuem. Die schon im Voraus mit den erforderlichen Vorräthen versehenen Mönche hatten Tische gedeckt und setzten jedem Soldaten eine Portion Brod, Wein und Käse vor. Nach kurzer Rast setzte man sich wieder in Marsch und gelangte ohne Unfall nach Saint-Remy hinab. Lannes nahm sogleich auf dem jenseitigen Gebirgsabhang eine Stellung ein und traf alle nothwendigen Anstalten zur Aufnahme der übrigen Divisionen und besonders des Materials.

Jeden Tag sollte eine Division der Armee den Uebergang bewerkstelligen. Das ganze Unternehmen mußte also mehrere Tage dauern, hauptsächlich wegen des Materials, das mit den Divisionen hinüber zu schaffen war. Man ging an's Werk, während die Truppen auf einander folgten. Zunächst sandte man die Lebensmittel und den Schießbedarf ab. Dieser Theil des Materials ließ sich theilen und in kleinen Kisten den Maulthieren aufladen, so daß er mindere Schwierigkeiten machte, als das Uebrige. Nur die Unzulänglichkeit der Transportmittel verursachte Schwierigkeiten, denn trotz dem, daß man Geld mit vollen Händen verwendete, hatte man doch nicht genug Maulesel für die ungeheure Last bekommen, die auf die andere Seite des St. Bernhard geschafft werden sollte. Als indessen Lebensmittel und Schießbedarf mit den Divisionen und unter Mitwirkung der Soldaten hinübergebracht waren, machte man sich endlich an die Artillerie. Laffetten und Munitionswagen waren, wie gesagt, auseinandergenommen und auf Maulthiere geladen. Nun blieben noch die Kanonenläufe, deren Gewicht sich nicht durch Vertheilung der Last mindern ließ. Besonders bei den Zwölfpfündern und Haubitzen war die Schwierigkeit größer, als man anfänglich gedacht hatte. Die in den Arsenälen angefertigten Rollschlitten taugten nichts. Man erfand ein Mittel, das sogleich versucht wurde und sich bewährte: es wurden nämlich Fichtenstämme mitten durchgespalten und dann ausgehöhlt; zwischen je zwei solcher Stammhälften band man einen Kanonenlauf und schleifte letztern in dieser Umkleidung durch die Schluchten. Diese Vorkehrungen verhinderten jede durch einen Stoß herbeigeführte Beschädigung. Maulesel wurden vor diese seltsame Last gespannt und zogen einige Stücke bis zum Gipfel des Berges. Weit schwieriger war aber das Herunterbringen: es ließ sich nur durch Menschenkräfte bewerkstelligen und da-

bei lief man die größte Gefahr, weil man das Geschütz zurückhalten und dadurch am Sturz in die Abgründe verhindern mußte. Leider begann es an Maulthieren zu fehlen und die Eselstreiber, deren man eine große Menge brauchte, waren ganz besonders erschöpft. Man dachte demnach auf andere Mittel. Den Landleuten in der Umgegend wurde für jedes Kanonenrohr, das sie von St. Peter bis Saint-Remy brächten, bis auf 1000 Franken geboten. Zur Fortschaffung eines einzigen waren 100 Mann nöthig und bergauf wurde ein Tag, bergab ein zweiter dabei zugebracht. Einige hundert Bauern stellten sich ein und schafften unter Leitung der Artilleristen wirklich einige Geschütze hinüber. Aber selbst der Reiz des Gewinns vermochte sie nicht zur Wiederholung dieser Anstrengungen zu bewegen. Sie verschwanden alle und obgleich Offiziere ausgeschickt wurden, welche Geld in Menge boten, um sie zurückzubringen, mußte man doch darauf verzichten und die Soldaten der Divisionen auffordern, selbst ihre Geschütze zu ziehen. Von diesen ergebenen Truppen war Alles zu erlangen. Um sie anzufeuern, versprach man ihnen das Geld, welches die ermüdeten Bauern nicht mehr verdienen wollten; sie schlugen es aber aus und erklärten, es sei eine Ehrenpflicht für jede Truppenabtheilung, ihre Kanonen zu retten. So machten sie sich denn an die verlassenen Stücke. Abtheilungen von hundert Mann, die der Reihe nach aus den Gliedern traten, zogen abwechselnd. Wenn man an schwierige Stellen kam, spielte die Musik belebende Stücke und ermuthigte sie zur Ueberwindung dieser Hindernisse von so ungewohnter Art. Auf dem Gipfel des Gebirges fand man von den Mönchen des St. Bernhard Erfrischungen bereitet und rastete eine kurze Zeit um dann bergab noch größere und gefährlichere Anstrengungen zu machen. So sah man die Divisionen Chambarlhac und Monnier ihre Artillerie selbst schleppen, und als es zu spät wurde, noch an demselben Tage den Berg hinabzusteigen, wollten sie lieber im Schnee bivouakiren, als sich von ihren Kanonen trennen. Zum Glück war der Himmel heiter, so daß man außer den Schwierigkeiten der Oertlichkeit nicht auch noch die Strenge der Jahreszeit zu überwinden hatte.

Während der Tage des 16., 17., 18., 19. und 20. Mai fuhren die Divisionen fort, mit den Lebensmitteln, dem Schießbedarf und der Artillerie den Uebergang zu bewerkstelligen. Der Erste Consul befand sich noch immer in Martinach und beschleunigte die Absendung des

Materials; Berthier nahm es auf der andern Seite des St. Bernhard in Empfang und ließ es durch die Handwerker wieder in Ordnung bringen. Die Vorsorge des Ersten Consuls rastete nie und so gedachte er denn Lannes, der bereits seine Divisionen beisammen und einige Vierpfünder zum Fahren bereit hatte, nach der Ausmündung der Gebirge vorzuschicken und dieselbe besetzen zu lassen. Er ertheilte ihm Befehl bis nach Ivrea vorzudringen und diese Stadt zu nehmen, um sich so den Eingang in die Ebene von Piemont zu sichern. Lannes rückte am 16. und 17. Mai nach Aosta vor, wo sich einige Kroaten befanden, die in den Thalgrund zurückgeworfen wurden; dann ging es auf den Flecken Châtillon zu, wo er am 18. eintraf. Ein feindliches Bataillon, das sich dort befand, wurde über den Haufen geworfen und verlor eine Menge Gefangene. Lannes drang dann weiter im Thale vor, das sich, so wie man tiefer hinabkam, merklich ausbreitete und den entzückten Blicken unsrer Soldaten Wohnungen, Bäume, angebaute Felder, kurz alle Vorboten der Fruchtbarkeit Italiens zeigte. Diese braven Leute marschirten eben ganz vergnügt vorwärts, als das Thal wieder enger wurde und ihnen eine schmale Gebirgsschlucht zeigte, welche ein kanonenstarrendes Fort verschloß. Es war das Fort Bard, das von verschiedenen italienischen Offizieren bereits als ein Hinderniß bezeichnet worden war, jedoch als ein Hinderniß, das man besiegen könne. Die bei der Avantgarde befindlichen Ingenieuroffiziere gingen vor und erklärten nach einer schnellen Recognoscirung, daß das Fort den Thalweg gänzlich versperrt halte, und daß man nicht weiter könne, ohne diese Schranke zu überwältigen, die beim ersten Anblick beinahe unüberwindlich erschien. Als diese Nachricht die Division durchflog, verursachte sie eine höchst unangenehme Ueberraschung. Mit diesem unerwarteten Hinderniß verhielt es sich folgendermaßen:

Das Thal von Aosta wird von einem Fluß durchströmt, der alle Gewässer des St. Bernhard aufnimmt und sie unter dem Namen Dora Baltea dem Po zuführt. Nach Bard zu verengt sich das Thal; die Straße, die sich zwischen dem Fuß des Gebirges und dem Flußbett hinzieht, wird allmälig schmäler und ein Felsblock, der von den anliegenden Höhen mitten in's Thal hinabgestürzt zu sein scheint, versperrt sie am Ende fast ganz. Der Fluß strömt dann an der einen Seite dieses Felsens und die Straße führt auf der andern vorüber. Aus dieser mit Häusern besetzten Straße besteht die ganze Stadt Bard.

Auf dem Gipfel des Felsens liegt ein Fort, das, wenn gleich schlecht gebaut, durch seine Lage uneinnehmbar ist und mit seinem Feuer rechts den Lauf der Dora Baltea, links die ziemlich lange Straße, welche die sehr kleine Stadt Bard bildet, bestreicht. Zugbrücken verschlossen den Eingang und den Ausgang dieser einzigen Straße. Eine nicht besonders zahlreiche, aber gut befehligte Besatzung hatte das Fort inne.

Lannes war nicht der Mann, sich aufhalten zu lassen; er sandte sogleich einige Grenadierbataillone vor, welche die Zugbrücken herabschlugen und trotz eines sehr lebhaften Feuers in Bard eindrangen. Der Befehlshaber des Forts schleuderte auf diesen unglücklichen Flecken eine Menge von Kugeln und besonders Granaten, hielt aber endlich doch aus Rücksicht auf die Einwohner inne. Die Division Lannes blieb außerhalb des Fleckens stehen. Es lag am Tage, daß man nicht im Stande sei, unter dem Feuer des Forts, welches die Straße in allen Richtungen bestrich, das Material einer Armee vorüberzubringen. Lannes machte sogleich Meldung an Berthier, der eiligst ankam und mit Schrecken erkannte, wie schwierig es sei, ein Hinderniß, das sich plötzlich gezeigt, zu überwinden. General Marescot wurde berufen. Er untersuchte das Fort und erklärte es fast für uneinnehmbar, nicht wegen seiner Bauart, die mittelmäßig sei, sondern wegen seiner völlig vereinzelten Lage. Die Steile des Felsens gestattete nicht wohl eine Ersteigung mit Sturmleitern. Die Mauern waren zwar nicht durch einen Erdwall gedeckt, konnten aber doch nicht in Bresche geschossen werden, weil es keine Möglichkeit war, eine Batterie in der Art geeignet aufzustellen, daß sie zu treffen waren. Dennoch war es möglich, mit Menschenkraft einige Geschütze von leichtem Kaliber auf die benachbarten Höhen heraufzuschaffen. Berthier ertheilte dazu Befehl. Die Soldaten, die selbst zu den schwierigsten Unternehmungen geeignet waren, arbeiteten daran, zwei Vierpfünder und selbst zwei Achtpfünder hinaufzubringen. Es gelang ihnen wirklich, sie auf den Berg von Albaredo zu schaffen, welcher den Felsen und das Fort Bard beherrscht. Die plötzliche Eröffnung eines Feuers von oben überraschte die Besatzung einigermaßen; sie verlor indessen nicht den Muth, sondern erwiderte das Feuer und demontirte eins unsrer Geschütze, das von zu schwachem Kaliber war.

Marescot erklärte, er habe keine Hoffnung, das Fort einzunehmen; man müsse auf ein anderes Mittel, über das Hinderniß hinauszukom-

men, bedacht sein. Man stellte links, längs den Einbuchten des Berges von Albaredo Recognoscirungen an und entdeckte endlich einen Fußsteig, welcher weit gefährlicher war als der St. Bernhard selbst und unterhalb des Forts bei St. Donaz wieder mit der großen Straße zusammentraf. Obgleich dieser Fußsteig nur über ein Gebirge zweiten Ranges führte, war es mindestens eben so schwierig, über ihn hinwegzukommen, wie über den St. Bernhard, weil er nur von Hirten und Herden betreten wurde. Mußte man noch eine zweite Unternehmung versuchen, wie die eben ausgeführte, mit abermaligem Auseinandernehmen und Wiederzusammensetzen der Artillerie und unter gleich anstrengendem Schleppen derselben diesen zweiten Engpaß ersteigen, so konnten die Kräfte der Armee vielleicht bald nicht mehr ausreichen und das so oft zerlegte Material zuletzt zum Dienste unbrauchbar werden. Berthier erschrak, ertheilte den allmälig ankommenden Colonnen Gegenbefehl und ließ überall den Marsch der Mannschaften und des Materials einstellen, damit die Armee nicht weiter hineinkomme, wenn sie doch am Ende wieder umkehren müsse. In einem Augenblicke verbreitete sich die Besorgniß nach hinten zu und man glaubte schon sich aufgehalten in diesem ruhmvollen Unternehmen. Berthier schickte mehrere Couriere an den Ersten Consul, um ihn von diesem unerwarteten Hemmniß in Kenntniß zu setzen.

Dieser befand sich noch zu Martinach, da er nicht eher über den St. Bernhard gehen wollte, bevor er die Absendung der letzten Partien des Materials mit eigenen Augen gesehen. Die Meldung eines für unüberwindlich gehaltenen Hindernisses setzte ihn im ersten Augenblicke in eine Art Bestürzung; bald aber kam er von derselben zurück und weigerte sich hartnäckig, eine rückgängige Bewegung auch nur für möglich gelten zu lassen. Sich solch einem äußersten Nothschritt zu bequemen, konnte nichts in der Welt ihn bewegen. Er meinte, wenn eins der höchsten Gebirge des Erdballs ihn nicht aufzuhalten vermocht habe, werde doch ein Nebenfelsen nicht im Stande sein, über seinen Muth und sein Genie zu siegen. Das Fort, sagte er zu sich selbst, kann durch Kühnheit genommen werden, und nehmen wir es nicht, so wird es umgangen. Kämen übrigens auch nur die Infanterie und Cavallerie mit einigen Vierpfündern vorbei, so würden diese nach Ivrea, am Eingange der Ebene, vordringen und dort warten, bis die schwere Artillerie ihnen folgen könne. Sei diese schwere Artillerie

nicht im Stande, über das Hinderniß, das sich dort gezeigt habe, hinwegzukommen, und müsse man auch, um schwere Artillerie zu besitzen, die des Feindes erobern, so sei die französische Infanterie zahlreich und tapfer genug, um über die Oestreicher herzufallen und ihnen ihre Kanonen zu nehmen. Außerdem studirte er von Neuem seine Karten, befragte eine Menge italienischer Offiziere, und als er von diesen erfuhr, daß andere Straßen von Aosta aus in die umliegenden Thäler einführten, schrieb er Briefe über Briefe an Berthier, verbot es ihm, das Vorrücken der Armee zu unterbrechen und bezeichnete ihm mit erstaunlicher Genauigkeit die in der Umgegend des Forts von Bard vorzunehmenden Recognoscirungen. Da er nirgends eine ernstliche Gefahr anerkennen wollte, als höchstens die Ankunft eines feindlichen Corps, welches den Ausgang von Ivrea versperre, gab er Berthier auf, Lannes über den Fußsteig von Albaredo nach Ivrea zu schicken und ihn dort eine feste Stellung einnehmen zu lassen, die gegen die östreichische Artillerie und Cavallerie gedeckt sei. — „Wenn Lannes," fügte der Erste Consul hinzu, „den Ausgang des Thales bewacht, mag kommen, was da will: es wird immer höchstens ein Zeitverlust sein. Wir haben Lebensmittel genug, um warten zu können und werden jedenfalls unsern Zweck erreichen, indem wir das Hinderniß, das uns diesen Augenblick aufhält, entweder umgehen oder überwältigen." —

Sobald er Berthier diese Instructionen ertheilt hatte, schickte er seine letzten Befehle an General Moncey, der über den St. Gotthard eindringen sollte, und an General Chabran, der vom kleinen St. Bernhard her gerade beim Fort Bard ankommen mußte; dann entschloß er sich, endlich auch persönlich das Gebirge zu überschreiten. Ehe er aufbrach, erhielt er Nachrichten vom Var, die ihm meldeten, daß am 14. Mai (24. Floréal) der Baron von Melas noch in Nizza gewesen sei. Da jetzt der 20. Mai war, ließ sich nicht annehmen, daß der östreichische General binnen sechs Tagen von Nizza bis Ivrea herbeigeeilt sein würde. Er brach also auf, um den 20. noch vor Tagesanbruch über den Gebirgspaß zu gehen. Adjutant Duroc und sein Secretär Bourrienne begleiteten ihn. Die Kunst hat ihn auf einem feurigen Rosse über den Alpenschnee dahinsprengend dargestellt; Folgendes ist die einfache Wahrheit. Er bediente sich zum Uebergange über den St. Bernhard eines Maulthieres, auf dem er ritt; bekleidet mit jenem grauen Ueberrock, den er stets getragen, wurde er von einem

Manne aus der Umgegend geführt, zeigte auf schwierigen Stellen die Zerstreutheit eines mit anderen Dingen beschäftigten Geistes, unterhielt sich mit den auf der Straße befindlichen Offizieren und wandte sich von Zeit zu Zeit an den Führer, den er bei sich hatte; von diesem ließ er sich seinen Lebenslauf, seine Leiden und Freuden erzählen, wie ein müßiger Reisender, der nichts Besseres zu thun hat. Dieser Führer war ein junger Mensch und schilderte ihm ganz unbefangen alle Umstände seines unbedeutenden Daseins, besonders aber seinen Kummer, wegen Mittellosigkeit ein Mädchen im Thale nicht heirathen zu können. Bald hörte der Erste Consul ihm zu, bald richtete er Fragen an die Reisenden, welche das Gebirge bedeckten, und so gelangte er nach dem Hospiz, in welchem ihn die guten Mönche mit großer Zuvorkommenheit empfingen. Kaum war er von seinem Maulthiere abgestiegen, so schrieb er ein Billet, übergab es seinem Führer und empfahl ihm, es ja pünktlich dem auf der andern Seite des St. Bernhard zurückgebliebenen Armeeintendanten zu übergeben. Gegen Abend kehrte der junge Mensch nach St. Peter zurück und erfuhr nun mit Erstaunen, welchen mächtigen Reisenden er am Morgen geführt habe; zugleich aber vernahm er, daß der General Banaparte ihm ein Feld, ein Haus, kurz die Mittel angewiesen habe, sich endlich zu verheirathen und alle Träume seines bescheidenen Sehnens zu verwirklichen. Dieser Bergbewohner starb erst vor kurzer Zeit in seiner Heimath als Besitzer des Feldes, das ihm der Beherrscher der Welt gegeben hatte. Immerhin ist diese eigenthümliche Handlung der Wohlthätigkeit in einem Augenblicke, der seinen Geist so sehr beschäftigen mußte, unsrer Aufmerksamkeit würdig. Wäre es auch weiter nichts, als die bloße Laune eines Eroberers, der auf gut Glück Gutes oder Böses verbreitet und abwechselnd bald Reiche stürzt, bald Hütten aufbaut: so verdienen dergleichen Launen schon deßhalb Erwähnung, um die Herren der Erde zur Nachahmung zu reizen; allein eine solche Handlung verräth mehr. In den Augenblicken, wo die menschliche Seele von glühenden Wünschen erfüllt ist, ist sie zugleich zur Güte geneigt und thut das Gute als ein Mittel, die Erfüllung ihrer Bitten von der Vorsehung zu verdienen.

Der Erste Consul verweilte eine kurze Zeit bei den Mönchen, dankte ihnen für ihre Bemühungen um die Armee und machte ihnen ein glänzendes Geschenk zur Unterstützung der Armen und Reisenden.

Hinab gelangte er sehr rasch, indem er sich nach Landessitte auf

dem Schnee fortgleiten ließ, und schon an demselben Abende kam er in Etroubles an. Am folgenden Morgen ging er weiter nach Aosta und nach Bard, nachdem er für den Artilleriepark und die Lebensmittel gesorgt hatte. Er sah, daß man ihm die Wahrheit gesagt und beschloß, seine Infanterie, Cavallerie und Vierpfünder auf dem Fußsteig von Albaredo hinüberzuschaffen, was möglich war, wenn man diesen Fußsteig ausbesserte. Sämmtliche Truppen sollten den Ausgang des Gebirgs von Ivrea in Besitz nehmen, während der Erste Consul entweder einen Versuch gegen das Fort machen oder Mittel erfinnen wollte, dieses Hinderniß zu umgehen, indem er seine Artillerie über eine der benachbarten Höhen gehen ließ. Er beauftragte den General Lecchi, an der Spitze der Infanterie links hinaufzusteigen und durch die Straße von Grassoney in das Thal der Sesia einzudringen, welches in der Nähe des Simplon und des Lago Maggiore ausläuft. Diese Bewegung hatte zum Zweck, den Weg über den Simplon frei zu machen, einem dort herabkommenden Detaschement die Hand zu reichen und endlich alle für Fuhrwerk gangbaren Wege auszukundschaften. Zugleich beschäftigte sich der Erste Consul mit dem Fort Bard. Man war im Besitz der einzigen Straße, aus welcher der Ort bestand, konnte sie aber nur unter einem solchen Kugelregen passiren, daß es nicht gut möglich war, mit Artilleriematerial hindurch zu kommen, wenn gleich die ganze Strecke nur zwei- bis dreihundert Toisen betrug. Man forderte den Commandanten des Forts zur Uebergabe auf, er antwortete aber mit der Festigkeit eines Mannes, der die Wichtigkeit des seinem Muthe anvertrauten Postens zu würdigen weiß. Nur Gewalt konnte uns also zu Herren dieses Durchgangs machen. Die Geschütze, die man auf den Bergen von Albaredo aufgepflanzt hatte, brachten keine große Wirkung hervor; man versuchte die äußerste Umwallung des Forts mit Leitern zu ersteigen; allein einige brave Grenadiere und ein vortrefflicher Offizier, Dufour, wurden dabei nutzlos verwundet oder getödtet. Inzwischen marschirten die Truppen auf dem Fußsteig von Albaredo. Funfzehnhundert Arbeiter hatten auf demselben die nothwendigsten Ausbesserungen vorgenommen, die allzuschmalen Stellen durch einige Aufschüttungen breiter gemacht und die Ersteigung der steileren Abhänge durch Eingrabung von Stufen zur Festhaltung der Füße erleichtert; an andern Stellen waren Baumstämme als Brücken über einige allzuschwer zu überschreitende Schluchten gewor-

fen. Die Armee marschirte einzeln, Mann für Mann, hintereinander her und die Cavalleristen führten ihre Pferde am Zügel. So sah der östreichische Offizier, der in Fort Bard befehligte, unsere Colonnen vorüberziehen, und ohne Hoffnung, ihren Marsch zu hindern, meldete er dem Baron Melas, er sei Zeuge von dem Uebergange einer ganzen Armee, Infanterie und Cavallerie, ohne im Stande zu sein, derselben ein Hinderniß in den Weg zu legen; dafür aber bürge er mit seinem Kopfe, daß sie auch nicht ein einziges Geschütz mitbringen würde.

Unterdessen machte unsere Artillerie einen äußerst verwegenen Versuch, nämlich von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, ein Geschütz unter dem Feuer des Forts vorüberzubringen. Leider machte das Geräusch den Feind aufmerksam. Er warf Leuchtkugeln, die die Straße wie am lichten Tage erhellten, und es ihm möglich machten, sie mit einem Hagel von Kugeln zu überschütten. Von 13 Kanonieren, welche das Geschütz zu ziehen gewagt hatten, wurden 7 getödtet oder verwundet. Das konnte selbst dem Tapfersten den Muth benehmen; da verfiel man auf ein sinnreiches, aber noch sehr gefährliches Mittel. Man belegte die Straße mit Stroh und Mist und umwickelte die Geschütze mit Stroh und Werg, so daß jedes Klappern der Metallmassen an ihre Laffetten verhindert wurde, spannte die Pferde ab und muthige Artilleristen wagten es, die Kanonen mit ihren Armen unter den Batterien des Forts die Straße von Bard entlang zu ziehen. Dies Mittel gelang ihnen vollkommen. Der Feind schoß zwar von Zeit zu Zeit aus Vorsicht und traf einen Theil unserer Kanoniere; allein trotz dieses Feuers war doch die schwere Artillerie bald jenseits des Durchwegs und so hatte man auch dieses furchtbare Hinderniß besiegt, das dem Ersten Consul mehr Sorgen gemacht hatte, als der St. Bernhard selbst. Die Artilleriepferde schlugen den Fußsteig von Albaredo ein.

Während dieses so kühne Unternehmen ausgeführt wurde, rückte Lannes an der Spitze seiner Artillerie vorwärts und nahm am 22. Mai die Stadt Ivrea, welche seit den Kriegen Ludwig's XIV. nicht ausgebessert worden war und die der östreichische Generalstab, von einem eigenthümlichen, aber zu späten Vorgefühl veranlaßt, bewaffnen ließ. Die Vertheidigungswerke von Ivrea bestanden aus einer von der Festung getrennten Citadella und aus einem Ringwall mit Bastionen. Der tapfere General Watrin griff mit seiner Division die Citadelle an; Lannes wandte sich gegen die Hauptfestung selbst und beide wurden

von den Soldaten auf Sturmleitern erstiegen. Es befanden sich daselbst fünf- bis sechstausend Oestreicher, zur Hälfte Cavallerie, welche sich in aller Eile zurückzogen. Lannes machte von ihnen Gefangene, trieb sie aus dem Thale hinaus und nahm an den vom Ersten Consul bezeichneten Punkten eine Stellung am Eingange der Ebene von Piemont ein. Einige Tage später wäre die Stadt Ivrea, von den Oestreichern vertheidigt, zwar nicht ein unbesiegbares Hinderniß, aber doch eine ernste Hemmung geworden. Man fand daselbst Geschütz und Lebensmittel, vollendete die Bewaffnung und Verproviantirung der Stadt und machte sie so, für den Fall eines Mißlingens, zu einem Stützpunkte unsrer Rückzugslinie.

Während dieser Vorgänge kam General Chabran mit seiner Division vom kleinen St. Bernhard herunter, und da sich in dieser Division viele neu eingerückte Rekruten befanden, übertrug man ihr die Blokade des Forts Bard, das nicht lange mehr mit der Uebergabe zögern konnte, wenn es sich ohne Hülfe sah und überdies bemerkte, daß die Artillerie, die es nicht mehr aufhalten konnte, vorbeigegangen sei. General Thurreau nahm mit einem Corps von 4000 Mann den Ausgangspunkt Susa ein, machte 1500 Gefangene und eroberte Geschütz. Beim Eingange des Thals zwischen Susa und Bussolino mußte er Halt machen. General Lecchi umging mit seinen Italienern das Thal der Sesia, warf die Division Rohan zurück, nahm ihr einige hundert Mann ab, befreite dadurch den Simplonpaß und reichte einem Detaschement der Division die Hand, die man bei Eröffnung des Feldzugs in der Schweiz gelassen hatte. Das Corps des Generals Moncey endlich, im Thale des St. Gotthard in weiten Strecken vertheilt, erstieg die Höhen desselben.

So wurde die allgemeine Bewegung des Heeres auf allen Punkten mit vollständigem Erfolge bewerkstelligt. Jetzt mußte man endlich aus dem Thal von Aosta hervorrücken. Lannes, der sich noch immer bei der Vorhut befand, verließ dieses Thal am 26. Mai (6. Prairial) und trug kein Bedenken mehr, sich in der Ebene zu zeigen. Der östreichische General Haddick sollte mit einigen tausend Mann Infanterie und seiner zahlreichen Cavallerie diesen Alpenausgang versperren. Die Chiusella, ein Flüßchen, das in die Dora Baltea fällt, diente ihm zur Deckung. Ueber dieses Flüßchen führte eine Brücke. Lannes drang mit seiner Infanterie lebhaft gegen diese an. Ein plötzliches und

wohlgerichtetes Artilleriefeuer empfing unsere Bataillone, hinderte sie aber nicht am Vorrücken. Der tapfere Oberst Macon warf sich mit seiner Halbbrigade in das Flußbett, drang ober- und unterhalb der Brücke hinüber und erstieg das gegenüberliegende Ufer. Jetzt wollte die östreichische Cavallerie unter General Palfy einen Angriff auf diese Halbbrigade machen. Der General fiel und seine Reiter wurden auseinander getrieben. Vom Reste der Division Lannes unterstützt, drangen die Franzosen mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit zur Verfolgung des Feindes vor. Die Unordnung dieser Verfolgung benutzte General Haddick und warf ihnen gerade im rechten Augenblicke seine Schwadronen entgegen. Die 6. leichte Halbbrigade mußte Halt machen; die 22. trieb aber, in geschlossener Colonnenstellung, blos durch ihr Feuer, die östreichische Cavallerie zurück. Da sprengten einige Tausend Reiter gleichzeitig hervor, um eine letzte Anstrengung gegen unsere Infanterie zu versuchen. Die 40. und 22. Halbbrigade hielten in Carréstellung diesen furchtbaren Stoß mit seltener Festigkeit aus. Dreimal wurden sie angegriffen und dreimal zerschellten die feindlichen Schwadronen an ihren Bajonnetten. Der General Haddick sah sich außer Stande, der Vorhut der französischen Armee zu widerstehen, gab Befehl zum Rückzuge und überließ, sich hinter den Orco zurückziehend, Lannes die Ebene von Piemont, nachdem er eine Menge Leute an Todten und Verwundeten oder Gefangenen verloren hatte. Lannes setzte seinen Marsch fort und rückte am 28. nach Chivasso, am Ufer des Po. Betroffen über diesen plötzlichen Einbruch räumten die Oestreicher in aller Eile Turin. Kähne mit Weizen, Reiß, Schießbedarf und Verwundeten kamen den Po herab. Lannes bemächtigte sich aller dieser Zufuhren. Die reichlichen Vorräthe, welche die Oestreicher für ihre Armee bestimmt hatten, sollten also die unsrige erquicken.

Dreizehn Tage waren nun verflossen und die wundersame Unternehmung des Ersten Consuls war vollkommen geglückt. Eine Armee von 40,000 Mann, Infanterie, Cavallerie, Artillerie, hatte ohne gebahnte Straßen das höchste Gebirge Europa's überschritten, indem sie ihr Material durch Menschenkräfte über den Schnee schleifte oder unter dem mörderischen Feuer eines Forts vor den Mündungen seiner Kanonen vorbeischob. Eine Division von 5000 Mann war vom kleinen St. Bernhard, eine andere von 4000 über den Mont-Cenis herabgekommen, eine Truppenabtheilung hielt den Simplon besetzt; ein Corps

von 15,000 Franzosen unter dem General Moncey war auf dem Gipfel des St. Gotthard. Es waren dies sechzig und einige Tausend Mann Soldaten, die in Italien eindrangen, zwar noch ziemlich weit von einander entfernt, aber gewiß, sich bald um die Hauptmasse von 40,000 Mann zu scharen, welche in der Mitte des Halbkreises der Alpen über Ivrea hervorbrach. Und dieser außerordentliche Marsch war nicht eine Thorheit eines Generals, der, um seinen Gegner zu umgehen, sich selbst der Gefahr aussetzte, umgangen zu werden! Er beherrschte das Aostathal, den Simplon und den St. Gotthard und hatte so die Gewißheit wieder nach dem Punkte, wo er hergekommen, zurückkehren zu können, wenn er eine Schlacht verlor. Höchstens konnte er einige Artillerie opfern müssen, wenn er auf seinem Marsche gedrängt wurde. Da er nun nichts mehr zu verbergen hatte, kam er persönlich nach Chivasso, hielt eine Anrede an die Truppen, lobte sie wegen ihrer Unerschütterlichkeit der östreichischen Cavallerie gegenüber, kündigte ihnen die großen Erfolge an, die er voraussah, und zeigte sich nicht blos seinen Soldaten, sondern auch den Italienern und Oestreichern, um den Feind, den er bisher in tiefe Sicherheit einzuschläfern gesucht hatte, jetzt durch seine gefürchtete Gegenwart zu erschrecken*).

Was that während dieser Zeit der Baron Melas? Da er durch das Wiener Cabinet und durch seine eigenen Agenten in Betreff der für fabelhaft gehaltenen Reservearmee fortwährend beruhigt worden war, setzte er die Belagerung von Genua und den Angriff auf die Varbrücke fort. Auf beiden Punkten hatte er beträchtliche Verluste erlitten, blieb aber im Uebrigen fest bei dem Glauben, daß die in Dijon vorgenommenen Zusammenziehungen weiter nichts als ein Haufen Rekruten seien, mit denen man die Lücken in den Cadres der beiden Armeen vom Rhein und von Ligurien ausfüllen wolle. Eine Nachricht, die er in der Mitte des Mai erhielt, erregte in ihm einige Besorgniß für den Rücken seiner Armee, doch beruhigte er sich bald wieder und kehrte zu dem Glauben zurück, die in Dijon zusammengezogenen Truppen seien nur bestimmt, geradeswegs die Saone und

---

*) Der Armeebericht über die Musterung Bonaparte's am 28. Mai führt zuerst den Namen „Bulletin." Thibaudeau, histoire du consulat et de l'empire 1834 ff. I. 275.

Anmerk. des Uebersetzers.

Rhone herunterzukommen, um sich mit dem Corps des Generals Suchet am Var zu vereinigen. Statt durch den Engpaß von Tenda Truppen nach Piemont zurückzuschicken, behielt er alle seine Streitkräfte unter dem General Elsnitz vor der Varbrücke. Als aber General Vukassowich die französischen Colonnen gleichzeitig aus allen Alpenthälern hervorbrechen sah und dies dem Baron Melas meldete, wurde dieser endlich aus seinen Täuschungen herausgerissen, ohne indessen gänzlich von der Wahrheit überzeugt zu werden. Er ließ den General Ott mit 30,000 Mann vor Genua, den General Elsnitz mit 20,000 Mann vor der Varbrücke, mit dem Vorbehalt, diese letzteren durch die Truppen des Generals St. Julien, die seit der Einnahme von Savona verfügbar geworden, zu verstärken, und ging mit eine Abtheilung von 10,000 Mann durch den Engpaß von Tenda zurück, um sich nach Coni zu begeben. Am 22. Mai traf er in dem letztgenannten Orte ein. Bis dahin glaubte der östreichische General, daß die französischen Truppen, die sich gezeigt hatten, weiter nichts wären, als Rekrutenhaufen, die man zu einer Demonstration in seinem Rücken verwendet habe, um ihn von der Belagerung Genua's abzuziehen, und er war noch immer nicht der Meinung, daß es der General Bonaparte selbst an der Spitze einer so großen Armee sein könne. Aber bald schwand auch diese letzte Täuschung. Einer seiner Offiziere, der den General Bonaparte genau kannte, wurde nach Chivasso, am Ufer des Po, gesandt. Dieser Offizier sah mit eigenen Augen den Sieger von Castiglione und Rivoli, und benachrichtigte davon seinen Oberbefehlshaber, der nun erst die ganze Größe seiner Gefahr zu ermessen vermochte; denn den Befehl über einen Rekrutenhaufen zu übernehmen, würde der Erste Consul sich nicht herabgelassen haben. Das war aber noch nicht Alles. Man hatte es bezweifelt, daß die Franzosen Geschütze hätten; nun hörte man aber an der Chiusella den Donner ihrer Kanonen. Dieser würdige Greis, der im vorigen Feldzuge unbestreitbare Fähigkeiten bewiesen hatte, gerieth jetzt in eine peinliche Angst. Jeder Tag vermehrte seine Unruhe, denn bald erfuhr er auch, daß die Colonnenspitzen des Generals Moncey vom St. Gotthard herabkämen.

Er befand sich wirklich in einer außerordentlich bedenklichen Lage. Von 120,000 Mann hatte er wenigstens 25,000 vor Genua und am Var verloren. Was ihm noch übrig blieb, war zerstreut: General Ott stand mit 30,000 Mann vor Genua, General Elsnitz mit 25,000

Mann vor der Varbrücke, General Kaim, der mit ungefähr 12,000 Mann die Ausgänge von Susa und Pignerol bewachen sollte, hatte Susa verloren und zog sich auf Turin zurück. General Haddick, der mit fast 9000 Mann die Thäler von Aosta und von der Sesia bewachen sollte, hatte sich vor Lannes zurückgezogen; General Vukassowich beobachtete mit 40,000 Mann die Thäler des Simplon und des St. Gotthard, aber was sollte aus ihm werden, wenn Moncey herabkam? Baron Melas selbst befand sich mit einem aus Nizza zurückgebrachten Corps von 10,000 Mann in Turin. War nicht zu befürchten, daß General Bonaparte mitten unter diese zerstreuten Corps hineinbrechen und sie eins nach dem andern schlagen und vernichten werde? Vielleicht war es noch Zeit, einen rettungbringenden Entschluß zu fassen, aber unter der Bedingung, daß er sofort entworfen und ausgeführt wurde; allein der östreichische General verlor einige Tage damit, wieder zu sich zu kommen, sich über die Absichten seines Gegners klar zu werden, seine eigenen Pläne zu entwerfen und sich endlich zu den Opfern zu entschließen, welche eine Concentrirung der Streitkräfte zur Folge haben mußte; denn es war nothwendig, den Var, vielleicht auch Genua, jedenfalls einen großen Theil von Piemont auf einmal aufzugeben.

Während er noch überlegte, faßte General Bonaparte seine Entschlüsse mit der ihm eigenen Schnelligkeit und Entschlossenheit. Dieselben wollten nicht minder ernst bedacht sein, wie die seines Gegners. Die Oestreicher waren zerstreut, aber die Franzosen gleichfalls, denn sie kamen vom Mont-Cenis, vom großen und vom kleinen St. Bernhard, vom Simplon, vom St. Gotthard herunter. Es galt jetzt, sie zu vereinigen, dann dem Baron Melas jeden Rückzug abzuschneiden, endlich Masséna zu entsetzen, der jetzt auf's Alleräußerste gebracht sein mußte.

Nach Uebersteigung des St. Bernhard hatte General Bonaparte zur Rechten den Mont-Cenis und Turin, zur Linken den St. Gotthard und Mailand, und 50 Stunden vor sich Genua und Masséna. Was war jetzt zu thun? Sollte er sich rechts, nach dem Mont-Cenis zu, halten, um sich mit den 4000 Mann des Generals Thurreau zu vereinigen? Dies wäre ein sehr geringer Erfolg gewesen. Hier setzte man sich sofort einem Zusammentreffen mit Baron Melas aus, was allerdings bei der zerstreuten Stellung seiner Truppen nicht sehr ge-

fährlich gewesen wäre; wenn man sich aber rechts hielt, gab man ihm links die Straßen nach Mailand oder Piacenza zum Rückzuge preis. Wahrlich, es hätte sich der Mühe nicht verlohnt, so große Anstrengungen gemacht zu haben, um über die Alpen gegen die Verbindungslinien des Feindes anzurücken, wenn man sie, nachdem sie besetzt worden, wieder frei lassen wollte. Geradeaus aber zu marschiren, den Po zu überschreiten, mitten durch die zerstreuten Corps der östreichischen Armee nach Genua zu eilen und dabei rechts den General Thurreau, links den General Moncey unberücksichtigt zu lassen und seine ganze Verbindung auf's Spiel zu setzen, das wäre nicht weise, nicht würdig gewesen der tiefen Einsicht, welche alle Theile dieses Planes eben so besonnen als kühn berechnet hatte. Man wußte nicht, mit welcher vereinigten Macht man auf dieser Straße zusammentreffen könne, man opferte die Rückzugslinie nach den Alpen auf, man überließ die Generale Thurreau und Moncey sich selbst und diese würden sich wahrscheinlich genöthigt gesehen haben, sich nach, Gott mag wissen, welchen Abenteuern nach dem Mont-Cenis und dem St. Gotthard zurückzuziehen. Da wäre es gerathener gewesen, Masséna auf dem geraden Wege über Toulon, Nizza und Genua zu Hülfe zu eilen. Zog man alle diese Gründe in Betracht, so blieb augenscheinlich nur Ein Entschluß übrig, sich nämlich links zu halten, auf den St. Gotthard und Mailand zu, und den 15,000 Mann des Generals Moncey die Hand zu reichen. Auf diese Weise zog man das Hauptdetaschement des Heeres an sich und brachte dadurch die Zahl der Kämpfenden auf 60,000 Mann; man besetzte die Hauptstadt Ober-Italiens, brachte die Bevölkerung im Rücken der Oestreicher in Aufstand, nahm alle Magazine, bemächtigte sich der Polinie und aller Brücken über diesen großen Strom, und hielt endlich den Baron Melas fest, indem man sich in den Stand setzte, auf einem oder dem andern Ufer zu operiren, auf welcher Straße er auch zu entwischen versuchen mochte. Freilich wurde die Hülfe, die man Masséna bringen wollte, bei diesem Plane um acht bis zehn Tage hinausgeschoben, und das war schlimm; allein General Bonaparte meinte, seine Gegenwart in Italien werde allein schon hinreichen, das Heer in Ligurien zu befreien, denn Baron Melas, glaubte er, würde sich beeilen, die Corps, welche Genua und die Varbrücke angriffen, an sich zu ziehen. Jedenfalls hatten die Generale Masséna und Suchet den ihnen angewiesenen Zweck erfüllt, indem sie Melas

an den Apenninen zurückgehalten, ihn ermüdet und erschöpft, hauptsächlich aber verhindert hatten, die Alpenpässe zu versperren. Sollte auch der Vertheidiger Genua's unterliegen, so war das nur eine Vollendung der langen Reihe von Opfern, die man der edlen und unglücklichen Armee von Ligurien auferlegt hatte, um einen umfassenden Plan gelingen zu machen.

Sobald sein Entschluß gefaßt war, traf General Bonaparte seine Anstalten mit der größten Schnelligkeit und wandte sich mit seiner ganzen Armee nach dem linken Pouser. Er zog seinen eben wieder in Stand gesetzten Artilleriepark sofort an sich heran, befahl Lannes, alle in Chivasso genommenen Kähne zusammenzubringen und so zu vertheilen, als ob man eine Brücke schlagen und nach Piemont hinüber gehen wolle. Dabei hatte er die Absicht, Baron Melas zum zweiten Male über seine Pläne zu täuschen, und es gelang ihm eben so gut, wie das erste Mal. Beim Anblick dieser von Bonaparte angeordneten Bewegungen gab sich Melas, der bis zum letzten Augenblicke seinen Irrthum zu beschönigen suchte, der Hoffnung hin, die Franzosen hätten nur in sehr geringer Anzahl über die Alpen kommen können. Wenn Bonaparte, wie Alles annehmen lasse, nur über den Po gehen wolle, um in Turin einzurücken und nach dem Mont-Cenis zu dem General Thurreau die Hand zu reichen, so würde man ihm, glaubte er, die Spitze bieten können, wenn man alle Brücken abbreche und mit etwa 30,000 Mann den Uebergang über den Po ihm streitg mache. Er faßte demnach Hoffnung, sich auf dieser Linie vertheidigen zu können, ohne das doppelte Opfer der am Var eingenommenen Stellung und seiner vor Genua gemachten Fortschritte bringen zu müssen. Demgemäß zog Melas den General Haddick an sich heran, welcher aus dem Aostathal zurückgekehrt war, den General Kaim, der bei Susa stand, die 10,000 Mann, welche er aus Nizza mitgebracht hatte, und eine neue Abtheilung von Var, wodurch er sein Heer auf 30,000 Mann brachte, und da er bei uns auch nicht mehr voraussetzte, hoffte er, mit diesen Streitkräften den Fluß, der beide Armeen trennte, behaupten zu können.

Der Erste Consul suchte diese neue Täuschung seines Gegners natürlich nicht zu stören und während derselbe bei Turin mit dieser nur halben Zusammenziehung seiner Truppen beschäftigt war, wandte er sich plötzlich nach Mailand zu. Lannes, der, wie es schien, den Po

aufwärts von Chivasso gegen Turin hatte marschiren sollen, zog vielmehr plötzlich den Po hinab und rückte über Crescentino und Trino auf Pavia zu, wo sich die bedeutenden Magazine der Kaiserlichen von Lebensmitteln, Schießbedarf und Artillerie befanden, und zugleich ihr wichtigster Verbindungspunkt war, weil dieser sowohl den Uebergang über den Po wie über den Tessin beherrscht. Murat marschirte über Vercelli auf Buffalora zu. Das ganze Heer folgte dieser allgemeinen Bewegung gen Mailand. Am 31. Mai gelangte man an den Tessin. Dieser Strom ist breit und tief. Man besaß keine Kähne zum Uebersetzen, und auf der andern Seite zeigte sich eine beträchtliche Anzahl Reiterei vom Corps Vukassowich, das den Simplon und diesen Theil der Alpenausgänge bewachte. Hinter dem Tessin fließt der Naviglio Grande, ein breiter Canal, der bis Mailand durch diese Gegend geht. Eine Strecke weit läuft dieser Canal dem Flusse, aus welchem er abgeleitet ist, parallel, und ist hier nicht weit von demselben entfernt. Die feindliche Cavallerie stand nur auf der engen Landzunge zwischen dem Tessin und dem Canal, war also in ihren Bewegungen äußerst gehemmt und konnte ihre Kräfte nicht gehörig benutzen. Der Generaladjutant Girard nahm einige Nachen, welche die Bauern der Umgegend nahe bei Gagliate versteckt hatten und der Armee bereitwillig überließen. Er ging mit einem kleinen Trupp Soldaten hinüber und warf sich auf die östreichische Vorhut. Allmälig durch das Hin- und Herfahren dieser Nachen verstärkt und durch das Feuer der Artillerie unterstützt, brachte er die Cavallerie, die sich auf diesem ihr höchst ungünstigen Terrain nicht recht in einen Kampf einzulassen wagte, zum Weichen und nöthigte sie, über den Naviglio Grande nach einem Punkte zurückzugehen, den man die Brücke von Turbigo nennt. So überschritt er mit einem Schlage den Naviglio und den Tessin. Allein der General Vukassowich erschien jetzt mit der Infanteriebrigade Loudon und suchte in das Dorf Turbigo einzudringen. Nun hatte es der Generaladjutant Girard mit 4 bis 5000 Mann Infanterie zu thun, denen er nur einige Hundert Soldaten entgegenstellen konnte. Er wehrte sich mehrere Stunden hindurch mit viel Geistesgegenwart und Muth, und es gelang ihm, die Brücke von Turbigo zu behaupten, deren Verlust die Franzosen über den Naviglio Grande und vielleicht sogar über den Tessin selbst zurückgeworfen hätte. Während er sich noch tapfer vertheidigte, war es dem General Monnier gelungen, etwas weiter

unterhalb überzusetzen. Dieser kam ihm jetzt zu Hülfe, fiel über Loudon's Truppen her und vertrieb sie aus Turbigo. Jene Linie, welche die französische Armee aufhalten sollte, wurde durch ein bloßes Vorhutgefecht überwunden. Am folgenden Tage, den 1. Juni (12. Prairial), ging die Division Boudet bei Buffalora hinüber und das ganze Heer rückte nach Mailand vor. Vukassowich besorgte, zwischen der großen Armee, die in die Lombardei einrückte, und dem Corps Moncey's, das vom St. Gotthard herabkam, gefangen zu werden, zog sich daher eiligst zurück und befahl der Brigade Dedowich, die am Fuße des Gebirges stand, über Cassano hinter die Adda zurückzuweichen. Er selbst suchte über Mailand und Lodi eine Zuflucht hinter der Adda, nachdem er eine Besatzung von 2800 Mann in dem Schloß von Mailand zurückgelassen hatte.

Jetzt stand der französischen Armee kein Hinderniß mehr im Wege. Sie konnte in die Hauptstadt der Lombardei einrücken, die seit länger als einem Jahre unter dem Joche der Oestreicher schmachtete. Bisher hatte man diesen armen Italienern nur von den Erfolgen des Barons Melas und der Noth der Franzosen vorerzählt. Die Spottbilder auf die Reservearmee waren in Mailand ebenso wie in Wien und London im Umlauf gewesen. Man stellte sie dar als einen Haufen von Greisen und Kindern, bewaffnet mit Knütteln, auf Eseln reitend und zwei Schlüsselbüchschen als Artillerie führend. Während man die französische Republik mit Spott überschüttete, was eben nicht besonders schmerzlich war, hielt man die unglücklichen Italiener unter dem härtesten Drucke. Alle durch Vermögen oder Bildung ausgezeichneten Männer der Lombardei befanden sich im Gefängniß oder in der Verbannung, zumal wenn sie bei den Angelegenheiten der cisalpinischen Republik betheiligt gewesen. Die Verfolgung hatte merkwürdigerweise die überspannten Patrioten, diejenigen, welche den französischen Jakobinern entsprachen, nicht so schwer betroffen, wie die gemäßigten Männer, deren Beispiel ansteckender auf die Völker wirken konnte. Mit Ausnahme einiger wenigen Kreaturen der östreichischen Regierung und einiger Adeligen, die zur oligarchischen Partei gehörten, sehnte sich Jedermann nach der Wiederkehr der Franzosen. Aber man wagte kaum diese Wiederkehr zu hoffen, besonders als man den Baron von Melas so weit in Ligurien vorgerückt sah, so nahe daran, Genua einzunehmen und über den Var zu gehen, den Ersten Consul dagegen wenigstens

scheinbar so beschäftigt mit der Gefahr eines Frankreich von der Rheinseite bedrohenden Einbruchs. Man sprengte sogar im Volke aus, der in Italien so bekannte General Bonaparte sei in Aegypten gestorben, sei, ein zweiter Pharao, im rothen Meere ertrunken und derjenige, dessen Name jetzt in Paris eine Rolle spiele, sei einer seiner Brüder.

Man kann sich leicht denken, wie erstaunt die Italiener waren, als man ihnen ankündigte, daß sich eine französische Armee bei Ivrea zeige, daß sie sogar weiter vordringe, daß sie gegen den Tessin anrücke und endlich daß sie diesen Fluß bereits überschritten habe. Man kann sich vorstellen, welche Aufregung in Mailand herrschte, wie sich vier und zwanzig Stunden hindurch Versicherungen und Gegenversicherungen kreuzten, endlich welche Freude ausbrach, als die Nachricht bestätigt wurde durch den Anblick des Generals Bonaparte selbst, welcher an der Spitze des Vortrabes mit seinem Generalstabe einherritt. Am 2. Juni (13. Prairial) eilte die ganze Bevölkerung der französischen Armee entgegen und erkannte den berühmten General, den sie so oft in ihren Mauern gesehen, begrüßte ihn mit lauten Ausbrüchen der Begeisterung und empfing ihn wie einen vom Himmel herabgekommenen Erlöser. Die stets so lebhaften und in äußern Zeichen hervortretenden Gefühle der Italiener waren noch niemals so mächtig zum Ausbruch gekommen, weil sich noch nie so viele Umstände vereinigt hatten, die Freude eines Volkes so unerwartet und innig zu machen. Gleich nach seinem Einzuge in Mailand beeilte sich der französische General, die Gefängnisse zu öffnen und die Regierung den Freunden Frankreichs zurückzugeben. Er errichtete eine provisorische Verwaltung der cisalpinischen Republik und ernannte die achtbarsten Männer zu Mitgliedern derselben. Doch blieb er auch in Italien dem Systeme treu, das er in Frankreich befolgte: er gestattete weder Gewaltthätigkeit noch Reaction, und erlaubte den Italienern seiner Partei nicht, die Macht, welche er ihnen zurückgab, wider die Italiener der entgegengesetzten Partei anzuwenden.

Nachdem er auf diese Weise zunächst für die Angelegenheiten der Mailänder gesorgt hatte, beeilte er sich, seine Colonnen nach allen Seiten vorzuschieben, bis an die Seen, bis an die Adda, bis an den Po, um dadurch den Aufstand zu Gunsten der Franzosen zu verbreiten, die Magazine des Feindes wegzunehmen, ihm seine Verbindungen abzuschneiden und jeden Rückzug zu versperren. So weit ging Alles

auf's Beste, denn Lannes, den er nach Pavia entsandt hatte, war am 1. Juni dort eingezogen, und hatte bedeutende Magazine daselbst weggenommen. In Pavia hatte dieser General die östreichischen Spitäler, eine beträchtliche Menge Getreide, Futter, Schießbedarf, Waffen, besonders 300 Kanonen, zur Hälfte Feldgeschütz, vorgefunden. Hier hatte er sich mehrere Pontontrains verschafft, welche die ohne Brückenmaterial mitgebrachten französischen Pontonniercompagnien auf dem Po benutzen konnten. Die Division Chabran, welche vor dem Fort Bard zurückgeblieben, hatte sich desselben am 1. Juni bemächtigt und daselbst 18 Geschütze vorgefunden. Der General Chabran ließ hier, so wie in Ivrea, eine Besatzung zurück, und besetzte dann die Linie des Po von der Dora Baltea bis an die Sesia. Lannes hielt sie von diesem Punkte bis Pavia besetzt. Das vom Simplon herkommende Corps des Generals Béthencourt wurde vor Arona gegen das Ende des Lago Maggiore zu aufgestellt. Die italienische Legion wurde über Brescia den Oestreichern nachgeschickt, die sich in größter Eile zurückzogen. Gleichzeitig gingen die Divisionen Duhesme und Loison über die Adda und begaben sich nach Lodi, Crema, Pizzighettone. General Vukassowich getraute sich nicht einmal mehr, die Adda zu behaupten, sondern zog sich hinter den Mincio unter die Kanonen von Mantua zurück.

Jetzt stand dem Marsche des Generals Moncey nichts mehr im Wege, ausgenommen jedoch die Schwierigkeit, sich in den unfruchtbaren Thälern der obern Schweiz Lebensmittel zu verschaffen. Seine ersten Colonnen waren eben erschienen, allein er mußte noch einige Tage auf die anderen warten, und dies war in der gegenwärtigen Lage der größte Uebelstand, denn Eile war nöthig, wollte man nicht Genua in die Hände der Oestreicher fallen sehen. Der General Bonaparte war jetzt sicher, alle seine Colonnen zusammenzubringen, mit Ausnahme einer einzigen, der des Generals Thurreau, welche am Ausgange des Passes über den Mont-Cenis verschanzt war, ohne heraus zu können. Unsere Armee hatte übrigens einen kräftigen Stützpunkt im Mailändischen; ihre Rückzugslinie war über dem Mont-Cenis, dem St. Bernhard, dem Simplon, dem St. Gotthard gesichert; die Adda, der Tessin, der Po befanden sich in ihrer Gewalt; sie lebte von den Magazinen der Oestreicher, schnitt ihnen alle Straßen ab und war im Stande, ihnen eine entscheidende Schlacht zu liefern, nach der ihnen, wenn sie besiegt wurden, nichts mehr übrig blieb, als die Waffen zu strecken.

Wenn es zur Uebergabe Genua's kam, so war dies allerdings ein bedauerlicher Umstand, schlimm zunächst für die tapfere Armee, welche es vertheidigte, und schlimm auch deswegen, weil dann das östreichische Belagerungscorps unfehlbar den Baron Melas verstärkte und so die Hauptschlacht, welche den Feldzug beendigen sollte, schwieriger machte. Trug aber General Bonaparte den Sieg davon, so waren auch Genua und ganz Italien mit demselben Schlage wieder erobert. Dennoch hätte er viel darum gegeben, Genua zu retten, allein vor dem 5. oder 6. Juni war der Anschluß von Moncey's Corps nicht wohl zu erwarten und es ließ sich kaum hoffen, daß sich Genua so lange halten würde.

Baron Melas, dem die neusten Nachrichten die Augen vollständig geöffnet hatten, der seinen Gegner in Mailand einrücken und allen nach und nach von den Alpen herabkommenden Colonnen die Hand reichen sah, begriff jetzt den großartigen Plan, von dem er umsponnen war. Um das Unglück voll zu machen, erfuhr er nun auch das Mißgeschick Kray's und dessen Rückzug nach Ulm. Jetzt verließ er endlich das System der halben Maßregeln und ertheilte bestimmten Befehl an General Elsnitz, sofort die Varbrücke aufzugeben, und an General Ott, der Belagerung Genua's zu entsagen, damit sich beide in Alessandria vereinigen könnten. Das war es, wovon General Bonaparte die Rettung Genua's gehofft hatte. Allein es war einmal bestimmt, daß die edle und unglückliche Armee von Ligurien bis auf's Aeußerste mit ihrem Blute, ihren Leiden und endlich mit einer schmerzlichen Uebergabe die Triumphe der Reservearmee bezahlen sollte.

Masséna's großer Charakter hielt standhaft aus bis zum Ende. „Bevor der sich ergiebt," sagten die Soldaten, „läßt er uns erst noch seine Stiefeln fressen." Das Fleisch des Schlachtviehs war aufgezehrt und man aß Pferdefleisch; als man auch dieses nicht mehr hatte, nährte man sich von den ekelhaftesten Thieren. Das elende Hafer- und Bohnenbrod war gleichfalls aufgegessen. Seit dem 23. Mai (3. Prairial) hatte Masséna alles, was an Stärkmehl, Leinsaat und Cacao in den Magazinen Genua's vorhanden war, zusammenbringen und daraus ein Brod backen lassen, welches die Soldaten kaum hinunterzubringen und die wenigsten von ihnen zu verdauen vermochten. Fast alle verfielen den überfüllten Spitälern. Das Volk hatte weiter nichts zu essen als eine Krautsuppe und litt alle Qualen des Hungers. Die Straßen waren besäet mit Unglücklichen, die aus Mangel an Nahrung hinstar-

ben, an verschmachteten Weibern, die ihre Kinder, welche sie nicht mehr ernähren konnten, der öffentlichen Barmherzigkeit anheim gaben. Noch ein anderer Auftritt erfüllte Stadt und Armee mit Entsetzen: nämlich die zahlreichen Gefangenen, die Masséna gemacht hatte und denen er nichts zu essen geben konnte. Auf Ehrenwort wollte er sie nicht mehr freilassen, seitdem man die auf diese Weise Losgegebenen wieder in den Reihen des Feindes hatte erscheinen sehen. Er hatte daher dem General Ott und später dem Admiral Keith den Vorschlag gemacht, die für ihren täglichen Verbrauch erforderlichen Lebensmittel zu liefern, und ihnen sein Ehrenwort gegeben, es solle nichts davon für die Besatzung verwendet werden. Das Wort eines solchen Mannes war gewiß werth, für zuverlässig gehalten zu werden. Allein die Erbitterung war so groß, daß man beschloß, den Unterhalt der Gefangenen Masséna zur Last zu legen, sollten sie auch die grausamsten Entbehrungen erdulden. Die feindlichen Generale waren also so barbarisch, ihre eigenen Soldaten zu den furchtbaren Qualen des Hungers zu verdammen, um dadurch, daß sie einige Tausend Esser mehr in Genua ernähren ließen, die Hungersnoth der Stadt zu vergrößern. Masséna lieferte den Gefangenen dieselbe Krautsuppe, die er den Einwohnern gab. Dies genügte aber nicht für kräftige Männer, die sich in den reichen Gefilden Italiens an Ueberfluß gewöhnt hatten. Sie drohten jeden Augenblick mit Empörung und um ihnen diesen Gedanken zu benehmen, ließ Masséna sie in alte Schiffsrümpfe einsperren, die man mitten in den Hafen brachte und gegen welche fortwährend eine starke Artillerie gerichtet und bereit war, sie in den Grund zu schießen. Diese Unglücklichen stießen ein entsetzliches Geheul aus, das wieder die Bevölkerung tief erschütterte, die schon durch ihre eigenen Leiden so angegriffen war.

Tagtäglich schmolz die Zahl unsrer Soldaten mehr zusammen, man sah sie auf den Straßen sterben und sie waren so schwach, daß man ihnen auf den Wachtposten zu sitzen gestatten mußte. Die Genueser hatten den Muth verloren und thaten keinen Dienst mehr in der Nationalgarde, weil sie fürchteten in Gefahr zu kommen, wenn die Oestreicher nächstens die oligarchische Partei zurückführten. Von Zeit zu Zeit verkündeten dumpfe Gerüchte: die Verzweiflung der Einwohner sei dem Ausbruche nahe, und um diesen zu vermeiden, hielten Bataillone mit geladenen Kanonen die Hauptplätze besetzt.

Masséna flößte dem Volke und der Armee durch seine ruhige Haltung Ehrfurcht ein. Die Achtung, welche dieser Held allen gebot, der das abscheuliche Brod der Soldaten aß, mit ihnen unter dem Feuer des Feindes lebte und außer ihren physischen Leiden auch noch die Sorgen des Oberbefehls mit unerschütterlicher Festigkeit trug, — diese Achtung hielt Jedermann in Schranken; mitten in der Bedrängniß Genua's behauptete er die Obmacht einer großen Seele.

Noch hielt indessen ein Hoffnungsgefühl die Belagerten aufrecht. Mehrere Adjutanten des Generals waren unter muthvollen Bemühungen durch die Blokade durchgedrungen und hatten einige Nachrichten überbracht. Die Obersten Reille, Franceschi, Ortigoni waren durchgekommen und hatten erfahren, einmal, daß der Erste Consul sich Marsch setze, ein andermal, daß er über die Alpen gehe. Der Eine von ihnen, Franceschi, hatte ihn auf dem Hinabwege vom St. Bernhard verlassen. Seit dem 20. Mai hatte man aber keine Nachrichten mehr über ihn erhalten. In einer solchen Lage scheinen zehn bis zwölf Tage ein Jahrhundert und so fragte man sich denn verzweiflungsvoll, wie es zugehe, daß der General Bonaparte in zehn Tagen noch nicht die Strecke von den Alpen bis an die Apenninen zurückgelegt habe. Wie wir ihn kennen, hieß es, ist er entweder schon Sieger oder besiegt, und wenn er nicht ankommt, so geschieht es nur, weil er bei diesem verwegenen Unternehmen gescheitert ist. Hätte er in Italien eindringen können, so würde er längst den östreichischen General gefaßt und von Genua's Mauern weggerissen haben. Andere behaupteten, General Bonaparte habe die Armee von Ligurien als ein Corps angesehen, das einer großen Operation geopfert sei; er habe nur eins von ihr gewollt: den Baron Melas an den Apenninen zurückzuhalten; jetzt aber, da das Ziel erreicht sei, denke er nicht mehr daran, die Stadt zu entsetzen, sondern marschire auf ein größeres Ziel los. — „Nun gut," sagten die Genueser und unsere Soldaten selbst, „man hat uns dem Ruhme Frankreichs zum Opfer gebracht; es sei, aber jetzt ist der Zweck erreicht! Will man, daß wir Alle, bis auf den letzten Mann umkommen? Geschähe es im offenen Kampfe, mit den Waffen in der Hand, so möchte es noch sein; aber durch Hunger, durch Krankheit, nein, das ist unmöglich! Die Zeit zur Uebergabe ist da!" — Einige Soldaten gingen in ihrer Verzweiflung so weit, ihre Waffen zu zerbrechen. Zu gleicher Zeit sprach man auch, einige durch

die Noth irregeleitete Mannschaften hätten eine Verschwörung angezettelt. Masséna erließ eine schöne Proclamation an sie, in der er ihnen die Pflichten des Soldaten in's Gedächtniß rief, die eben so sehr darin bestehen, Entbehrungen und Leiden zu ertragen, als darin, den Gefahren Trotz zu bieten. Er wies sie auf das Beispiel der Offiziere hin, die von denselben Nahrungsmitteln lebten und sich täglich an ihrer Spitze tödten oder verwunden ließen. Er sagte ihnen, der Erste Consul rückte mit einer Armee zu ihrer Befreiung heran; wenn sie jetzt capitulirten, so verlören sie dadurch in einem Augenblick den Erfolg zweimonatlicher Anstrengungen und Aufopferungen. Noch einige Tage, vielleicht nur noch einige Stunden, sagte er, und Ihr werdet befreit sein, nachdem Ihr dem Vaterlande so ausgezeichnete Dienste geleistet!—

Bei jedem Geräusch, bei jedem Getön vom Horizonte her glaubte man Bonaparte's Kanonen donnern zu hören, und lief eilbegierig zusammen. Eines Tags redete man sich ein, von der Bocchetta Kanonendonner zu vernehmen; ringsum brach rasender Jubel aus. Masséna selbst begab sich auf den Wall. Leere Täuschung! Es war das Tosen eines Ungewitters in den Schluchten der Apenninen. Man versank wieder in dumpfe Niedergeschlagenheit.

Am 4. Juni endlich konnten nur noch zwei Unzen von dem abscheulichen aus Stärke und Cacao bereiteten Brod für jeden Mann übrig sein. Da mußte die Festung schon übergeben werden, denn man durfte unsre armen Soldaten doch nicht so weit bringen, sich unter einander aufzuessen und die materielle Unmöglichkeit das Leben zu fristen, bildete ein unvermeidliches Ende des Widerstandes. Die Armee hatte übrigens das Bewußtsein, Alles, was man von ihrem Muthe erwarten konnte, gethan zu haben. Nach ihrer innersten Ueberzeugung deckte sie nicht mehr die Thermopylen von Frankreich, sondern diente nur dazu, ein Manöver zu begünstigen, das jetzt bereits gelungen oder mißlungen sein mußte. Besonders fing sie an zu glauben, daß der Erste Consul eher darauf bedacht sei, seine Pläne zu erweitern, als ihr zu Hülfe zu eilen. Masséna theilte diese Meinung, ohne es einzugestehen; aber er glaubte, erst dann seine Pflicht vollständig erfüllt zu haben, wenn er seinen Widerstand bis zum äußersten, ihm möglichen Punkte fortgesetzt haben würde. Waren auch die beiden erbärmlichen Unzen Brod, die noch zur Austheilung für jeden Mann übrig

waren, verzehrt, so mußte die Uebergabe nothwendig erfolgen. Mit bitterem Schmerze fügte er sich endlich darein.

General Ott hatte einen Parlamentair an ihn abgesandt, denn die Oestreicher waren nicht minder gedrängt, bald zu einem Schlusse zu kommen, als die Franzosen. Dieser General hatte in der That die bestimmtesten Befehle, die Belagerung von Genua aufzugeben und sich auf Alessandria zurückzuziehen. Die Anerbietungen des Feindes hätten, nach der Meinung einiger Geschichtschreiber, Masséna die Augen öffnen müssen. Freilich wußte er, daß er vielleicht Hülfe bekommen würde, wenn er noch einen oder zwei Tage länger wartete; aber diese beiden Tage standen nicht mehr in seiner Macht. — Gebt mir, sagte er zu den Genuesern, auf zwei Tage Lebensmittel, auf einen nur: so rette ich Euch vom Joche der Oestreicher und meine Armee vor der Schmach, sich zu ergeben.

Am 3. Juni sah sich endlich Masséna genöthigt, zu unterhandeln. Man sprach von Capitulation, aber er verwarf diesen Gedanken auf eine Weise, die nicht gestattete, noch einmal darauf zurückzukommen. Er verlangte, daß seine Armee mit Waffen und Gepäck und fliegenden Fahnen frei abziehen könne und die Erlaubniß habe, fort zu dienen nnd weiter zu kämpfen, sobald sie über die Linien der Belagerer hinaus sei. „Wo nicht," sagte er zu den östreichischen Parlamentairs, „rücke ich mit den Waffen in der Hand aus Genua, erscheine mit 8000 ausgehungerten Soldaten vor Eurem Lager und kämpfe, bis ich mich durchgeschlagen!" — Man willigte ein, die Besatzung abziehen zu lassen, verlangte aber, er solle persönlich in Gefangenschaft verbleiben, weil man fürchtete, unter einem Führer, wie er, würde diese Besatzung von Genua nach Savona ziehen, sich mit den Truppen Suchet's vereinigen und irgend eine gefährliche Unternehmung im Rücken des Barons von Melas versuchen. Um Masséna's Unwillen zu besänftigen, gestand man ihm den Grund zu dieser für ihn so ehrenvollen Bedingung. Er wollte gar nicht davon sprechen hören. Jetzt verlangte man, die Besatzung solle zur See abziehen, damit sie keine Zeit habe, sich mit Suchet's Corps zu vereinigen. Allen diesen Anträgen setzte er seine gewöhnliche Antwort entgegen: er werde sich durchschlagen. Endlich willigte man ein, 8000 Mann zu Lande abziehen zu lassen, d. h. alle diejenigen die noch im Stande waren, die Last ihrer Waffen zu tragen. Die Genesenden sollten nach und nach eingeschifft und in Suchet's

Hauptquartier gebracht werden. Noch blieben 4000 Kranke. Die Oestreicher verpflichteten sich, sie zu ernähren und zu pflegen, und dann der französischen Armee zurückzugeben. Man ließ ihnen den General Miollis als Anführer zurück. Masséna stellte auch die Interessen der Genueser sicher und machte es zur ausdrücklichen Bedingung, daß Niemand wegen der ausgesprochenen Meinungen, während wir im Besitz der Stadt gewesen, zur Untersuchung gezogen werden dürfe und daß sowohl Eigenthum als Person gewissenhaft geachtet würden. Corvetto, bekannter Genueser, später französischer Minister, wurde bei diesen Verhandlungen zugezogen und durfte Zeuge von den zu Gunsten der Genueser gemachten Bemühungen sein. Masséna verlangte ferner noch, daß man ihnen ihre gegenwärtige Regierung lasse, die sie der französischen Revolution zu danken hatten. In diesem Punkte weigerten sich die östreichischen Generale eine Verbindlichkeit zu übernehmen. „Wohlan," entgegnete Masséna, „macht, was Ihr wollt; aber das sage ich Euch, binnen 14 Tagen bin ich wieder in Genua!" — Auf dies prophetische Wort gab ein östreichischer Offizier, Herr von St. Julien, die edle und zartsinnige Antwort: „Sie werden, Herr General, in dieser Festung Männer finden, die sich zu vertheidigen von Ihnen gelernt haben.

Die Schlußberathung fand am 4. Juni Morgens in einer Capelle an der Brücke von Cornigliano statt. Der Artikel, welcher besagte, daß ein Theil der Armee zu Lande abziehen sollte, gab Anlaß zu einer letzten Schwierigkeit. Als aber Masséna die Alternative stellte, entweder zu bewilligen, was er wünsche, oder am folgenden Tage einen verzweifelten Kampf zu bestehen, gaben die östreichischen Generale nach. Es wurde festgestellt, daß dieser Räumungsvertrag, in dem man das Wort Capitulation sorgfältig vermieden hatte, noch an demselben Abende abgeschlossen werden solle. Uebrigens waren die feindlichen Offiziere voller Bewunderung für den französischen General und überhäuften ihn mit Artigkeiten und Achtungsbeweisen.

Als der Abend kam, zauderte er noch zu unterzeichnen, denn noch immer hoffte er, vielleicht befreit zu werden. Endlich aber, als man nicht länger mehr zögern konnte, ohne das gegebene Wort zu brechen, gab er seine Unterschrift. Am folgenden Tage verließen unsere Truppen mit dem General Gazan an der Spitze die Stadt und erhielten bei den Vorposten Lebensmittel. Masséna für seine Person schiffte sich

ein, um schneller in das Hauptquartier Suchet's zu gelangen. Er verließ den Hafen in einem Boote mit dreifarbiger Flagge und unter den Kugeln des englischen Geschwaders.

So endigte diese denkwürdige Belagerung, während welcher eine französische Armee sich durch so große Tugenden und so bedeutende Dienstleistungen auszeichnete. Sie hatte mehr Gefangene gemacht und Feinde getödtet, als sie selbst Soldaten zählte. Mit 15,000 Mann hatte sie über 18,000 Oestreicher gefangen genommen oder kampfunfähig gemacht. Besonders hatte sie die moralische Kraft der kaiserlichen Armee gebrochen, indem sie dieselbe zu ununterbrochenen und außerordentlichen Anstrengungen nöthigte. Will man aber wissen, um welchen Preis diese tapfere Besatzung Genua's so Bedeutendes geleistet? Von 15,000 Streitern hatte sie 3000 im Kampfe verloren; 4000 waren mehr oder minder schwer verwundet; nur 8000 Mann kehrten zur Feldarmee zurück. Der Unterbefehlshaber Soult war in feindlicher Gewalt geblieben, nachdem ihm eine Kugel das Bein zerschmettert. Von drei Divisionsgeneralen starb der eine, Marbot, an einer Krankheit, ein andrer, Gazan, wurde schwer verwundet. Von sechs Brigadegeneralen wurden vier verwundet: Gardanne, Petitot, Fressinet und von Arnaud. Von zwölf Generaladjutanten wurden sechs verwundet, einer gefangen, ein anderer getödtet; vom Generalstabe zwei Offiziere getödtet, sieben gefangen genommen, vierzehn verwundet. Von siebzehn Obersten elf kampfunfähig gemacht oder gefangen genommen; drei Viertel der Offiziere hatten dasselbe Schicksal. Man sieht, die Führer hielten diese tapfere Armee dadurch in der schweren Prüfung aufrecht, daß sie selbst mit dem Beispiele der Aufopferung vorangingen. Sie zeigte sich übrigens ihrer Führer würdig und niemals entfaltete der französische Soldat mehr Standhaftigkeit und Heldenmuth. Ehre darum der unglücklichen Tapferkeit, welche durch ihre grenzenlose Hingebung zu den Triumphen der glücklichen Tapferkeit beigetragen, deren Thaten wir jetzt erzählen wollen.

Während der General Ott Massena die angeführten vortrefflichen Bedingungen gewährte, weil er gedrängt war, die Belagerung von Genua aufzuheben, verließ der General Elsnitz die Varbrücke, da ihn die Befehle des Barons Melas zurückgerufen. Die Angriffe der Oestreicher auf diesen Punkt waren verzögert worden, weil ihre schwere Artillerie, die zur See hingebracht wurde, lange auf sich warten ließ.

Vom 22. bis zum 27. Mai fanden nach einander verschiedene Versuche statt; der letzte besonders war ein wahrer Verzweiflungsstreich des Generals Elsnitz, welcher nichts vernachlässigt haben wollte, bevor er sich zurückzog. Diese Angriffe wurden tapfer abgeschlagen. General Elsnitz sah ein, daß er keine Aussicht auf Erfolg habe und schickte sich daher an, sich über das Gebirge zurückzuziehen. Suchet durchschaute jedoch mit schnellem und richtigem Blick die Absichten des östreichischen Generals, und traf seine Anstalten, um ihn seinen Rückzug nicht in Ruhe und Sicherheit bewerkstelligen zu lassen. Er sah sehr wohl ein, daß er die Oestreicher in eine gefährliche Lage bringen und ihnen vielleicht ein abgesondertes Corps nehmen würde, wenn er stets links am Gebirg entlang manövrirte. Hinter der Linie des Var, welche den Einfall der Oestreicher aufgehalten, zieht sich parallel mit ihr die Linie der Roya hin, welche gerade auf der Höhe von Tenda entspringt. Wenn die Franzosen über den Var gingen und den Oestreichern an den Quellen der Roya zuvorkamen, so bemächtigten sie sich des Passes von Tenda und nöthigten ihre Gegner am Rücken der Apenninen entlang zu ziehen, um einen Uebergang daselbst zu finden. Dieser richtige, kraftvoll ausgeführte Gedanke verschaffte dem General Suchet die glücklichsten Erfolge. Er fing damit an, den General Gorupp aus seiner Stellung bei Ronciglione zu vertreiben, setzte dann rasch seinen Marsch links gegen den erschütterten rechten Flügel der Oestreicher fort, nahm hierauf den Paß von Rauß, welcher den Uebergang aus dem Varthal in das Royathal bildet, eroberte das bekannte Lager von Mille-Fourches und stand am 1 Juni, im Besitz des Passes von Tenda, auf der Rückzugslinie des Generals Elsnitz. General Gorupp, welcher in Unordnung nach der obern Roya zurückgeworfen war, fand noch Zeit, den Paß von Tenda zu erreichen, wobei er aber unterwegs viele Todte und Gefangene zurücklassen mußte. Dem General Elsnitz blieb nichts weiter übrig, als mit dem Rest seiner Armee bis nach Oneglia dem Seeabhang der Apenninen zu folgen und über Pieve und San Giacomo in's Tanarothal zurückzugehen. Er hatte dabei furchtbare Berge zu übersteigen mit Soldaten, welche diese Art von Flucht bereits entmuthigt hatte, während ihm ein Feind auf den Fersen folgte, der mit Freuden von Vertheidigung zum Angriff überging. Fünf ganze Tage hindurch wurden die Oestreicher rastlos verfolgt und erlitten fortwährende Verluste Als der General Elsnitz am

6. Juni endlich in Ormea ankam, hatte er nicht mehr als volle 10,000 Mann. Am 7. war er in Ceva. Der General Gorupp hatte sich mit einer schwachen Division nach Coni zurückgezogen. Man schätzt den Verlust an Mannschaften, den das östreichische Corps am Var erlitten, auf 10,000 Mann.

General Suchet, der so lange Zeit von Masséna getrennt gewesen, fand diesen in der Gegend von Savona am Meeresufer wieder. Die 12,000 Franzosen, welche vom Var kamen, vereinigten sich mit den 8000 aus Genua und bildeten so ein Corps von 20,000 Mann, das sehr gut aufgestellt war, um den Baron Melas in den Rücken zu fallen. Allein Masséna hatte sich beim Landen eine ziemlich schwere Verletzung zugezogen und konnte kein Pferd besteigen. Die 8000 Mann, die er mitbrachte, waren durch Anstrengungen erschöpft, und, man muß es zugestehen, alle Vertheidiger Genua's hegten im Innern einen geheimen Groll gegen den Ersten Consul, der, wie man wußte, in Mailand Triumphe feierte, während die Armee von Ligurien sich genöthigt sah zu capituliren. Masséna wollte nicht, daß Suchet sich den Wechselfällen eines Hinabdringens nach Italien aussetze, besonders, da man nicht wußte, welche Bewegungen die beiden einander gegenüberstehenden Generale jenseits der Alpen ausführen würden. Da Baron Melas alle seine Untergenerale: Haddick, Kaim, Elsnitz und Ott an sich gezogen, konnte er sich an der Spitze einer ansehnlichen Macht befinden, über den General Suchet herfallen und ihn zermalmen, bevor er noch dem General Bonaparte entgegenzog. Masséna gestattete seinem Untergeneral Suchet, über die Apenninen zu gehen, sich vor Acqui aufzustellen, befahl ihm aber in dieser Stellung zu bleiben, die östreichische Armee zu beobachten, zu beunruhigen und gleich dem Schwerte des Damocles über dem Haupte des Feindes zu schweben. Man wird bald sehen, welche fernere Dienste die Armee von Ligurien durch ihre bloße Gegenwart auf dem Gipfel der Apenninen leistete.

Masséna war der Meinung, daß diese tapfere Armee, wenn sie ihre denkwürdige Vertheidigung von Genua mit einer drohenden Bewegung beschließe, für den Triumph des Ersten Consuls genug gethan habe und daß es unvorsichtig sein würde, mehr zu thun: dieser große Kriegsmann hatte Recht! — Er gab die Oestreicher erschöpft und um mehr als ein Drittel vermindert dem General Bonaparte preis. Von

70,000 Mann, die über die Apenninen gegangen waren, kehrten nur 40,000 zurück, die von Baron Melas nach Turin geführte Abtheilung mit eingerechnet. Die in der Lombardei zurückgebliebenen 50,000 Mann waren ebenfalls sehr zusammengeschmolzen und besonders sehr zerstreut, denn die Generale Haddick und Kaim, von denen der eine das Thal von Aosta, der andere das von Susa bewachte, hatten ziemlich beträchtliche Verluste erlitten, und General Vukassowich, welcher sich durch das vom St. Bernhard herabgekommene französische Heer über den Mincio zurückgeworfen und von seinem Obergeneral getrennt sah, war für den ganzen Rest des Feldzugs gelähmt. Ein Corps von einigen Tausend Mann hatte sich nach Toscana hineingewagt. Wenn Melas auf der Stelle die Generale Elsnitz und Ott, die von den Ufern des Var und von Genua zurückkamen, mit den aus den Thälern von Aosta und Susa zurückkehrenden Generalen Haddick und Kaim vereinigte, so konnte er noch eine Masse von ungefähr 75,000 Mann zusammenbringen. Aber er mußte in den Festungen von Piemont und Ligurien, wie in Genua, Savona, Gavi, Acqui, Coni, Turin, Alessandria, Tortona Besatzungen lassen, so daß ihm für einen Schlachttag nicht mehr als einige 50,000 Mann übrig blieben, vorausgesetzt, daß er nicht zu viel Leute zur Vertheidigung der Festungen verwandte und daß die Vereinigung seiner Generale ohne Unfall vor sich ginge.

Die Lage des östreichischen Oberbefehlshabers war also sehr bedenklich, selbst nach der Einnahme Genua's. Sie war es nicht blos in Bezug auf die Zerstreuung und Verminderung seiner Streitkräfte, sondern auch in Bezug auf den Weg, welchen er einzuschlagen hatte, um aus dem engen Umkreise von Piemont, wo der General Bonaparte ihn jetzt eingeschlossen, herauszükommen. Es war nothwendig, Angesichts der Franzosen, über den Po zurückzugehen und quer durch die von ihnen besetzte Lombardei hindurch wieder die große Straße nach Tyrol oder Friaul zu gewinnen. Dies war ungemein schwierig, zumal einem Feinde gegenüber, welcher sich im Kriege vorzugsweise durch die Kunst großer Bewegungen auszeichnete.

Baron Melas hatte den obern Theil des Po, von seiner Quelle an bis Valenza behauptet. Es war ihm leicht, über diesen Strom zu kommen, gleichviel ob bei Turin, bei Chivasso, bei Casale oder bei Valenza; wenn er aber an einem von diesen Punkten überging, so stieß er auf den Tessin, den General Bonaparte besetzt hielt, und auf

Mailand, den Mittelpunkt aller französischen Streitkräfte. Es war also wenig Aussicht vorhanden, auf dieser Seite entkommen zu können. Nun blieb noch die Wahl, sich rechts zu wenden, nach dem untern Ende des Po, d. h. nach Piacenza oder Cremona, um die große Straße von Mantua zu erreichen. Piacenza wurde demnach für beide Gegner der Hauptpunkt, den sie zu besetzen hatten. Für Melas war es fast das einzige Mittel, aus den caudinischen Engpässen zu entkommen; für Bonaparte, den Lohn seines verwegenen Marsches über die Alpen einzuernten. Ließ nämlich Letzterer die Oestreicher entwischen, so hatte er zwar Piemont befreit, ein solches Ergebniß war aber von geringer Bedeutung in Vergleich mit den Gefahren, die er überwunden; ja in den Augen Europa's, das diesen Feldzug mit Aufmerksamkeit verfolgte, setzte er sich sogar einigem Spott aus, denn sein Manöver, dessen Absicht jetzt augenscheinlich geworden, wäre dann vereitelt gewesen. Piacenza war folglich der Schlüssel von Piemont, welchen sowohl der, der es verlassen, als der nöthig hatte, der seinen Gegner in diesem Lande einzuschließen wünschte.

Deßhalb bestimmte Baron Melas für seine Truppen zwei Vereinigungspunkte: Alessandria für die Truppen, welche sich im obern Piemont befanden, und Piacenza für die, welche in der Umgegend von Genua standen. Den Generalen Kaim und Haddick befahl er, von Turin über Asti nach Alessandria zu marschiren; dem General Elsnitz, der von den Ufern des Var zurückkehrte, sich über Ceva und Cherasco eben dahin zu begeben. Sobald diese drei Corps vereinigt wären, sollten sie von Alessandria nach Piacenza rücken. Dem General Ott, welcher von Genua zurückkehrte, schrieb er vor, über die Bocchetta und Tortona nach Piacenza hinab zu marschiren. Ein Corps Infanterie, welches man von aller Last befreite, die den Marsch eines Heeres aufhält, erhielt Befehl, sich noch unmittelbarer auf der Straße von Bobbio, die das Trebbiathal entlang geht, eben dahin zu begeben. Der General Oreilly endlich, der bereits mit einem starken Artilleriecorps in der Umgegend von Alessandria stand, erhielt die Weisung, nicht erst die Vereinigung der Truppen aus dem obern Piemont abzuwarten, sondern so schnell es seine Pferde vermöchten, nach Piacenza zu eilen. Das kleine nach Toscana vorgewagte Corps erhielt ebenfalls die Weisung, sich über das Herzogthum Parma und auf der Straße von Fiorenzuola dahin zu begeben. Während also der Haupt-

theil der östreichischen Armee bei Alessandria zusammengezogen wurde, um von hier aus auf Piacenza zu marschiren, hatten die dieser Stadt näher stehenden Corps den Befehl, sich geradesweges und auf der Stelle dahin zu verfügen,

Es war jedoch zweifelhaft, ob man dem General Bonaparte bei einer so wichtigen Aufgabe würde zuvorkommen können. In Mailand hatte er allerdings fünf bis sechs Tage damit verloren, das vom St. Gotthard kommende Corps an sich zu ziehen: eine kostbare Zeit, weil inzwischen Genua gefallen war. Jetzt aber, da der General Moncey mit den aus Deutschland genommenen Truppen den St. Gotthard überschritten hatte, wollte er auch nicht eine Minute mehr verlieren. Er stand auf der Straße der Couriere, welche von Wien nach Turin an Melas und von Melas aus Turin zurück nach Wien geschickt wurden, und so war er jetzt in alle Gedanken der kaiserlichen Regierung eingeweiht. So hatte er z. B. die sonderbaren Depeschen gelesen, in denen Herr von Thugut den östreichischen General beruhigte und ihm empfahl, unbesorgt zu sein, sich nicht durch die Fabel von einer Reservearmee von seinem Ziele abhalten zu lassen, sondern schnell Genua und die Varlinie zu nehmen, damit er eine Truppenabtheilung zu Gunsten der bei Ulm zusammengedrängten Armee des Feldzeugmeisters von Kray abgeben könne. Er hatte ferner die Depeschen des Barons von Melas gelesen, die anfangs voll Zuversicht, bald aber voll Unruhe und Besorgniß waren. Diese Freude erlitt indeß am 8. Juni eine Störung, denn er erfuhr durch denselben Briefwechsel, daß Masséna Genua am 4. Juni zu übergeben genöthigt gewesen. Allein diese Nachricht veränderte seinen Feldzugsplan nicht im Mindesten; denn es war seine Absicht gewesen, dem Feinde in den Rücken zu fallen, ihn einzuschließen und zu zwingen, die Waffen zu strecken; gelang aber dies, so war Italien und die Stadt Genua mit Einem Schlage wieder erobert. Der wirklich bedeutende Nachtheil, der für ihn aus der Einnahme von Genua hervorging, bestand darin, jetzt auch mit den verfügbar gewordenen Truppen des Generals Ott zu thun zu haben. Allein die aufgefangene Depesche enthielt zugleich Trost für die schlimme Nachricht, denn sie meldete, daß die Armee Masséna's nicht kriegsgefangen sei. Wenn also einerseits die östreichischen Truppen nun in beträchtlicher Zahl von den Apenninen herabkamen, so mußten andrerseits auch französische Truppen, auf die man

19*

anfangs gar nicht gerechnet hatte, hinter den östreichischen Truppen her von den Apenninen herabkommen.

Da jetzt Genua seine Thore geöffnet hatte, drängte es den Ersten Consul nicht mehr so sehr, mit Melas zusammenzutreffen. Außerordentlich viel war ihm aber daran gelegen, so schnell als möglich die Polinie, von Pavia bis Piacenza und Cremona zu besetzen, und um sich dieser wichtigen Punkte, besonders Piacenza's zu bemächtigen, traf er ebenso thätige Vorkehrungen, wie Baron Melas selbst. Während er in Mailand damit beschäftigt war, die aus den verschiedenen Pässen der Alpen herabkommenden Truppen zu vereinigen, schob er die, welche er selbst über den St. Bernhard mitgebracht, an den Po vor. Lannes hatte mit der Division Watrin bereits Pavia in Besitz genommen. Dieser General erhielt den Auftrag, etwas unterhalb der Einmündung des Tessin in den Po, bei Belgiojoso, den Strom zu überschreiten. Murat sollte mit den Divisionen Boudet und Monnier bei Piacenza, Duhesme mit der Division Loison bei Cremona übergehen.

Am 6. Juni hatte Lannes bei Pavia auf dem Tessin alle aufzutreibenden Boote zusammengebracht, ließ sie in den Po rudern, und begann zwischen Belgiojoso und San-Cipriano überzugehen. Der unter seinem Befehl stehende General Watrin setzte mit einem Detaschement über den Fluß. Kaum auf dem rechten Ufer angelangt, hatte dieses Detaschement auch schon mit den Truppen zu thun, welche von Valenza und Alessandria aufgebrochen waren, um nach Piacenza zu eilen. Es lief Gefahr, in den Fluß geworfen zu werden; General Watrin hielt jedoch Stand, bis die hin- und herrudernden Boote ihm Verstärkung gebracht hatten, und behauptete zuletzt doch das Feld. Der übrige Theil der Division Watrin ging dann, von Lannes geführt, über den Po, nahm etwas weiter vor auf dem andern Ufer eine Stellung ein, und bedrohte die große Straße von Alessandria nach Piacenza.

An demselben Tage griff Murat Piacenza an. In dieser Stadt befanden sich sämmtliche östreichische Verwaltungen und einige Hundert Mann zur Wache für sie. Bei Annäherung der Gefahr ließ der östreichische Offizier den auf dem linken Ufer des Po gelegenen Brückenkopf von Piacenza mit Kanonen armiren und versuchte sich dort zu vertheidigen, bis die von allen Seiten heranrückenden Corps ihm zu Hülfe kämen. Der Vortrab der Division Monnier, der eine unver-

theidigte Stellung vor sich zu haben glaubte, wurde mit einem furchtbaren Kartätschenfeuer empfangen und vermochte nicht durch einen Frontangriff diese Stellung zu überwältigen. Man verschob es bis zum folgenden Tage, einen regelmäßigen Angriff darauf zu machen.

Am folgenden Tage, den 7. Juni, traf General Oreilly, der von Baron Melas den Befehl erhalten hatte, aus Alessandria nach Piacenza zu eilen, mit seiner Cavallerie hier ein. Die übrigen östreichischen Corps, das, welches von Parma über Fiorenzuola heraufkam, das, welches unter dem General Gottesheim über Bobbio, und unter dem General Ott über Tortona anrückte, waren noch nicht angelangt. Der General Oreilly allein war nicht recht im Stande, mit seinen Schwadronen Piacenza zu vertheidigen. Die Paar Hundert Mann, welche im Brückenkopf Widerstand leisten wollten, hatten den vierten Theil ihrer Leute verloren. In dieser Lage ließ der östreichische Commandant die Artillerie herausschaffen und die Schiffbrücke von Piacenza abbrechen, so daß General Boudet, der herbeieilte, um den gestrigen Verlust wieder gut zu machen, den Brückenkopf geräumt und die Brücke selbst zerstört fand. Es war jedoch noch ein Theil der Kähne vorhanden, auf welchen letztere gebaut gewesen. Murat bemächtigte sich derselben und ließ etwas weiter abwärts unterhalb bei Nocetto die Brigade Monnier allmälig auf das andere Ufer des Po übersetzen. Diese Brigade griff Piacenza an und drang nach einem ziemlich lebhaften Gefechte hinein. Oreilly eilte schnell zurück, um noch zur rechten Zeit den Artilleriepark retten zu können, welchen man von Alessandria abgesandt hatte und der Gefahr lief, den Franzosen in die Hände zu fallen, wenn er vor Piacenza erschien. Er kam auch wirklich schnell genug zurück, um zu verhindern, daß dieser Park weder Murat noch Lannes in die Hände fiel. Mehr als einmal mußte er gegen die bei Belgiojoso über den Po gegangenen Vortrabstruppen von Lannes Cavallerieangriffe unternehmen, allein er machte sich los und brachte dem Park Gegenbefehl, welcher sich dann in Tortona einschloß. Während General Oreilly auf dem Wege nach Alessandria zurückkehrte und glücklich durch unsere Vorposten hindurchkam, erschien vor Piacenza die Vorhut von der Infanterie des Generals Gottesheim, welche über Bobbio die Trebbia entlang gekommen war. Es war das Regiment Klebeck, das auf die ganze Division Boudet stieß und so Gefahr lief, zermalmt zu werden. Von überlegenen Streitkräften an=

gegriffen, verlor dies unglückliche Regiment eine große Anzahl Gefangener und zog sich in Unordnung auf das ihm folgende Hauptcorps von Gottesheim zurück. Erschrocken über dieses unvermuthete Scharmützel, eilte Gottesheim schnell wieder die Apenninen hinauf, um quer durch's Gebirge nach Tortona und Alessandria zu gelangen; eine Folge davon war, daß er mehrere Tage herumirren mußte. Endlich kam an demselben Tage auch noch das auf der Straße von Parma und Fiorenzuola aus Toskana zurückkehrende Regiment bei den Vorstädten von Piacenza an. Das gab eine neue Niederlage dieses vereinzelten Corps, das, unversehens mitten in eine feindliche Armee gerathen, in Unordnung auf die Straße von Parma zurückgeworfen wurde. So waren von den vier Corps, die auf Piacenza marschirten, drei, allerdings die minder bedeutenden, geworfen, und flohen mit Hinterlassung von Gefangenen. Das vierte und beträchtlichste, das Corps des Generals Ott, hatte einen größern Umweg zu machen, war deßhalb noch weiter zurück und sollte mit Lannes vor Belgiojoso zusammentreffen. Von diesem Augenblicke an waren die Franzosen Meister des Po und verfügten über die beiden Hauptübergänge, den bei Belgiojoso, in der Nähe Pavia's, und den bei Piacenza selbst. Bald besetzten sie auch noch einen dritten Uebergangspunkt, denn am folgenden Tage nahm General Duhesme, an der Spitze der Division Loison, einer Abtheilung, welche der General Vukassowich bei seinem Rückzuge dort gelassen, die Stadt Cremona ab, fand daselbst viel Material vor und machte 2000 Gefangene.

Alle diese Unternehmungen leitete Bonaparte von Mailand aus. Er hatte den General Berthier an den Po geschickt und schrieb ihm täglich, oft sagar stündlich in ununterbrochenen Briefen die auszuführenden Bewegungen vor.

Indem er sich des Po von Pavia bis Piacenza bemächtigt, hatte er allerdings die Rückzugslinie, welche Baron Melas einzuschlagen versucht sein mußte, in seine Gewalt gebracht. Allein damit war noch nicht Alles gethan; denn nur die Anwesenheit der Franzosen hinter dem Tessin und um Mailand machte für die Oestreicher die Straße über Piacenza zur wahren Rückzugslinie. In dieser Richtung verschlossen die Franzosen in der That den Weg, welchen die Oestreicher sich hätten eröffnen können, wenn sie zwischen Turin und Valenza über den Po gegangen wären; aber wenn jetzt die Franzosen, um

Melas entgegenzurücken, zwischen Pavia und Piacenza über den Po gegangen wären und auf diese Weise Mailand aufgegeben, den Tessin geschwächt hätten, so konnten sie dadurch Melas wieder versuchen, bei Turin oder Casale oder Valenza seinen Uebergang zu bewerkstelligen, unsern preisgegebenen Rücken, selbst die Stadt Mailand zu durchziehen und uns auf diese Weise so ziemlich das zu vergelten, was wir ihnen durch den Uebergang über die Alpen gethan hatten.

Es war auch nicht unmöglich, daß Baron Melas sich zur Aufopferung eines Theils seines Gepäcks und seiner schweren Artillerie, die er übrigens in den Festungen Piemonts zurücklassen konnte, entschloß, nach Genua zu umkehrte, über Tortona und Novi bis zur Bocchetta hinaufrückte, sich von dort in das Thal der Trebbia warf und unterhalb Piacenza's, in der Umgegend von Cremona oder Parma, auf den Po losging und es glücklich dahin brachte, auf diesem Umwege Mantua und die östreichischen Staaten zu erreichen. Dieser Marsch quer durch Ligurien und über die Ausläufer der Apenninen, derselbe, welchen man dem General Gottesheim vorgeschrieben, war am mindesten wahrscheinlich, weil er große Schwierigkeiten darbot und eine theilweise Aufopferung des Materials zur Folge hatte; allein streng genommen war er möglich, und wie auf die übrigen Fälle mußte man sich auch auf diesen gefaßt machen. Um sich nun gegen diese verschiedenen Möglichkeiten sicher zu stellen, bot Bonaparte seine ganze Sorgfalt auf, und die Geschichte giebt wirklich kein zweites Beispiel von so geschickten, so tief durchdachten Anordnungen, wie die, welche er bei so entscheidender Gelegenheit ersann.

Es mußte die dreifache Aufgabe gelöst werden: erstens die Hauptstraße, welche geradeswegs von Alessandria nach Piacenza geht, durch eine eiserne Schranke zu sperren, zweitens, die Straße, welche vom obern Po nach dem Tessin führt, so zu besetzen, daß man nöthigenfalls dorthin eilen könnte, und sich drittens endlich bereit zu halten, zu rechter Zeit nach dem untern Po hinabzuziehen, falls die Oestreicher auf der andern Seite der Apenninen zu entfliehen und unterhalb Piacenza's in der Gegend von Cremona oder Parma über den Po gehen wollten. Bonaparte grübelte unablässig über der Karte von Italien, um einen Punkt darin aufzufinden, welcher diesen drei Bedingungen genügte, und traf eine Wahl, welche ewige Bewunderung verdient.

Betrachtet man den Lauf der Apenninenkette, so wird man finden, daß sie in Verfolg der Biegung, mit welcher sie den Meerbusen von Genua umfaßt, sich nordwärts wendet und Ausläufer vorstreckt, die sich von der Stellung bei Stradella an bis in die Umgegend von Piacenza sehr nahe an den Po herandrängen. In diesem ganzen Theile von Piemont und vom Herzogthum Parma nähert sich der Fuß der Höhen dem Strom so sehr, daß für die ganze Straße nach Piacenza nur ein sehr schmaler Raum übrig bleibt. Eine Armee, jenseits Stradella's, am Eingange zu einer Art von Defilé, das mehrere Stunden lang ist, mit dem linken Flügel auf den Höhen, mit dem Centrum auf der Straße, mit dem rechten Flügel längs dem Po und der sumpfigen Gegend, welche ihn einufert, aufgestellt, ist schwer aus ihrer Stellung zn vertreiben. Dazu kommt noch, daß die Straße mit Flecken und Dörfern besäet ist, welche dicke Steinmauern haben und sehr wohl im Stande sind, den Kanonenkugeln Widerstand zu leisten. Der kaiserlichen Armee, welche viel Cavallerie und Artillerie hatte, gegenüber bot also diese Stellung, außer ihren natürlichen Vorzügen, auch noch den besondern dar, diese beiden Waffen unwirksam zu machen.

Sie hatte noch andere durchaus eigenthümliche Vorzüge. Ganz in der Nähe dieser Stellung ergießen sich die Nebenströme des andern Ufers in den Po, auf deren Besetzung es am meisten ankommt, wie z. B. der Tessin und die Adda. So fließt der Tessin, höchstens zwei Stunden von Stradella, in den Po, unterhalb Pavia's und oberhalb Belgiojoso's, Stradella beinahe gegenüber. Die Adda, welche weiterhin und länger fließt, bevor sie sich mit dem Po vereinigt, fällt zwischen Piacenza und Cremona in denselben. Es ist also klar, daß Bonaparte, wenn er in Stradella stand, über die Brücken von Belgiojoso, Piacenza und Cremona verfügte, die entscheidendsten Punkte in seiner Hand hatte, denn er sperrte die Hauptstraße, die Straße von Alessandria nach Piacenza, und konnte zu gleicher Zeit durch einen starken Marsch entweder an den Tessin rücken oder den Po bis Cremona hinabgehen und nach der Adda fliegen, welche ihn im Rücken gegen das Corps Vukassowich's deckte.

In dieser Art von Netz, welches von den Apenninen, dem Po, dem Tessin und der Adda gebildet wird, vertheilte er seine Streitkräfte. Zunächst beschloß er, mit 30,000 Mann der besten Soldaten seiner Armee, den Divisionen Watrin, Chambarlhac, Gardanne, Bou-

det, Monnier, befehligt von Murat, Victor und Lannes, die von uns beschriebene Stellung nach Stradella selbst einzunehmen, den linken Flügel am Gebirge, das Centrum auf der großen Straße, den rechten Flügel am Po entlang. Die über den kleinen St. Bernhard gekommene und anfänglich mit der Besatzung von Ivrea beauftragte Division Chabran wurde dann nach Vercelli geschickt, mit dem Befehle, falls der Feind anrücke, sich an den Tessin zurückzuziehen. Die vom St. Gotthard herabgekommene Division Lahoype wurde in der Umgegend von Pavia am Tessin selbst aufgestellt. Das waren also 9 bis 10,000 Mann, die sich auf einander zurückziehen, den Uebergang über den Tessin bis auf's Aeußerste streitig machen und so Bonaparte Zeit lassen sollten, ihnen durch einen Tagemarsch zu Hülfe zu kommen. Die Abtheilung vom Simplon bewachte unter General Béthencourt bei Arona die St. Gotthardsstraße als Rückweg für die französische Armee im Falle eines Unglücks. Die Division Gilly sollte Mailand bewachen, was durch die Anwesenheit einer östreichischen Besatzung in der Citadelle dieser Stadt nothwendig gemacht wurde. Zu diesem Zwecke waren wieder 3 bis 4000 Mann verwandt. Die aus Deutschland gekommene Division Lorges endlich erhielt Befehl, sich bei Lodi an der Adda festzusetzen. Die Division Loison, welche zur Reservearmee gehörte, sollte unter dem Befehle des Generals Duhesme Piacenza und Cremona vertheidigen. Das waren wieder 10 bis 11,000 Mann, die auf diesen beiden zuletzt genannten Punkten verwendet waren.

So waren die einige 50,000 Mann vertheilt, über welche Bonaparte in diesem Augenblicke verfügen konnte: 32,000 befanden sich im Mittelpunkte bei Stradella, 9 bis 10,000 am Tessin, 3 bis 4000 in Mailand und Arona, 10 bis 11,000 endlich am untern Po und an der untern Adda, alle so aufgestellt, daß sie sich gegenseitig schnell zu Hülfe kommen konnten. General Bonaparte konnte nämlich auf eine vom Tessin eingehende Anzeige den 10,000 Franzosen, von denen dieser bewacht wurde, in einem Tage zu Hülfe eilen und in derselben Zeit nach Piacenza und Cremona hinabrücken, während General Loison den Uebergang über den Strom vertheidigte und ihm Zeit ließ, herbeizukommen. Beide Theile konnten sich dagegen in gleich kurzer Zeit wieder nach Stradella zurückwenden und den General Bonaparte verstärken.

Hier schien Bonaparte von seinem gewöhnlichen Grundsatz abzuweichen, nämlich am Vorabende einer großen Schlacht seine Streitkräfte zu concentriren. Gilt aber auch eine solche Concentrirung für ein Meisterstück der Kriegskunst, wenn sie zur rechten Zeit, im Augenblicke eines entscheidenden Kampfes, wo zwei Gegner gegen einander anrücken, ausgeführt wird, so verhält es sich doch ganz anders, wenn einer von ihnen entfliehen will und die Kunst darin besteht, ihn erst festzuhalten, bevor man ihn zum Kampfe bringt. Das war hier der Fall. Hier mußte Bonaparte wirklich ein Netz um die östreichische Armee ausspannen und dieses Netz mußte stark genug sein, sie festzuhalten; denn hätte er am Tessin oder am untern Po nur Vorposten gehabt, die allerhöchstens eine Anzeige machen, nicht aber dem Feinde den Weg verrennen konnten, so war der Zweck gänzlich verfehlt. Er mußte auf allen Punkten Posten haben, welche die Oestreicher nicht blos zu melden, sondern auch aufzuhalten im Stande waren, im Mittelpunkte aber eine Hauptmacht behalten, die mit entscheidenden Kräften überall hin zu eilen bereit war. Unmöglich konnte man also die Verwendung seiner Streitkräfte mit größerer Kunst anordnen und seine eigenen Grundsätze auf eine geschicktere Weise verändern, als es General Bonaparte bei dieser Gelegenheit that. Große Männer der That erkennt man an der Art, wie sie einen wahren aber allgemeinen Grundsatz den Umständen nach in Anwendung bringen.

Nachdem dieser Plan entworfen war, gab Bonaparte die entsprechenden Befehle. Lannes war mit der Division Watrin über Pavia und Belgiojoso nach Stradella gesandt worden. Es lag viel daran, daß die in Piacenza befindlichen Divisionen Chambarlhac, Gardanne, Monnier und Boudet ihn zur rechten Zeit unterstützten, bevor ihn die östreichischen Corps überwältigen konnten, welche von Piacenza vertrieben waren und sich nun bei Tortona mit dem General Ott vereinigen sollten. Dafür hatte Bonaparte mit seinem bewundrungswürdigen Scharfsinn Sorge getragen. Da er Mailand erst am 8. Juni verlassen konnte, um sich am 9. nach Stradella zu begeben, ließ er Berthier, Murat und Lannes folgende Instructionen zukommen: „Ziehen Sie sich bei Stradella zusammen; am 8., spätestens am 9., werden Sie 15 bis 18,000 Mann Oestreicher, die aus Genua kommen, auf dem Halse haben. Eilen Sie ihnen entgegen, um sie zu vernichten. Eben so viel Feinde weniger haben wir dann am Tage der Entscheidungsschlacht,

die uns mit der ganzen Armee des Baron Melas bevorsteht, zu bekämpfen." Nach Ertheilung dieser Befehle reiste er am 8. von Mailand ab, um über den Po zu gehen und am folgenden Tage bei Stradella zu sein.

Es war nicht möglich, die Bewegungen des Feindes mit größerer Genauigkeit zu errathen. Wie bereits berichtet wurde, waren drei östreichische Truppenabtheilungen vergeblich vor Piacenza erschienen: das aus Toskana über Fiorenzuola angekommene Detaschement war eben dahin zurückgeworfen, das des Generals Gottesheim, welches mit der Infanterie das Trebbiathal hinabgekommen, war in dieses Thal zurückgedrängt, und General Oreilly endlich, der von Alessandria mit der Cavallerie herbeigeeilt, hatte sich genöthigt gesehen, nach Tortona zurückzukehren. General Ott aber, der mit dem Hauptcorps auf der Straße von Genua nach Tortona marschirte, traf seinerseits am Morgen des 9. Juni, wie Bonaparte es vorhergesehen, vor Stradella ein. Er führte die Generale Gottesheim und Oreilly, denen er auf dem Rückzuge begegnet war, wieder vorwärts und wollte einen kräftigen Versuch auf Piacenza machen, da es ihm gar nicht einfiel, daß fast die ganze französische Armee staffelförmig im Defilé von Stradella aufgestellt sein könnte. Die Truppen mitgerechnet, welche er wieder an sich gezogen, hatte er 17 bis 18,000 Mann. Am Morgen des 9. konnte Lannes nur 7 bis 8000 Mann zusammenbringen, aber in Folge der wiederholten Mittheilungen des Obergenerals sollten 5 bis 6000 Mann noch im Laufe des Tages zu ihm stoßen. Das Schlachtfeld war das eben beschriebene. Lannes stand mit dem linken Flügel auf den Höhen der Apenninen, mit dem Centrum auf der Chaussée in der Nähe des Fleckens Casteggio, mit dem rechten Flügel in der Nähe des Po. Er hatte den Fehler begangen, sich etwas zu weit von Stradella nach Casteggio und Montebello zu hinauszubegeben, wo die Straße wegen der Breite der Ebene ein Defilé zu bilden aufhört. Aber voller Zuversicht, wenn gleich schwächer an Zahl, waren die Franzosen der größten Anstrengungen der Hingebung fähig, besonders unter einem Führer wie Lannes, welcher im höchsten Grade die Kunst, sie mit sich fortzureißen, verstand.

Lannes warf kräftig die Division Watrin auf Casteggio und schlug die Vorposten Oreilly's zurück. Er hatte den Plan, sich des Fleckens

Casteggio zu bemächtigen, der vor ihm auf der Straße lag, entweder durch einen Frontangriff oder indem er ihn einerseits von der Ebene des Po aus, andrerseits von den Abhängen der Apenninen aus umginge. Die zahlreiche auf der Straße aufgefahrene Artillerie der Oestreicher bestrich das Terrain in allen Richtungen. Zwei Bataillone der 6. leichten Halbbrigade suchten diese mörderische Artillerie rechts zu umgehen und zu nehmen, während das 3. Bataillon der 6. und die ganze 40. Halbbrigade die benachbarten Hügel zur Linken zu gewinnen strebten und der Rest der Division Watrin gegen Casteggio selbst vorrückte, wo das Centrum des Feindes war. Auf allen Punkten entspann sich ein erbitterter Kampf. Die Franzosen waren nahe daran, die angegriffenen Stellungen zu nehmen, aber General Gottesheim eilte zur Unterstützung Oreilly's mit seiner Infanterie herbei und warf die Bataillone, welche die Anhöhen erklommen hatten, zurück. Lannes hielt seine Truppen unter einem furchtbaren Feuer aufrecht und hinderte sie, der Uebermacht zu weichen. Dennoch waren sie im Begriff zu unterliegen, als die zum Corps des Generals Victor gehörige Division Chambarlhac erschien. Der General Riveaud erstieg an der Spitze der 43. Halbbrigade von Neuem die Höhen, sammelte die eben zurückgeworfenen französischen Bataillone wieder und nach unerhörten Anstrengungen gelang es ihm, sich auf denselben zu behaupten. Im Centrum, also auf der großen Straße, erschien die 96. Halbbrigade zur Unterstützung des Generals Watrin bei seinem Angriff auf dem Flecken Casteggio, und die 24. dehnte sich rechts in der Ebene aus und versuchte den linken Flügel des Feindes zu umgehen, um das Feuer seiner Artillerie zum Schweigen zu bringen. Während dieser gemeinsamen Anstrengungen gegen die Flügel hatte der tapfere Watrin einen hartnäckigen Kampf in Casteggio zu bestehen. Mehrmals verlor und eroberte er diesen Flecken. Lannes aber war überall zugegen und gab den entscheidenden Ausschlag. Auf seinen Befehl kam General Rivaud auf der Linken, nachdem er sich der Anhöhen bemeistert und sie überstiegen hatte, Casteggio im Rücken herab; den in die Ebene zur Rechten geworfenen Truppen gelang es, diesen lange bestrittenen Flecken zu umgehen und beide rückten gegen Montebello an, während Watrin eine letzte Anstrengung gegen das Centrum des Feindes machte, es durchbrach und endlich über Casteggio hinausdrang. Die Oestreicher sahen sich jetzt überall geworfen, flohen

nach Montebello und ließen eine beträchtliche Anzahl von Gefangenen in unseren Händen zurück.

Der Kampf hatte von 11 Uhr Vormittags bis 8 Uhr Abends gedauert. Es waren die Oestreicher von der Blokade von Genua, welche Masséna an die härtesten Kämpfe gewöhnt hatte, die sich jetzt hier in den Ebenen Piemonts befanden und mit Verzweiflung fochten, um sich durchzuschlagen. Sie wurden von einer zahlreichen Artillerie unterstützt und hatten eine mehr als gewöhnliche Tapferkeit bewiesen. Der Erste Consul kam gerade in dem Augenblicke an, als diese Schlacht, von der er Ort und Zeit genau vorausgesehen hatte, zu Ende ging. Er fand Lannes bespritzt mit Blut, aber freudetrunken und die Truppen entzückt über ihren Sieg. Sie hatten, wie er später gesagt, das Bewußtsein, sich gut benommen zu haben. Die jungen Mannschaften hatten sich würdig gezeigt, mit den alten Soldaten zu wetteifern; wir hatten 4000 Gefangene gemacht, gegen 3000 getödtet oder verwundet. Der Sieg war für uns schwer zu erringen gewesen, weil höchstens 12,000 Streiter 18,000 gegenüber gestanden hatten.

Das war die Schlacht von Montebello, von der Lannes und seine Familie den Titel erhielten, der sie unter den französischen Familien dieser Zeit auszeichnet: einen ruhmvollen Titel, den ihre Söhne stolz sein müssen zu führen!

Dies erste Zusammentreffen war ein schöner Anfang, der Melas ahnen ließ, daß sich die Straße vor ihm nicht leicht aufthun würde. Um 7000 Mann geschwächt, zog sich General Ott bestürzt nach Alessandria zurück. Die moralische Kraft der französischen Armee erreichte den höchsten Grad der Spannung.

Der Erste Consul beeilte sich, seine Divisionen zusammenzuziehen und die Straße von Alessandria nach Piacenza, welche Melas aller Wahrscheinlichkeit nach einschlagen mußte, stark zu besetzen. Da Lannes zu weit vorgegangen war, zog der Erste Consul sich Etwas zurück, bis gerade an den Punkt, der Stradella heißt, weil das Defilé auf dieser Seite durch das Zusammenrücken der Anhöhen und des Flusses mehr geschmälert ist, und die Stellung sicherer macht.

Der 10. und 11. Juni wurden damit zugebracht, die Bewegungen der Oestreicher zu beobachten, die Armee zu concentriren, sie ein wenig von ihren schnellen Märschen ausruhen zu lassen, und die Artillerie so gut wie möglich in Ordnung zu bringen, denn bis jetzt hatte

man auf diesem Punkte nicht mehr als 40 Feldgeschütze zusammenzubringen vermocht.

Am 11. Juni sah man einen der ausgezeichnetsten Generale jener Zeit im Hauptquartiere eintreffen, Desaix, der Moreau, Masséna, Kleber und Lannes an militärischen Talenten gleichkam, sie aber sämmtlich durch seine seltenen Charaktervorzüge übertraf. Er hatte eben Aegypten verlassen, wo Kleber politische Fehler begangen, die wir zu unserem Leidwesen bald werden darzustellen haben, welche Desaix umsonst zu verhindern gesucht und vor deren peinlichem Anblick er nach Europa entflohen war. Diese Fehler wurden übrigens später auf ruhmvolle Weise wieder gut gemacht. Desaix war in der Nähe der Küste von Frankreich angehalten und von den Engländern auf eine abscheuliche Weise behandelt worden. Ganz empört kam er an und verlangte, sich mit den Waffen in der Hand zu rächen. Er liebte den Ersten Consul mit einer Art von Leidenschaft, und von der Neigung eines so edlen Herzens ergriffen, erwiderte der Erste Consul sie mit der innigsten Freundschaft, die er je im Leben empfunden. Eine ganze Nacht brachten sie mit einander zu und erzählten sich die Ereignisse, die sich in Aegypten und in Frankreich zugetragen. Der Erste Consul gab ihm sogleich den Befehl über die vereinigten Divisionen Monnier und Boudet.

Am folgenden Tage, den 12. Juni, konnte sich General Bonaparte einiger Besorgnisse nicht erwehren und war überrascht, die Oestreicher nicht erscheinen zu sehen. Erstaunt, daß Baron Melas in einer solchen Lage zögere, Zeit verliere und alle Ausgänge um sich her verschließen lasse, glaubte er, weil er seinen Gegner etwas zu sehr nach sich beurtheile, Melas habe die so kostbare Zeit unmöglich verlieren können, sondern müsse entwischt sein, indem er entweder wieder nach Genua hinaufgerückt oder über den obern Po gegangen sei, um den Tessin zu überwältigen. Des Wartens müde, verließ er am 12. Juni Nachmittags seine Stellung bei Stradella und rückte mit seiner ganzen Armee bis zur Höhe von Tortona vor. Diese Festung befahl er einzuschließen, und nahm sein Hauptquartier in Voghera. Am Morgen des 13. ging er über die Scrivia und drang in die weite Ebene vor, die zwischen der Scrivia und Bormida sich ausdehnt und jetzt nicht mehr anders als die Ebene von Marengo genannt wird. Es ist dieselbe, in der ihm mehrere Monate zuvor der Seherblick seiner

Phantasie eine große Schlacht gegen Baron Melas gezeigt hatte. An dieser Stelle hat der Po sich von den Apenninen entfernt und breite Zwischenräume gelassen, durch welche die Bormida und der Tanaro ihre minder reißend gewordenen Gewässer führen, welche sie in der Nähe bei Alessandria vereinigen und dann gemeinsam in das Bett des Po ergießen. Die bis nach Tortona am Fuße der Apenninen hinlaufende Straße verläßt ihn bei dieser Festung, wendet sich rechts, geht über die Scrivia und führt in eine weite Ebene. In dieser Ebene kommt sie durch zwei Dörfer, erst durch San-Giuliano, dann durch ein zweites, Marengo; endlich führt sie über die Bormida bis zu der berühmten Festung Alessandria. Wenn der Feind die große Straße von Piacenza nach Mantua einschlagen wollte, dachte Bonaparte, so würde er mich hier erwarten. Hier würden seine zahlreiche Artillerie, seine schöne Cavallerie große Vortheile haben und er könnte mit der ganzen Kraft seiner Streitmittel kämpfen. Noch dieser Betrachtung ließ General Bonaparte, um sich in seinen Vermuthungen noch mehr zu bestärken, seine leichte Cavallrrie die Gegend durchstreifen und diese fand nicht eine einzige östreichische Abtheilung. Als der Tag sich neigte, schob er das aus den Divisionen Gardanne und Chambarlhac bestehende Corps des Generals Victor bis nach Marengo vor. Auf diesem Punkte fand man die Division Oreilly, welche das Dorf Marengo eine Zeitlang vertheidigte, es dann aufgab und über die Bormida zurückging. Eine schlecht ausgeführte Recognoscirung ließ sogar glauben, der Feind habe keine Brücken über die Bormida.

Nach all diesen Anzeigen hegte der General Bonaparte keinen Zweifel mehr. Melas war, seiner Meinung nach, entwischt. Er würde ja nicht die Ebene und zumal das Dorf Marengo, das den Eingang dazu bildet, verlassen haben, hätte er sie durchziehen wollen, um eine Schlacht zu liefern, und die Straße von Alessandria nach Piacenza zu erobern. Durch diese ganz richtige Betrachtung irregeführt, ließ Bonaparte den General Victor mit seinen zwei Divisionen in Marengo, stellte Lannes mit der Division Watrin staffelförmig in der Ebene auf und eilte nach seinem Hauptquartiere in Voghera, um vom General Moncey, der am Tessin, und vom General Duhesme, der am untern Po stand, Nachrichten einzuziehen und zu erfahren, was aus Melas geworden sei. Von allen diesen Punkten aus gingen Offiziere des Generalstabs ab, die sich bei ihm in seinem Hauptquar-

tiere einfinden mußten. Allein die Scrivia war aus ihren Ufern getreten und glücklicherweise wurde er in Torre di Garofolo zu bleiben gezwungen. Die Nachrichten vom Tessin und vom Po, die erst heute eingetroffen waren, meldeten vollkommene Ruhe. Von dieser Seite her hatte Melas nichts unternommen. Was konnte aus ihm geworden sein?... General Bonaparte dachte, er sei über Novi nach Genua zu hinaufgegangen, um sich in das Thal der Trebbia zu begeben und nach Cremona hervorzubrechen. Es schien in der That, als hätte er keinen andern Entschluß fassen können, da er sich weder in Alessandria, noch auf dem Marsche gegen den Tessin befand. Deuten ließ sich auch, daß er Wurmser's Beispiel in Mantua nachahmen und sich in Genua einschließen wolle, wo er, von den Engländern verproviantirt, mit einer Besatzung von 50,000 Mann den Krieg in die Länge ziehen konnte. Diese Gedanken bemächtigten sich lebhaft des Ersten Consuls, und so gab er Desaix den Auftrag, mit der einzigen Division Boudet nach Rivalta und Novi zu rücken. In der That mußte Baron Melas über Novi gehen, um von Alessandria nach Genua zu gelangen.

Ein glückliches Vorgefühl ließ ihn wenigstens die Division Monnier, die zweite Desaix's, im Hauptquartier behalten; so viel als möglich sorgte er für Alles, indem er Victor mit zwei Divisionen in Marengo, Lannes mit einer Division in der Ebene, Murat mit der ganzen Cavallerie zur Seite behielt. Vergegenwärtigt man sich die allgemeine Aufstellung der französischen Streitkräfte, die in diesem Augenblick zum Theil am Tessin, zum Theil am untern Po und an der Adda, zum Theil auf dem Wege nach Genua vertheilt waren, so muß man über ihre Zerstreuung erstaunen. Sie war die nothwendige Folge der Verhältnisse im Allgemeinen und der Umstände des Augenblicks.

Am 13. Juni, dem Vorabende eines großen weltgeschichtlichen Tages, übernachtete Bonaparte im Dorfe Torre di Garofolo, und in Erwartung der Nachrichten des folgenden Tages legte er sich schlafen.

Unterdessen herrschte Verwirrung in Alessandria. Die östreichische Armee war in Verzweiflung. Ein Kriegsrath war zusammenberufen, hatte aber keinen der Entschlüsse, die der französische Feldherr befürchtete, gefaßt. Man hatte wol daran gedacht, sich über den obern Po und den Tessin zurückzuziehen, oder sich in Genua einzuschließen, allein die östreichischen Generale hatten als tapfere Männer, die sie

waren, den Rathschlägen der Ehre zu folgen vorgezogen. Am Ende, sagten sie, haben wir doch seit achtzehn Monaten gekämpft als gute Soldaten; wir hatten Italien wieder erobert, wir rückten gegen die Grenzen Frankreichs vor; unsere Regierung trieb uns dazu an; noch gestern gab sie Befehl dazu; uns von der Gefahr, die uns im Rücken bedrohte, in Kenntniß zu setzen, war ihre Pflicht. Wenn aus unserer Lage Jemandem ein Vorwurf zu machen ist, so trifft dieser Vorwurf sie. Alle in Vorschlag gebrachten Mittel, um ein Zusammentreffen mit der französischen Armee zu vermeiden, sind verwickelt, schwierig und vielen Wechselfällen ausgesetzt; einfach und ehrenhaft ist nur Ein Entschluß: uns durchzuschlagen. Morgen müssen wir uns Bahn brechen und unser Blut einsetzen. Gelingt es uns, so erfechten wir erst einen Sieg und erreichen dann wieder die Straße nach Piacenza und Mantua; mißglückt es, so haben wir unsere Pflicht gethan und Andere, nicht wir, haben die Verantwortlichkeit für unser Mißgeschick zu tragen. —

Der Erste Consul hatte sich nicht einfallen lassen, daß man unter solchen Umständen so viel Zeit mit Berathen verlieren könne. Allein Niemand kam ihm in der Schnelligkeit der Entschließungen gleich und Melas befand sich in einer so unglücklichen Lage, daß ihm die peinliche Verlegenheit, welche seinen bestimmten Entschluß verzögerte, wohl zu vergeben war. Indem sich der östreichische General zu einer Schlacht entschloß, handelte er wie ein Soldat voll Ehrgefühl; allein das konnte man ihm, zumal nach dem Verluste, den General Ott jetzt bei Montebello erlitten hatte, zum Vorwurf machen, daß er in den Festungen Coni, Turin, Tortona, Genua, Acqui, Gavi, Alessandria 25,000 Mann zurückgelassen habe. Außer den 25,000 Mann in den Festungen, 3000 in Toskana, 12,000 zwischen Mantua und Venedig, blieben ihm höchstens noch 40,000 Mann, mit denen er auf dem Schlachtfelde erscheinen konnte, wo das Schicksal des Krieges sich entscheiden sollte. So weit war es gekommen mit der schönen 120,000 Mann starken Armee, welche beim Beginnen des Feldzuges die Südgrenze Frankreichs überwältigen sollte! Vierzigtausend Mann waren umgekommen, 40,000 Mann zerstreut, und 40,000 sollten kämpfen, um aus den caudinischen Engpässen zu entkommen. Unter den letztern befanden sich jedoch eine starke Cavallerie und 200 Kanonen.

Es wurde beschlossen, daß am folgenden Tage das ganze Heer

über die Brücken der Bormida gehen sollte; denn man hatte General Bonaparte eine falsche Nachricht überbracht und es führten über diesen Fluß zwei durch ein und denselben Brückenkopf gedeckte Brücken: General Ott sollte mit 10,000 Mann, zur Hälfte Infanterie, zur Hälfte Cavallerie, über die Bormida rücken und sich links nach dem Dorfe Castel-Ceriolo wenden; die Generale Haddick und Kaim sollten mit der Hauptmacht der Armee, gegen 20,000 Mann stark, das Dorf Marengo nehmen, welches den Eingang in die Ebene bildet, und General Oreilly endlich mit 5 bis 6000 Mann sich rechts die Bormida aufwärts wenden. Eine gewaltige Artillerie sollte diese Bewegung unterstützen. Eine nicht unbeträchtliche Abtheilung, größtentheils Cavallerie, wurde an der Straße von Acqui hinter Alessandria zurückgelassen, um Suchet's Truppen zu beobachten, von deren Ankunft man unbestimmte Nachrichten hatte.

Wir haben bereits die weite Ebene von Marengo beschrieben, welche die große Straße von Alessandria nach Piacenza in ihrer ganzen Ausdehnung durchschneidet und die von der Scrivia und Bormida eingeschlossen ist. Die Franzosen trafen, von Piacenza und der Scrivia kommend, zunächst San-Giuliano, dann drei Viertelstunden weiter Marengo, das fast an die Bormida stieß und den Hauptausgang bildete, den das östreichische Heer zu erobern hatte, um aus Alessandria herauszukommen. Zwischen San-Giuliano und Marengo erstreckte sich in gerader Linie die Straße, um die man kämpfen sollte, und zu beiden Seiten dehnte sich eine mit Getreidefeldern und Weingärten bedeckte Ebene aus. Unterhalb Marengo's, rechts von den Franzosen, links von den Oestreichern, lag Castel-Ceriolo, ein bedeutender Flecken, durch den General Ott vorrücken sollte, um das in Marengo stehende Corps des Generals Victor zu umgehen. Auf Marengo mußte also der Hauptangriff der Oestreicher gerichtet sein, weil dieses Dorf den Schlüssel der Ebene bildete.

Mit Tagesanbruch rückte das östreichische Heer über die beiden Bormidabrücken. Seine Bewegung ging aber langsam von Statten, weil es zum Ausgange nur einen einzigen Brückenkopf hatte. Oreilly kam zuerst hinüber und stieß auf die Division Gardanne, welche Victor nach Besetzung Marengo's vorgeschoben hatte. Diese Division bestand nur aus der 101. und der 44. Halbbrigade. Von einer zahlreichen Artillerie unterstützt und mit doppelten Streitkräften zwang Oreilly sie,

zu weichen und sich in Marengo einzuschließen. Zum Glück warf er sich ihr nicht verfolgend nach, sondern wartete, bis das Centrum unter General Haddick ihn unterstützen könne. Die Langsamkeit des Marsches durch das von den Brücken gebildete Defilé nahm den Oestreichern zwei bis drei Stunden weg. Endlich entfalteten sich Haddick und Kaim hinter Oreilly und General Ott ging ebenfalls über die Brücken, um sich nach Castel-Ceriolo zu begeben.

Sofort zog General Victor seine beiden Divisionen zur Vertheidigung Marengo's zusammen und ließ dem Ersten Consul sagen, die ganze östreichische Armee sei im Anmarsch und habe die augenscheinliche Absicht, eine Schlacht zu liefern.

Ein Terrainhinderniß unterstützte sehr zur rechten Zeit die Tapferkeit unsrer Soldaten. Vor Marengo, zwischen den Oestreichern und Franzosen, befand sich ein tiefer, schlammiger Bach, Fontanone genannt. Er floß zwischen Marengo und der Bormida uud fiel etwas weiter abwärts in diese letztere. Victor stellte die 101. und 44. Halbbrigade unter General Gardanne auf seinen rechten Flügel, also in das Dorf Marengo; die 24., 43. und 96. Halbbrigade unter General Chambarlhac links vom Dorfe; etwas weiter zurück den General Kellermann mit dem 20., 2. und 8. Cavallerieregiment und einer Escadron der 12. dahinter. Der Rest des 12. Cavallerieregiments wurde zur Beobachtung der entfernten Bewegungen des Feindes nach der obern Bormida abgeschickt.

Unterstützt von 25 Geschützen, die auf die Franzosen eindonnerten, rückte General Haddick gegen den Bach vor. Er warf sich muthig in das Bett des Fontanone an der Spitze der Division Bellegarde. General Olivier Rivaud brach sogleich mit der 44. und 101. Halbbrigade hinter der Schutzwehr des Dorfes hervor und begann die Oestreicher, welche überzugehen versuchten, vor der Mündung der Gewehre niederzuschießen. Längs dem Fontanone entspann sich ein äußerst heftiges Gefecht. Haddick kehrte mehrere Male zurück; aber Rivaud hielt Stand gegen die Batterien der Oestreicher, brachte Haddick's Corps durch ein ganz aus der Nähe unterhaltenes Musketenfeuer zum Stehen und trieb es in Unordnung wieder nach der andern Seite des Baches. Der unglückliche General Haddick wurde tödtlich verwundet und seine Soldaten zogen sich zurück. Melas ließ hierauf die Truppen des Generals Kaim vorrücken und befahl dem General Oreilly, längs

der Bormida bis Stortigliona hinaufzuziehen, um mit der Cavallerie Pilati einen Angriff auf unsere Linie zu machen. Aber General Kellermann, der an der Spitze seiner Cavalleriedivision schon aufgesessen hatte, beobachtete die Bewegung der feindlichen Schwadronen, und Lannes, welcher zur Rechten Victor's in der Ebene übernachtete, war nun zwischen Marengo und Castel-Ceriolo in die Schlachtreihe gerückt. Die Oestreicher unternahmen einen zweiten Angriff. Um das halbkreisförmige Bett des Fontanone herum, in einem Halbkreis gereiht, standen die Divisionen Gardanne und Chambarlhac so aufgestellt, daß sie ein im Winkel zusammentreffendes Feuer gegen den Angriffspunkt richteten. Ihr Musketenfeuer warf die Truppen des Generals Kaim nieder. Unterdessen war es dem General Pilati gelungen, oberhalb hinaufrückend mit 2000 Reitern über den Fontanone zu kommen. Der tapfere Kellermann, der an diesem Tage den an seinem Namen geknüpften Ruhm von Valmy bedeutend vermehrte, stürzte sich auf Pilati's Schwadronen, sobald sie heraufzukommen versuchten, hieb in sie ein und warf sie in das schlammige Bett des kleinen Gewässers, das die Kunst selbst zur Deckung der Franzosen nicht besser hätte ziehen können.

Obgleich unsere überraschte Armee in diesem Augenblicke nur die zwei Corps von Victor und Lannes in der Schlachtreihe hatte, also 15 bis 16,000 Mann zum Widerstande gegen ungefähr 36,000 Mann, so behielt sie doch, vermöge des gestern von den Oestreichern begangenen Fehlers, Marengo nicht besetzt zu haben (welcher Fehler übrigens auch seinen Vortheil für sie gehabt hatte, da er Bonaparte irre geleitet), jetzt Zeit zur Erwartung ihres Oberanführers und der zurückgebliebenen oder nach der Straße von Novi geschickten Reserven.

So standen die Sachen, als Melas, entschlossen zur Rettung der Ehre und der Freiheit seiner Armee die äußersten Anstrengungen aufzubieten, und unterstützt von seinen Soldaten, sämmtlich Veteranen, deren Muth durch die Siege des vorigen Feldzugs gehoben war, die französische Schlachtlinie noch einmal angreifen ließ. General Ott, der zum Defiliren viel Zeit gebraucht hatte, konnte jetzt endlich auf dem linken Flügel der Oestreicher agiren. Er manövrirte, um uns zu entgehen, ging durch Castel-Ceriolo und überflügelte Lannes, der zwischen Marengo und Castel-Ceriolo neben Victor stand und den rechten Flügel unsrer Linie bildete. Während die Colonne des Generals Ott

die Aufmerksamkeit Lannes' in Anspruch nahm, wurden die wiederge-sammelten Corps von Oreilly, Haddick und Kaim abermals bei Marengo gegen den Fontanone geführt. Ein furchtbares Geschützfeuer unterstützte alle ihre Bewegungen. Lattermann's Grenadiere drangen in den Bach ein, überschritten ihn und erstiegen das andere Ufer. Die Division Chambarlhac, welche links von Marengo und auf den Flanken der östreichischen Grenadiere stand, unterhielt ein mörderisches Feuer gegen sie. Dennoch gelang es einem Bataillon dieser Grenadiere, sich auf der andern Seite des Fontanone zu halten. Baron Melas verdoppelte das Geschützfeuer gegen die Division Chambarlhac, die nicht durch die Häuser des Dorfes gedeckt war, wie die Division, welche Marengo selbst vertheidigte. Inzwischen errichteten östreichische Pionniere in aller Eile eine Bockbrücke. Jetzt kam der tapfere Rivaud an der Spitze der 44. Halbbrigade aus dem Dorfe Marengo hervor, drang, trotz eines Kartätschenhagels, auf die Stürmenden ein und wollte sie in den Fontanone werfen. Allein furchtbare Artilleriesalven hielten die durch diesen hartnäckigen Kampf erschöpfte 44. Halbbrigade auf und Rivaud selbst wurde verwundet. Diesen Augenblick benutzten die Grenadiere Lattermann's, rückten in Masse vor und drangen in Marengo ein. Ganz mit Blut bedeckt, stellte Rivaud sich noch einmal an die Spitze der 44. Halbbrigade, machte einen kräftigen Angriff auf die Grenadiere und warf sie aus Marengo hinaus; allein sobald er hinter den schützenden Häusern hervorkam, wurde er von einem furchtbaren Geschützfeuer empfangen und konnte sie nicht wieder über den Bach zurückwerfen, der unsere Armee bisher so gut gedeckt hatte. Von Blutverlust geschwächt und kaum noch im Stande, sich aufrecht zu erhalten, mußte sich dieser tapfere Offizier vom Schlachtfelde fort tragen lassen. Die östreichischen Grenadiere behaupteten sich also in der Stellung, die sie erobert hatten. Gleichzeitig wurde die Division Chambarlhac, die wie gesagt durch keine Deckung geschützt, sondern den Kartätschen frei ausgesetzt war, beinahe niedergeschmettert. General Oreilly warf die auf unserm äußersten linken Flügel stehende 96. Halbbrigade zurück und begann sie jetzt zu überflügeln. Auf dem rechten Flügel sah sich Lannes, der anfangs nur mit dem Corps des Generals Kaim allein zu thun hatte und es eben in den Fontanone werfen wollte, plötzlich von dem General Ott umgangen, der mit einer zahlreichen Cavallerie aus Castel-Ceriolo hervorbrach. Die Cavallerie-

brigade Champeaux, die hinter dem Corps Lannes' stand, so wie Kellermann hinter dem Corps Victor's, unternahm vergebens glänzende Angriffe. Der unglückliche Champeaux war tödlich verwundet. Rechts und links überflügelt, von dem Punkte in Marengo, den sie anfangs so fest gehalten, abgedrängt, hatte unsere Armee keinen Rückhalt mehr. Sie lief Gefahr, rückwärts in die Ebene geworfen zu werden, wo keine Schutzwehr gegen 200 Feuerschlünde und gegen eine zahlreiche Cavallerie zu ihrer Deckung vorhanden war.

Es war zehn Uhr Morgens. Das Gemetzel war furchtbar gewesen. Eine beträchtliche Menge von Verwundeten bedeckte die Straße zwischen Marengo und San-Giuliano. Schon zog sich ein Theil der Truppen Victor's, von der Uebermacht bewältigt, in Unordnung und unter dem Rufe: es sei Alles verloren! zurück. In der That war auch Alles verloren, ohne eine Verstärkung durch neue, nicht ermüdete Truppen, und besonders ohne einen großen Feldherrn, der im Stande war, den Sieg wieder zu erfassen.

General Bonaparte hatte die Nachricht erhalten, daß die östreichische Armee, die er schon entwischt zu sehen befürchtete, jetzt ihn in der gestern verlassenen Ebene von Marengo überrasche; er eilte daher von Torre di Garafolo herbei, das glückliche Austreten der Scrivia segnend, welches ihn in Voghera zu übernachten gehindert hatte. Mit sich führte er die Consulargarde, ein nicht sehr zahlreiches, aber unvergleichlich tapferes Corps, das später zur Kaisergarde wurde; ferner die aus drei ausgezeichneten Halbbrigaden bestehende Division Monnier; in geringer Entfernung folgte ihm eine Reserve von zwei Cavallerieregimentern; Desaix endlich schickte er den Befehl, so schnell als möglich nach San-Giuliano zu marschiren.

An der Spitze dieser Reserven begiebt sich der Erste Consul im Galopp auf's Schlachtfeld. Er findet zur Rechten Lannes von der Infanterie und Cavallerie des Generals Ott überflügelt, aber doch noch bemüht, sich links bei Marengo zu halten; Gardanne vertheidigt sich in den Hecken dieses Dorfes, das der Gegenstand eines so erbitterten Kampfes ist, und an der andern Seite sieht er die Division Chambarlhac sich bereits unter dem zerschmetternden Geschützfeuer der Oestreicher auflösen.

Wie er dies sieht, erkennt er mit seinem überlegenen Blick sogleich, was geschehen müsse, um die Dinge wieder in's Gleiche zu

bringen. Sein verstümmelter linker Flügel ist in wahrer Auflösung begriffen, sein rechter aber erst bedroht und behauptet sich noch; diesem muß Hülfe gebracht werden. Giebt er ihm einen festen Halt in Castel-Ceriolo, so hat er dadurch einen Stützpunkt inmitten dieser weiten Ebene; dann kann er seinen neugestärkten Flügel als Angelpunkt benutzen, den geschlagenen Flügel rückwärts zu schwenken, um ihn den Schlägen des Feindes zu entziehen. Sollte er auch durch diese Bewegung die große Straße von Marengo nach San-Giuliano verlieren, so würde dieses Uebel leicht wieder gut zu machen sein, denn hinter seiner neuen Stellung geht ein andrer Weg vorbei, der nach Sale und von Sale an den Po führt. Seine Rückzugslinie nach Pavia bleibt also gesichert. Uebrigens befindet er sich bei dieser Stellung auf der rechten Seite der Ebene, auf der Flanke der Oestreicher, welche auf die große Straße von Marengo nach San-Giuliano vorrücken müssen, wenn sie aus dem Siege Nutzen ziehen wollen.

Diese Betrachtungen stellte er mit der Schnelligkeit des Blitzes an und brachte die gefaßten Entschlüsse sogleich in Ausführung. Er schickt die 800 Grenadiere der Consulargarde zur Rechten Lannes' in die Ebene vor und befiehlt ihnen, die östreichische Cavallerie bis zur Ankunft der drei Halbbrigaden Monnier's aufzuhalten. Mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit halten diese Tapferen in Carréstellung die Angriffe der Lobkowitz-Dragoner aus und bleiben unerschütterlich bei den wiederholten Anfällen eines ganzen Schwarms von Reitern. Rechts von ihnen befiehlt Bonaparte den eben angekommenen beiden Halbbrigaden Monnier's sich nach Castel-Ceriolo zu wenden. Diese beiden Halbbrigaden, die 70. und die 19., rücken, vom General Carra-Saint-Cyr geführt, vor und bringen es, indem sie bald Carrés bilden, um die Cavallerie abzuhalten, bald Angriffscolonnen, um auf die Infanterie einzudringen, dahin, das verlorne Terrain wieder zu gewinnen und sich in den Hecken und Gärten von Castel-Ceriolo festzusetzen. Gleichzeitig eilt Bonaparte an der Spitze der 72. Halbbrigade Lannes' linkem Flügel zu Hülfe, während Dupont, der Chef des Generalstabs, die von den Reitern Oreilly's verfolgten, aber von Murat's Cavalleriereserve gedeckten Trümmer des Corps Victor zusammensucht. Die Gegenwart des Ersten Consuls, und der Anblick der Bärenmützen seiner berittenen Garde hat den Truppen wieder Muth gemacht. Der Kampf beginnt wieder mit neuer Wuth. Der tapfere Watrin von

Lannes' Corps wirft mit der 6. Linienhalbbrigade und mit der 22. Halbbrigade Kaim's Soldaten mit dem Bajonnett in den Fontanone zurück. Lannes erfüllt die 40. und die 28. Halbbrigade mit dem Feuer seiner Heldenseele und treibt sie beide gegen die Oestreicher. Ueberall in der weiten Ebene wird mit Ingrimm gekämpft. Gardanne versucht Marengo wieder zu erobern, Lannes den Bach zu gewinnen, der unsere Truppen anfangs so vortheilhaft deckte; die Grenadiere der Consulargarde stehen wie eine lebendige Festung noch immer im Carré mitten auf dem Schlachtfelde und füllen die Lücken zwischen Lannes und den in die ersten Häuser von Castel-Ceriolo eingedrungenen Colonnen von Carra-Saint-Cyr aus. Aber mit dem Muthe der Verzweiflung führt Melas seine vereinigten Massen wieder gegen Marengo, bricht endlich aus dem Dorfe hervor und treibt Gardanne's erschöpfte Soldaten zurück, die sich vergebens an jedes Terrainhinderniß anklammern. Oreilly wirft die Division Chambarlhac, die noch immer dem Feuer einer zahlreichen Artillerie ohne Deckung ausgesetzt ist, vollends mit Kartätschen nieder.

Es ist nicht mehr möglich, Stand zu halten; das Feld muß geräumt werden. General Bonaparte befiehlt, nach und nach in fester Haltung zurückzuweichen. Während aber sein linker Flügel, des Dorfes Marengo beraubt und jetzt ohne Stützpunkt, schnell bis San-Giuliano, wo er eine Deckung sucht, zurückweicht, behauptet er fortwährend die rechte Seite der Ebene und vertheidigt sich hier langsam zurückweichend, unterstützt durch den Punkt Castel-Ceriolo, durch die Energie der Consulargarde und besonders durch Lannes' beispiellose Anstrengungen. So lange der Erste Consul sich auf dem rechten Flügel hält, bewahrt er sich eine sichere Rückzugslinie über Sale nach dem Po zu und wenn gar Desaix, den er gestern nach Novi geschickt, zur rechten Zeit zurückkehrt, kann er das Schlachtfeld wieder erobern und den Sieg auf seine Seite bringen.

Lannes und seine vier Halbbrigaden verrichten in diesem Augenblicke Thaten, die der Anerkennung der Nachwelt würdig sind. Der Feind ist in Masse aus Marengo in die Ebene vorgedrungen und schleudert aus achtzig Feuerschlünden einen Hagel von Kugeln und Kartätschen. In zwei Stunden zieht sich Lannes mit diesen vier Halbbrigaden über eine Strecke von dreiviertel Wegstunden zurück. Wenn der Feind näher rückt und zu heftig eindringt, macht er Halt und

greift ihn mit dem Bajonnet an. Obgleich seine Artillerie zusammengeschossen ist, kommen doch einige leichte Geschütze, die mit den besten Pferden bespannt sind und mit eben so viel Geschicklichkeit als Kühnheit verwendet werden, den allzu eng bedrängten Halbbrigaden mit ihren Geschossen zu Hülfe, und wagen es sogar, der furchtbaren östreichischen Artillerie gegenüber aufzufahren. Die Consulargarde, die man durch Cavallerieangriffe nicht zu erschüttern vermocht hatte, wird jetzt mit Kanonenschüssen angegriffen. Man sucht in sie Bresche zu schießen, wie in eine Mauer und wirft dann die Reiter Frimont's gegen sie. Sie leidet empfindlichen Verlust und weicht zurück, aber ohne sich aufzulösen. Carra-Saint-Cyr geht ebenfalls zurück und verläßt Castel-Ceriolo, behält jedoch in den Weingärten hinter dem Dorfe noch einen letzten Stützpunkt. Dennoch bleiben wir im Besitz der Straße von Castel-Ceriolo nach Sale. Die Ebene ist überall ein weites Feld des Blutbades und mit dem Donner der Geschütze mischt sich noch das Aufkrachen der Pulverwagen, welche Lannes, weil er sie nicht mit fortbringen kann, in die Luft sprengen läßt.

Die Hälfte des Tages ist verflossen. Endlich glaubt Melas den so theuer erkauften Sieg in Händen zu haben. Der greise Feldherr, der sich wenigstens durch seinen Muth an diesem denkwürdigen Tage seines Gegners würdig gezeigt, kehrt von der Anstrengung ermattet nach Alessandria zurück, übergiebt den Oberbefehl dem Chef seines Generalstabes, Herrn von Zach, und fertigt an ganz Europa Couriere ab, um seinen Sieg und die Niederlage Bonaparte's bei Marengo zu melden. Der mit dem Oberbefehle beauftragte Chef des Generalstabs bildet nun aus der Hauptmasse der östreichischen Armee auf der großen Straße von San-Giuliano nach Marengo eine Marschcolonne, stellt an die Spitze derselben zwei Regimenter Infanterie, dann Lattermann's Grenadiercolonne und dahinter den Gepäckzug. Auf die Linke stellt er Oreilly, auf die Rechte Kaim und Haddick. In dieser Ordnung sucht er die große Straße nach Piacenza zu gewinnen, den Gegenstand so großer Anstrengungen und den Rettungsweg der östreichischen Armee.

Es ist drei Uhr. Wenn kein neuer Umstand eintritt, kann die Schlacht für die Franzosen als verloren betrachtet werden, wobei ihnen jedoch die Aussicht bleibt, am folgenden Tage mit den Truppen, die von dem Tessin und der Adda nach dem Po zurückkehren, das Unglück des heutigen Tages wieder gut zu machen. Noch ist Desaix mit der

ganzen Division Boudet da. Wird er aber früh genug eintreffen?.... Das ist der Umstand, von welchem das Schicksal der Schlacht abhängt. Die Adjutanten des Ersten Consuls waren schon am frühen Morgen ihm nachgeeilt, aber schon lange, bevor sie ihn einholten, hatte Desaix auf der Stelle Halt gemacht, als er den ersten Kanonenschuß aus der Ebene von Marengo vernommen. Aus diesem fernen Kanonendonner schloß er, daß der Feind, den er zu Novi auf der Straße nach Genua aufsuchen sollte, bei Marengo selbst sei. Sogleich hatte er Savary mit einigen Hundert Reitern nach Novi geschickt, um nachzusehen, was dort vorgehe; er selbst aber wartete mit seiner Division, wobei er unablässig das östreichische und französische Geschützfeuer hörte, das in der Richtung der Bormida dröhnte. Da Savary in der Gegend von Novi Niemand fand, sah Desaix seine glückliche Vermuthung bestätigt und marschirte ohne weitern Aufschub nach Marengo zu; mehrere Adjutanten schickte er voraus, um dem Ersten Consul seine Ankunft zu melden. Den ganzen Tag über war er unterwegs gewesen und um drei Uhr erschienen seine Colonnenspitzen am Eingange der Ebene von San-Giuliano. Er selbst sprengte ihnen voran und eilte im Galopp zum Ersten Consul. Welch glücklicher Gedanke eines so einsichtsvollen als ergebenen Untergenerals! Glück der Jugend! Hätte doch der jetzt von seinen Generalen so wohl unterstützte Erste Consul funfzehn Jahre später auf dem Schlachtfelde von Waterloo einen Desaix gefunden, dann hätte er den Kaiserthron und Frankreich seine Herrscherstellung unter den Mächten Europa's behalten!

Desaix Erscheinen ändert den Stand der Dinge. Man umringt ihn; man erzählt ihm die Ereignisse des Tages; die Generale schließen einen Kreis um ihn und den Ersten Consul, und erörtern lebhaft die bedenkliche Lage. Die meisten erklären sich für den Rückzug. Der Erste Consul ist nicht dieser Meinung und dringt lebhaft in Desaix, seine Meinung zu sagen. Desaix überblickt erst das verheerte Schlachtfeld, zieht dann seine Uhr aus der Tasche, sieht nach, welche Zeit es ist und giebt Bonaparte folgende einfache und edle Antwort: „Ja, die Schlacht ist verloren; allein es ist erst drei Uhr; es bleibt uns noch Zeit, eine Schlacht zu gewinnen!“ — Erfreut über Desaix's Ausspruch schickt sich Bonaparte an, die Hülfsmittel zu benutzen, welche dieser General ihm mitbringt, und die Vortheile, welche die seit dem Morgen eingenommene Stellung ihm sichert. Er steht nämlich rechts in der

Ebene, während der Feind sich links befindet und in Marschcolonne auf der großen Straße nach San-Giuliano vorrückt. Desair, der mit 6000 Mann frischer Truppen über San-Giuliano kommt, den Oestreichern gerade entgegen, kann sie auf der Stelle anhalten, während die wieder gesammelte Hauptmasse der Armee ihr in die Flanke dringt. Demgemäß werden sofort alle Anstalten getroffen.

Die drei Halbbrigaden Desair's werden vor San-Giuliano, etwas rechts von der großen Straße aufgestellt; die 30. entfaltet sich in Linienstellung, die 9. und die 59. in geschlossenen Colonnen auf den Flügeln der ersteren. Eine leichte Welleneinbiegung des Bodens verbirgt sie dem Feinde. Links von ihnen stehen die gesammelten, wieder etwas zu sich gekommenen Trümmer der Division Chambarlhac und Gardanne unter dem General Victor; zu ihrer Rechten in der Ebene Lannes, dessen Rückzugsbewegung aufgehört hat; dann die Consulargarde, hierauf Carra-Saint-Cyr, der sich so nahe als möglich bei Castel-Ceriolo behauptet. Die Armee bildet so eine schräge Linie von San-Giuliano bis Castel-Ceriolo. Zwischen Desair und Lannes, etwas weiter zurück, hat man in einer Lücke Kellermann's Cavallerie aufgestellt. Eine Batterie von zwölf Geschützen, der einzige Ueberrest von der ganzen Artillerie der Armee, ist vor der Fronte von Desair's Corps vertheilt.

Nachdem diese Anordnungen getroffen sind, durcheilt der Erste Consul zu Pferde die Reihen seiner Soldaten und redet die verschiedenen Corps an. „Meine Freunde," sagte er zu ihnen, „wir sind genug gewichen; erinnert euch, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu übernachten." Nachdem er seine Truppen angefeuert, die durch die Ankunft der Reserve wieder Zuversicht gewonnen hatten und vor Begierde brannten zu siegen, giebt er das Zeichen. Auf der ganzen Linie wird Sturmmarsch geschlagen.

Die Oestreicher zogen mehr in Marschordnung als in Schlachtordnung auf der großen Straße hin. Die Colonne unter Zach war die vorderste. Etwas weiter hinter ihr kam das Centrum, das sich zur Hälfte in der Ebene entfaltet hatte und Lannes gegenüber stand.

Unvermuthet demaskirt General Marmont zwölf Geschütze; ein dichter Kartätschenhagel schmettert auf die Spitze der überraschten östreichischen Colonne, die keinen Widerstand mehr erwartete, da man die Franzosen entschieden auf dem Rückzuge begriffen glaubte. Kaum

vermochte sie von dieser plötzlichen Erschütterung wieder zur Besinnung zu kommen, als Desaix die 9. leichte Halbbrigade antreten läßt. „Eilen Sie zum Ersten Consul," sagte er zu seinem Adjutanten Savary, „und bringen Sie ihm die Nachricht, daß ich angreife und Unterstützung der Cavallerie bedarf." Desaix reitet selbst an der Spitze dieser Halbbrigade. Er überschreitet mit ihr die leichte Terrainfalte, wodurch sie den Blicken der Oestreicher entzogen war, und offenbart diesen plötzlich seine Gegenwart durch eine ganz in der Nähe abgefeuerte Musketensalve. Die Oestreicher erwiedern sie und sogleich stürzt Desaix, die Brust von einer Kugel durchbohrt, nieder. „Verbergen Sie meinen Tod," sagte er zum General Boudet, seinem Divisionschef, „die Truppen könnten dadurch wankend werden." Unnöthige Vorsicht des Helden! Man hat ihn fallen sehen und gleich Turenne's Soldaten verlangen die seinigen mit lautem Geschrei, ihren Führer zu rächen. Die 9. leichte Halbbrigade, die sich an diesem Tage den Titel der „Unvergleichlichen" erwarb, den sie bis zum Ende unsrer Kriege geführt, ordnet sich in Colonne, giebt Feuer und dringt gegen die tiefe Masse der Oestreicher an. Bei ihrem Anblick stutzen die beiden ersten Regimenter, welche den Marsch eröffnen, werfen sich in Unordnung auf die Linie zurück und verschwinden in den Reihen derselben. Die Colonne der Lattermannschen Grenadiere steht jetzt allein an der Spitze und empfängt den Stoß wie eine Kerntruppe. Sie hält fest Stand. Der Kampf entbrennt auf beiden Seiten der großen Straße. Die 9. leichte Halbbrigade wird rechts von den gesammelten Truppen Victor's, links von der 30. und 59. der Division Boudet unterstützt, die sich der Bewegung angeschlossen haben. Kaum vermögen Lattermann's Grenadiere sich ihrer zu erwehren, als plötzlich ein unerwarteter Sturm über sie losbricht. General Kellermann, der auf Desaix's Verlangen Befehl zum Angriff erhalten, bricht in Galopp auf, eilt zwischen Lannes und Desaix hindurch, läßt der östreichischen Cavallerie, die er vor sich sieht, einen Theil seiner Escadronen in Hakenstellung gegenüber und dringt dann mit dem Ueberrest der bereits von Boudet's Infanterie in Front angegriffenen Grenadiercolonne in die Flanke. Dieser mit außerordentlicher Kraft ausgeführte Angriff schneidet die Colonne mitten entzwei. Die Dragoner Kellermann's hauen rechts und links ein, bis die armen Grenadiere, von allen Seiten bedrängt, ihre Waffen strecken. Zweitausend ergeben sich gefangen und an ihrer Spitze

sieht sich General Zach selbst genöthigt, seinen Degen abzugeben. Auf diese Weise sind die Oestreicher für das Ende der Schlacht ohne Leitung, denn Baron Melas war, wie wir gesehen, da er den Sieg sicher glaubte, nach Alessandria zurückgekehrt. Kellermann begnügt sich damit noch nicht; er wirft sich auf Lichtenstein's Dragoner und treibt sie in die Flucht. Sie ziehen sich auf das Centrum der Oestreicher zurück, das sich, Lannes gegenüber, in der Ebene ausbreitete, und verursachen in demselben einige Unordnung. Lannes rückt jetzt vor und dringt kraftvoll auf das erschütterte Centrum der Oestreicher ein, während die Grenadiere der Consulargarde und Carra-Saint-Cyr wieder auf Castel-Ceriolo losgehen, von dem sie noch nicht weit entfernt waren. Auf der ganzen Linie von San-Giuliano bis Castel-Ceriolo sind die Franzosen wieder zum Angriff übergegangen, und marschiren vorwärts, trunken vor Freude und Begeisterung, da sie den Sieg zu sich zurückkehren sehen. Schrecken und Entmuthigung haben sich jetzt zu den Oestreichern gewandt.

Bewunderungswürdige Gewalt des beharrlichen Willens, dem es durch seine Beharrlichkeit gelingt, das entflohene Glück wieder an sich zu fesseln! Von San-Giuliano bis Castel-Ceriolo rückt die schräge Linie der Franzosen im Sturmschritt vor und wirft die Oestreicher zurück, die ganz erstaunt sind, noch eine Schlacht liefern zu sollen. Cara-Saint-Cyr hat bald das Dorf Castel-Ceriolo wieder erobert, und aus Besorgniß, überflügelt zu werden, denkt General Ott, der vorher über dieses Dorf hinausgerückt war, an den Rückzug, bevor ihm seine Verbindungen abgeschnitten werden. Ein panischer Schrecken verbreitet sich unter seiner Cavallerie; sie entflieht im Galopp mit dem Rufe: Zu den Brücken! Jetzt gilt es, zuerst nach den Bormidabrücken zu gelangen. Als General Ott mit Vogelsang's Truppen nach Castel-Ceriolo zurückkehrt, muß er sich durch die Franzosen durchschlagen. Es gelingt ihm und in großer Eile erreicht er das Ufer der Bormida, nach der sich Alles wüthend hinstürzt.

Vergebens wollen die Generale Kaim und Haddick sich im Centrum halten: Lannes macht es ihnen unmöglich, drängt sie nach Marengo hinein und will sie in den Fontanone und aus dem Fontanone in die Bormida werfen. Allein die Grenadiere Weidenfeld's halten einen Augenblick Stand, um Oreilly, der sich bis nach Cassina-Grossa vorgewagt hat, Zeit zur Rückkehr zu verschaffen. Auch die östreichische

Cavallerie versucht ihrerseits einige Angriffe, um den Marsch der Franzosen aufzuhalten, wird aber von den berittenen Grenadieren der Consulargarde unter Bessières und dem jungen Beauharnois zurückgeworfen. Endlich fallen Lannes und Victor mit ihren Corps gemeinsam über Marengo her und schlagen Oreilly, sowie die Grenadiere Weidenfeld's aus ihrer Stellung. Die Verwirrung auf den Bormidabrücken wird jeden Augenblick größer. Fußvolk, Reiterei, Artillerie, Alles drängt sich dort unordentlich durch einander. Die Brücken vermögen nicht, Alle zu fassen, man wirft sich in die Bormida, um sie zu durchwaten. Ein Kanonenlenker sucht mit seinem Geschütz hindurchzufahren; es gelingt. Jetzt will die ganze Artillerie seinem Beispiel folgen, aber ein Theil der Wagen bleibt in der Bormida stecken. In eifrigster Verfolgung nahmen die Franzosen Leute gefangen und erobern Pferde, Kanonen, Gepäck. Der unglückliche Melas, der vor zwei Stunden seine Armee siegreich verlassen, war bei dem Lärm dieser Niederlage herbeigeeilt und wollte seinen Augen nicht trauen. Er war in Verzweiflung.

Das war die blutige Schlacht von Marengo, die, wie sich bald zeigen wird, einen unermeßlichen Einfluß ausübte auf das Schicksal Frankreichs und der ganzen Welt; sie verschaffte nämlich in diesem Augenblicke der Republik den Frieden und etwas später dem Ersten Consul die Kaiserwürde. Sie wurde furchtbar streitig gemacht und der Sieg war es werth, denn nie war ein Ausgang, sowohl für einen als den andern Gegner, bedeutender gewesen. Baron Melas kämpfte, um eine verhaßte Capitulation zu vermeiden, General Bonaparte setzte an diesem Tage sein ganzes Geschick auf's Spiel. Der Verlust an Menschen war im Verhältniß zur Anzahl der Kämpfenden ungeheuer und überstieg jedes gewöhnliche Verhältniß. Die Oestreicher verloren ungefähr 8000 Mann an Todten oder Verwundeten und über 4000 Gefangene. Ihr Generalstab war furchtbar decimirt; der General Haddick blieb, die Generale Vogelsang, Lattermann, Bellegarde, Lamarsaille und Gottesheim nebst einer großen Anzahl von Offizieren wurden verwundet; sie verloren also an kampfunfähig gewordenen Mannschaften und Gefangenen den dritten Theil ihrer Armee, wenn diese 36 bis 40,000 Mann stark war, wie man allgemein gesagt hat. Die Franzosen hatten 6000 Getödtete oder Verwundete, und es wurden ihnen ungefähr 1000 Gefangene abgenommen, was auf 28,000

bei der Schlacht anwesende Soldaten ebenfalls einen Verlust von einem Viertel ergiebt. Ihr Generalstab hatte eben so gelitten, wie der östreichische. Die Generale Mainony, Rivaud, Malher, Champeaux waren verwundet, der letztere tödtlich. Der größte Verlust war der Tod Desair's. In zehn Kriegsjahren hatte Frankreich keinen mehr zu beklagenden erlitten. In den Augen des Ersten Consuls war dieser Verlust groß genug, um ihm die Freude des Sieges zu schmälern. Als sein Secretär Bourrienne herbeieilte und ihm zu diesem wundersamen Triumphe mit den Worten Glück wünschte: „Welch ein schöner Tag!" — antwortete der Erste Consul: „Ja, ein sehr schöner, wenn ich heute Abend auf dem Schlachtfelde hätte Desair umarmen können. Ich wollte ihn," setzte er hinzu, „zum Kriegsminister machen; ich hätte ihn zum Fürsten gemacht, wenn ich gekonnt hätte." — Noch ahnte der Sieger von Marengo nicht, daß er denen, die ihm dienten, bald würde Kronen geben können. Der unglückliche Desair lag bei San-Giuliano mitten auf dem weiten Blutfelde. Sein Adjutant Savary, der ihm seit langer Zeit zugetheilt war, suchte ihn unter den Leichen auf, erkannte ihn an seinem vollen Haarwuchs, hob ihn mit liebevoller Sorgfalt auf, wickelte ihn in den Mantel eines Husaren, legte ihn auf sein Pferd und brachte ihn in's Hauptquartier Torre di Garofolo.

Obgleich die Ebene von Marengo in französischem Blute schwamm, herrschte doch Freude in unsrer Armee. Soldaten und Generale waren sich der Verdienstlichkeit ihres Benehmens bewußt und ermaßen die ungeheure Bedeutsamkeit eines im Rücken des Feindes erfochtenen Sieges. Die Oestreicher dagegen waren bestürzt; sie wußten, daß sie umzingelt und genöthigt seien, sich dem Gebote des Siegers zu fügen. Baron Melas, dem an diesem Tage zwei Pferde unter dem Leibe erschossen waren, und der sich trotz seines hohen Alters wie der jüngste und tapferste Soldat seines Heeres benommen hatte, war versunken in tiefem Schmerz. Er war nach Alessandria zurückgekehrt, um sich ein wenig auszuruhen, da er sich siegreich glaubte. Jetzt sah er sein Heer halb vernichtet nach allen Seiten fliehen, seine Artillerie den Franzosen preisgebend oder im Schlamme der Bormida zurückgelassen. Um das Unglück voll zu machen, war auch sein Generalstabschef Zach, der sein ganzes Vertrauen besaß, gegenwärtig Gefangener der Franzosen. Vergebens blickte er um sich auf seine Generale, keiner wollte

ihm einen Rath geben; alle verwünschten das Wiener Cabinet, das sie in so unheilvollen Täuschungen bestärkt und dadurch in's tiefste Verderben gestürzt habe. Ein Entschluß mußte jedoch gefaßt werden, aber welcher?.... Sollte man sich durchschlagen? Man hatte es eben versucht und es war nicht gelungen. Sollte man sich nach Genua zurückziehen, oder über den obern Po gehen, um den Tessin mit Gewalt zu nehmen? Alles dies war schon vor der Schlacht schwierig, nachdem dieselbe aber geliefert und verloren war, unmöglich. Einige Stunden weiter hinter ihnen stand General Suchet, bei Acqui, mit dem ligurischen Heere, und Bonaparte mit der siegreichen Reservearmee vor Alessandria. Sie standen im Begriff, sich zu vereinigen und die Straße nach Genua abzuschneiden. Dem General Moncey, welcher mit den aus Deutschland gekommenen Truppenabtheilungen den Tessin bewachte, konnte Bonaparte in derselben Zeit zu Hülfe kommen, als man selbst brauchte, bis zu ihm zu gelangen. Nirgends war also eine Möglichkeit der Rettung und man mußte sich in den schmerzlichen Gedanken einer Capitulation ergeben, ja sich noch sehr glücklich schätzen, wenn man durch Aufgebung Italiens die Freiheit der östreichischen Armee rettete und es von der Großmuth des Siegers auswirkte, daß die unglückliche Armee nicht kriegsgefangen wurde. Man beschloß daher einen Parlementär an den General Bonaparte zu senden, um mit ihm in Unterhandlung zu treten. Der Fürst von Lichtenstein wurde ausgewählt, sich am folgenden Morgen, den 15. Juni (26. Prairial), in's französische Hauptquartier zu begeben.

Auch der Erste Consul hatte mancherlei Gründe, auf Unterhandlungen einzugehen. Sein Hauptzweck war erreicht, Italien durch eine einzige Schlacht befreit. Nach dem Siege, den er eben davon getragen und der die Umzingelung der Oestreicher vollständig machte, konnte er sicher sein, die Räumung Italiens zu erhalten; ja er hätte, streng genommen, sogar verlangen können, daß die Besiegten die Waffen streckten und sich als Gefangene ergäben. Allein wenn man dem Ehrgefühl dieser tapfern Leute zu nahe trat, trieb man sie vielleicht zu einer Handlung der Verzweiflung. Das wäre ein unnützes Blutvergießen, vor Allem aber Zeitverlust gewesen. Ueber einen Monat war er bereits von Paris abwesend und es lag ihm sehr daran, sobald wie möglich wieder hinzukommen. Wir hatten einen Gefangenen, der einen trefflichen Vermittler abgeben konnte, Herrn von Zach. Der Erste

Consul eröffnete sich ihm, gab in seiner Gegenwart seinen aufrichtigen Wunsch, Frieden zu schließen, zu erkennen, so wie seine Geneigtheit, die kaiserliche Armee schonend zu behandeln und ihr die ehrenvollsten Bedingungen zu bewilligen. Inzwischen war der östreichische Parlementär angelangt; in Gegenwart dieses Abgesandten gab er dieselbe Geneigtheit, wie dem Herrn von Zach, zu erkennen und beauftragte alle beide, sich mit Berthier zu Baron Melas zu begeben, um die Grundlagen einer Capitulation festzustellen. Nach seiner Gewohnheit bei allen Verhältnissen dieser Art erklärte er unwiderruflich die in seinen Gedanken bereits feststehenden Bedingungen und gab zu verstehen, daß keine Besprechung ihn zu einer Aenderung derselben bewegen würde. So willigte er ein, nicht verlangen zu wollen, daß die östreichische Armee für kriegsgefangen erklärt werde; er wollte sie vielmehr mit allen Kriegsehren abziehen lassen; dagegen aber verlangte er, daß alle Festungen in Ligurien, Piemont, der Lombardei und den Legationen an Frankreich sofort zurückgegeben und daß ganz Italien bis an den Mincio von den Oestreichern geräumt werde. Die Unterhändler reisten sogleich nach dem östreichischen Hauptquartier ab.

Die Bedingungen, die sie überbrachten, waren zwar streng, aber natürlich, ja kann man sie sogar großmüthig nennen. Eine einzige war drückend, fast demüthigend, die Zurückgabe Genua's, nachdem man um diese Stadt so viel Blut vergossen und sie nur einige Tage in Besitz gehabt hatte; aber davon konnte der Sieger offenbar nicht abstehen. Melas schickte indessen seinen Hauptunterhändler wieder zum Ersten Consul, um einige Einwendungen gegen den vorgeschlagenen Waffenstillstand zu erheben. „Meine Bedingungen," erwiederte der Erste Consul lebhaft, „sind unwiderruflich. Nicht erst seit gestern führe ich Krieg; Ihre Lage ist mir eben so bekannt, als Ihnen selbst. Sie befinden sich in Alessandria, rings umlagert von Todten, Verwundeten und Kranken, entblößt von Lebensmitteln, beraubt der Besten Ihrer Armee und eingeschlossen von allen Seiten. Ich könnte Alles fordern, aber ich achte die grauen Haare Ihres Generals, die Tapferkeit Ihrer Soldaten, und begehre nur das, was die gegenwärtige Lage der Dinge gebieterisch erheischt. Kehren Sie nach Alessandria zurück. Was Sie auch beginnen, Sie erhalten keine anderen Bedingungen."—

Die Uebereinkunft wurde noch an demselben Tage, am 15. Juni, auf den von Bonaparte aufgestellten Grundlagen in Alessandria un-

terzeichnet. Man kam zunächst überein, daß bis zum Eintreffen einer Antwort aus Wien in Italien ein Waffenstillstand geschlossen sein sollte. Wenn die Uebereinkunft genehmigt wurde, stand es den Oestreichern frei, sich mit allen Kriegsehren hinter die Linie des Mincio zurückzuziehen. Sie machten sich verbindlich, bei ihrem Rückzuge alle festen Plätze, die sie inne hätten, den Franzosen zu übergeben. Die Citadellen von Tortona, Alessandria, Ancona, Mailand und Piacenza sollten vom 16. bis 20. Juni (27. Prairial — 1. Méssidor), die Schlösser von Ceva und Savona, so wie die Festungen Coni und Genua vom 16. bis zum 24. Juni, das Fort Urbino am 26. Juni übergeben werden. Die östreichische Armee sollte in drei Colonnen getheilt werden und diese sich, nach Maßgabe der übergebenen Festungen, eine nach der andern zurückziehen. Die unermeßlichen Vorräthe, welche Melas in Italien aufgehäuft hatte, sollten zur Hälfte getheilt werden: die Geschütze aus italienischen Stückgießereien erhielt die französische Armee und die aus den östreichischen die kaiserliche. Nach Räumung der Lombardei bis zum Mincio sollten sich die Kaiserlichen innerhalb folgender Linie halten: der Mincio, die Fossa Maestra, und das linke Ufer des Po von Borgo Forte bis zur Mündung in das adriatische Meer. Peschiera und Mantua verblieben der östreichischen Armee. Ohne weitere Erklärung wurde gesagt, daß die gegenwärtig in Toskana befindliche Abtheilung der östreichischen Armee dies Land auch ferner besetzt halten solle. Vom Kirchenstaate und vom Königreich Neapel konnte in dieser Capitulation nicht die Rede sein, weil diese Länder bei den Ereignissen in Oberitalien nicht betheiligt waren. Wurde diese Uebereinknnft vom Kaiser nicht ratificirt, so hatte man zehn Tage Zeit zur Aufkündigung des Waffenstillstandes. Bis dahin durften von keiner Seite Truppen nach Deutschland entsendet werden.

Das war der Inhalt der berühmten Uebereinkunft von Alessandria, die an Einem Tage Frankreich die Zurückgabe Oberitaliens und in Folge dieser ganz Italiens auswirkte. Man hat später dem Baron Melas dieses Feldzugs und dieser Uebereinknnft wegen viele und allzu harte Vorwürfe gemacht. Gegen das Unglück muß man gerecht sein, besonders wenn es durch ein ehrenhaftes Benehmen gesühnt wird. Melas wurde vom Wiener Cabinet hinsichtlich des Vorhandenseins der Reservearmee getäuscht, denn man hatte ihn unaufhörlich im unheilvollsten Irrthume erhalten. Nachdem er enttäuscht worden, konnte

man ihm den Vorwurf machen, daß er seine Truppen weder schnell noch vollständig genug zusammengezogen und allzu viel Mannschaft in den Festungen gelassen hatte; denn man mußte diese Festungen nicht hinter ihren eigenen Mauern, sondern auf dem Schlachtfelde von Marengo vertheidigen. Giebt man auch zu, daß dies ein Fehler war, so muß man doch anerkennen, daß Baron Melas sich benahm, wie ein Mann von Herz thut, wenn er sich umzingelt sieht, d. h. daß er versuchte, sich mit dem Degen in der Hand Bahn zu brechen. Er versuchte es tapfer, wurde aber besiegt. Von diesem Augenblick an war für ihn nur noch Eins möglich: die Freiheit seiner Armee zu retten, denn Italien war unwiderruflich für ihn verloren. Er konnte keine bessern Bedingungen erhalten, als er erhielt; er hätte sich sogar, wenn der Sieger es gewollt, noch mehr Demüthigungen gefallen lassen müssen. Und der Sieger that wieder wohl daran, nicht mehr zu verlangen; denn hätte er diese tapfern Männer demüthigen wollen, würde er sie vielleicht zu blutigen Extremen getrieben und eine kostbare Zeit verloren haben, da seine Gegenwart in diesem Augenblicke in Paris unentbehrlich war. Bedauern wir daher Melas und bewundern wir ohne Rückhalt das Verfahren des Siegers, der die wundersamen Ergebnisse dieses Feldzugs nicht dem Zufall, sondern den gründlichsten, den auf's Erstaunlichste ausgeführten Entwürfen zu verdanken hatte.

Einige Verkleinerer haben den Gewinn der Schlacht bei Marengo und alle Ergebnisse, welche diese denkwürdige Schlacht in der Folge herbeiführte, dem General Kellermann zuschreiben wollen. Warum wird denn aber nicht dieser Ruhm, wenn er dem General Bonaparte entzogen werden soll, dem edlen Opfer der glücklichsten Eingebung zugeschrieben, jenem Desaix, der die Befehle seines Feldherrn, ehe er sie empfangen, errieth und ihm mit dem Siege zugleich sein Leben darbrachte? Warum wird er nicht auch dem unerschrockenen Vertheidiger Genua's zugeschrieben, der dadurch, daß er die Oestreicher an den Apenninen festhielt, dem General Bonaparte Zeit ließ, von den Alpen herunterzukommen, und sie ihm fast halb vernichtet überlieferte? Demnach würden Kellermann, Desaix und Masséna, alle drei die wahren Sieger von Marengo sein, alle drei, nur nicht Bonaparte. Allein in dieser Welt hat nun einmal stets die Stimme der Völker den Ruhm zuerkannt und die Stimme der Völker hat denjenigen für den Sieger von Marengo erklärt, der mit dem Scharfblicke des Genie's die Gele-

genheit erkannte, welche die Hochalpen darboten, um den Oestreichern in den Rücken zu fallen; der drei Monate hindurch ihre Wachsamkeit getäuscht, eine noch nicht vorhandene Armee erschaffen, die Schöpfung für ganz Europa unglaublich gemacht, der ohne gebahnte Straße den St. Bernhard überschritten, unvermuthet mitten in dem vor Erstaunen erstarrten Italien erschien, durch wunderbare Kunst seinen unglücklichen Gegner umzingelt und ihm eine entscheidende Schlacht geliefert hat, welche Vormittags verloren, Abends wieder gewonnen wurde und sicherlich am folgenden Tage wieder gewonnen sein würde, wäre dies nicht schon an demselben Tage geschehen; denn außer den 6000 Mann Desaix eilten 10,000 Mann vom Tessin herbei und 10,000 Andere standen am untern Po als unfehlbares Mittel zur Vernichtung der feindlichen Armee. Angenommen nämlich, daß die Oestreicher, am 14. Juni Sieger, sich in das Defilé bei Stradella hineinbegeben, die Generale Duhesme und Loison mit 10,000 Mann, um ihnen den Uebergang über den Po zu verwehren, bei Piacenza gefunden und General Bonaparte, verstärkt durch die Generale Desaix und Moncey, im Rücken gehabt hätten: was würden denn da die Oestreicher in dieser Todesenge, aufgehalten durch einen wohlvertheidigten Strom und von einem an Zahl überlegenen Heere verfolgt, wohl angefangen haben? Sie würden noch ärger besiegt worden sein, als auf den Feldern der Bormida. Der wahre Sieger von Marengo ist also derjenige, der durch diese tiefen und bewunderungswürdigen Entwürfe, die in der Geschichte der großen Feldherren ohne Gleichen dastehen, das Glück an seine Fahnen fesselte.

Seine Unterbefehlshaber unterstützten ihn übrigens gut und es braucht kein Ruhm geopfert zu werden zur Begründung des seinigen. Zu seinem Triumphe trugen bei: Masséna durch seine heldenmüthige Vertheidigung Genua's, Desaix durch den glücklichsten Entschluß, Lannes durch seine unvergleichliche Standhaftigkeit auf der Ebene von Marengo und Kellermann durch seinen schönen Cavallerieangriff. Er belohnte sie alle auf die glänzendste Weise und dem Tode Desair's widmete er die edelste Trauer. Der Erste Consul veranstaltete dem Manne, welcher Frankreich einen so großen Dienst erwiesen, ein prachtvolles Leichenbegängniß und trug selbst Sorge für seine Militär-Familie, indem er seine beiden Adjutanten, die durch den Tod ihres Ge-

nerals ihre Stelle verloren hatten, die Obersten Rapp und Savary, in sein Gefolge aufnahm.

Bevor der Erste Consul das Schlachtfeld von Marengo verließ, wollte er abermals einen Brief an den deutschen Kaiser schreiben. Obgleich er auf den ersten Brief nur eine mittelbare Antwort von Seiten Thugut's an Talleyrand erhalten, so glaubte er doch, daß der Sieg es ihm gestatte, die zurückgewiesenen dringenden Aufforderungen zu erneuern. In diesem Augenblicke wünschte er mit innigster Sehnsucht den Frieden. Frankreich auswärts Ruhe verschaffen, nachdem er sie im Innern wieder hergestellt, das, fühlte er, sei sein wahrer Beruf, und die Vollführung dieser Aufgabe werde seine werdende Autorität weit mehr legitim machen, als die Erkämpfung neuer Siege. Da er überdies für die lebhaftesten Eindrücke empfänglich war, hatte ihn der Anblick der Ebene von Marengo, auf welcher der vierte Theil beider Heere lag, außerordentlich ergriffen. Unter dem Eindrucke dieser Empfindungen schrieb er dem Kaiser einen ziemlich seltsamen Brief. „Hier, vom Schlachtfelde aus," sagte er, „unter den Qualen einer Unzahl Verwundeter, 15,000 Leichname um mich her, beschwöre ich Ew. Majestät, auf die Stimme der Menschlichkeit zu hören und nicht zu dulden, daß zwei tapfere Völker einander erwürgen für Interessen, die ihnen fremd sind. Mir kommt es zu, in Ew. Majestät zu dringen, da ich dem Kriegsschauplatze näher bin, als Sie. Ihr Herz kann nicht so lebhaft ergriffen sein, als das meinige..."

Der Brief war lang. Der Erste Consul erörterte in demselben mit der ihm eigenen Beredsamkeit und in einer Sprache, die nicht der Diplomatie angehörte, die Gründe, welche Frankreich und Oestreich noch haben konnten, gegen einander gewaffnet zu bleiben. Kämpfen Sie für die Religion? fragte er. Dann bekriegen Sie die Russen und Engländer, die ja Feinde Ihres Glaubens sind, und seien Sie nicht deren Bundesgenosse! Kämpfen Sie, um sich gegen revolutionäre Grundsätze zu schützen? Aber gerade der Krieg hat sie verbreitet über die Hälfte des Festlandes und er muß sie nur noch mehr verbreiten. Oder kämpfen Sie für das Gleichgewicht Europa's? Aber die Engländer bedrohen ja dieses Gleichgewicht mehr als wir, denn sie sind Herren und Tyrannen des Handels geworden und Niemand vermag mehr gegen sie anzukämpfen, während Europa stets im Stande sein wird, Frankreich in Schranken zu halten, wenn es wirklich die Unab-

hängigkeit der Völker bedrohen wollte. (Diese Ansicht ist leider sehr richtig, was ein funfzehnjähriger Krieg nur allzu sehr bestätigt hat.) Kämpfen Sie, fügte der kriegerische Diplomat hinzu, für die Unversehrtheit des deutschen Reiches? Aber Ew. Majestät selbst haben uns Mainz und die deutschen Staaten des linken Rheinufers abgetreten. Uebrigens verlangt das Reich dringend, ihm Frieden zu geben. Oder gilt es endlich die Interessen des Hauses Oestreich? Nichts kann natürlicher sein; aber da lassen Sie uns den Frieden von Campo Formio zur Ausführung bringen, der Ew. Majestät zum Ersatz für die in den Niederlanden verlornen Provinzen umfangreiche Entschädigungen ertheilt, und sie ihnen da sichert, wo Sie dieselben vorzugsweise wünschen, d. h. in Italien. Schicken Ew. Majestät irgendwo Unterhändler hin; wir wollen dem Vertrage von Campo Formio Bestimmungen hinzufügen, die Sie über das Bestehen der Staaten zweiten Ranges, welche die französische Republik, wie man ihr vorwirft, alle erschüttert haben soll, zu beruhigen im Stande sind. Hier spielte der Erste Consul auf Holland, die Schweiz, Piemont, den Kirchenstaat, Toskana und Neapel an, die das Directorium in Revolution gesetzt hatte. Unter diesen Bedingungen, schloß er, soll der Friede so gut wie geschlossen sein. Lassen Sie uns den Waffenstillstand auf sämmtliche Armeen ausdehnen und sofort in Unterhandlung treten.

Herr von Saint-Julien, einer von den Generalen, die das Vertrauen des Kaisers genossen, sollte dieses Schreiben, so wie die Uebereinkunft von Alessandria nach Wien überbringen.

Als der Erste Consul einige Tage später von den ersten Eindrücken wieder etwas frei geworden war, empfand er jenes Bedauern, das er oft empfunden, wenn es ihm begegnet war, in der ersten Aufwallung und ohne kältere Köpfe als den seinigen zu Rathe zu ziehen, eine wichtige Schrift abzufassen. In seinem Bericht über diesen Schritt an die Consuln sagte er: Ich habe einen Courier an den Kaiser abgefertigt mit einem Briefe, den der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Ihnen mittheilen wird. Sie werden denselben etwas originell finden, aber er ist auf dem Schlachtfelde geschrieben. (22. Juni.)

Nachdem er von seiner Armee Abschied genommen, reiste er am 17. Juni (28. Prairial), drei Tage nach dem Siege bei Marengo, früh Morgens nach Mailand ab, wo man ihn mit großer Ungeduld

erwartete. Beim Einbruch der Nacht kam er an. Die Bevölkerung war davon benachrichtigt und hatte sich auf die Straßen begeben, ihn vorüberfahren zu sehen. Das Volk jubelte und warf ihm Blumen in den Wagen. Die Stadt war mit einem Glanze beleuchtet, wie ihn nur die Italiener bei ihren Festlichkeiten zu entfalten verstehen. Die Lombarden, auf denen das durch den Krieg und die Gewaltsamkeit der Verhältnisse noch härter gewordene Joch der Oestreicher eben zehn oder zwölf Monate gelastet hatte, zitterten, wieder in ihre unerträgliche Gewalt zu gerathen. Sie hatten während der verschiedenen Wechselfälle dieses kurzen Feldzugs die widersprechendsten Gerüchte vernommen, die peinlichste Angst ausgestanden und waren entzückt, ihre Befreiung endlich gesichert zu sehen. General Bonaparte ließ sofort die Wiederherstellung der cisalpinischen Republik verkündigen und beeilte sich, in die Verhältnisse Italiens, das sein letzter Sieg völlig umgestaltet hatte, einige Ordnung zu bringen.

Wir haben bereits gesagt, daß der Krieg, den der furchtbare Bund der Russen, Engländer und Oestreicher unternommen, um die Fürsten wieder einzusetzen, welche die angeblichen Uebergriffe des Directoriums gestürzt, Niemandem seine Stellung wiedergegeben hatte. Der König von Piemont befand sich in Rom, der Großherzog von Toskana in Oestreich, der Papst war in Valence gestorben und der Kirchenstaat von Neapel besetzt. Nur die ganz in die Hände der Engländer gerathene königliche Familie von Neapel befand sich in ihren Staaten, wo sie die allerblutigste Reaction duldete. Die scheußlichsten Grausamkeiten wurden von der Königin von Neapel, vom Chevalier Acton und vom Lord Nelson, wenn nicht befohlen, doch gestattet. Der Sieg der französischen Republik sollte dem Allen ein Ende machen: die Menschlichkeit war dabei ebenso betheiligt, wie die Politik.

Der Erste Consul setzte in Mailand eine provisorische Regierung ein, bis zur gehörigen Gestaltung und bestimmten Begrenzung der cisalpinischen Republik, die erst beim Abschluß möglich wurde. Er glaubte dem Könige von Piemont nicht größere Rücksichten schuldig zu sein, als Oestreich ihm bewiesen hatte, und beeilte sich daher nicht, ihn wieder in seine Staaten einzusetzen. Statt seiner errichtete er eine provisorische Regierung und ernannte den General Jourdan zum leitenden Commissar bei derselben. Längst schon wünschte der Erste Consul diesen ehrenhaften und verständigen Mann, welcher wenig dazu

geeignet war, das Haupt der Anarchisten in Frankreich zu sein, anzustellen und seinen Feinden zu entziehen. Piemont wurde also in Reserve behalten, um beim Friedensschlusse entweder zu Gunsten der französischen Republik darüber zu verfügen, oder es als Unterpfand der Versöhnung mit Europa zu verwenden, indem man die unter dem Directorium gestürzten Staaten zweiten Ranges herstellte. Toskana sollte von einem östreichischen Corps besetzt bleiben. Der Erste Consul ließ es beobachten, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn die Engländer dort landen sollten oder wenn man fortführe, fernere Truppenaushebungen gegen Frankreich daselbst vorzunehmen. In Betreff Neapels sagte und that er gar nichts, sondern wartete den Eindruck ab, den sein Sieg auf die Stimmung dieses Hofes machen würde. Schon schickte sich die Königin von Neapel in ihrer Angst an, nach Wien zu gehen und Oestreich, besonders aber Rußland um Unterstützung anzuflehen.

Noch blieb der römische Hof. Hier verwickelten sich mit den weltlichen die wichtigsten geistlichen Interessen. Pius VI. war, wie wir bereits erwähnt haben, als Gefangener des Directoriums in Frankreich gestorben. Seiner Politik getreu hatte ihm der Erste Consul ein ehrenvolles Leichenbegängniß veranstalten lassen. In Venedig war ein Conclave zusammen getreten und hatte mit vieler Mühe von Oestreich die Erlaubniß erlangt, dem verstorbenen Papst einen Nachfolger zu geben. Fünf und dreißig Cardinäle wohnten diesem Conclave bei. Ein Prälat war ihr Secretär: Monsignore Consalvi, ein römischer Priester, jung, ehrgeizig, ein Mann von geschmeidigem, anmuthigem Wesen und scharfsinnigem Geiste, der später an den wichtigsten Angelegenheiten des Jahrhunderts Theil nahm. Wie es bei jeder politischen oder kirchlichen Wahl gebräuchlich ist, war auch das Conclave in Parteien gespalten. Zwei und zwanzig Mitglieder desselben, der Anhang des Cardinal Braschi, eines Neffen des vorigen Papstes, wollten den Cardinal Bellisomi, Bischof von Cesena, auf den heiligen Stuhl erheben. Diejenigen, welche die Herrschaft der Familie Braschi in Rom nicht dauernd werden lassen wollten, schlossen sich dem Cardinal Antonelli an und waren für den Cardinal Mattei, der den Vertrag von Tolentino unterzeichnet hatte. Sie hatten aber nur dreizehn Stimmen für ihn. Mehrere Monate waren beiderseitig mit Durchführung dieses stummen, aber hartnäckigen Kampfes verbracht worden. Keiner der beiden Be-

werber hatte bis jetzt dem andern eine Stimme abgewinnen können. Da dachte man an den gelehrten Cardinal Gerdil, der in den Glaubensstreitigkeiten des vorigen Jahrhunderts eine Rolle gespielt hatte. Dieser neue Mitbewerber war aus Savoyen gebürtig und durch die Siege der Republik französischer Unterthan geworden. Oestreich brachte sein Ausschließungsrecht gegen ihn in Anwendung. Um nun zu einem Ende zu gelangen, sagten sich zwei Stimmen vom Cardinal Mattei los und versprachen, sich dem Cardinal Bellisomi anzuschließen, wodurch diesem vier und zwanzig, also zwei Drittel der Stimmenzahl, was nach den Kirchengesetzen für die Gültigkeit einer Wahl streng gefordert wird, gesichert wurden. Da man sich aber im Gebiete von Oestreich befand, hielt man es für angemessen, diese Ernennung erst dem kaiserlichen Hofe vorzulegen, um von ihm eine stillschweigende Genehmigung zu erhalten. Der Wiener Hof beging den Fehler, über vier Wochen vergehen zu lassen, ohne eine Antwort zu ertheilen. Das verletzte die Empfindlichkeit der Kirchenfürsten; gleichzeitig zerfielen alle Parteien und die Erwählung des Cardinals Bellisomi wurde unmöglich. Auf diesen Augenblick der Verwirrung und des Ueberdrusses wartete der gewandte Secretär des Conclaves, der Prälat Consalvi, um eine neue Candidatur aufzustellen, die ihn lange im Geheimen beschäftigt hatte. Jeder Partei sagte er das, was Eindruck auf sie machen konnte; den Einen zeigte er die Uebelstände einer Herrschaft der Braschi's, den Andern, wie wenig man auf Oestreich und die verschiedenen christlichen Höfe bauen könne, wandte sich an die alte, so tiefe als schlaue römische Eigensucht und eröffnete vor ihren erstaunten Blicken eine durchaus neue Perspective. — Frankreich, sagte er, ist seit zehn Jahren die Quelle der Verfolgung für uns. Von Frankreich kann vielleicht in Zukunft Hülfe und Trost für uns ausgehen. Seit Karl's des Großen Zeiten war Frankreich stets der nützlichste, der am wenigsten lästige Beschützer der Kirche. Gegenwärtig hat dort ein junger, ganz außerordentlicher und schwer zu beurtheilender Mann die Herrschaft in Händen. Nächstens wird er, daran läßt sich nicht zweifeln, ganz Italien wieder erobert haben. (Die Schlacht von Marengo war noch nicht geliefert.) Erinnert Euch, daß er 1797 die Priester in Schutz genommen, daß er erst jüngst Pius VI. ehrenvoll beerdigen ließ. Von glaubwürdigen Zeugen sind uns eigenthümliche Aussprüche mitgetheilt worden, die man ihn über die Religion, über den römischen Hof sprechen

hörte. Laßt uns nicht die Hülfsquellen vernachlässigen, die sich von dieser Seite her uns darbieten. Treffen wir eine Wahl, die nicht als eine Feindseligkeit gegen Frankreich angesehen werden, ja die ihm bis zu einem gewissen Punkte sogar angenehm sein kann, dann leisten wir vielleicht der Kirche einen größeren Dienst, als wenn wir alle katholischen Höfe Europa's um Bewerber bitten. —

Sicherlich war dies ein Aufblitz von jenem Geiste des römischen Hofes, der am Anfange dieses Jahrhunderts noch einige Mal hell aufleuchten sollte. Monsignore Consalvi brachte hierauf den Namen des Cardinals Chiaramonti, Bischofs von Imola, in Vorschlag. Für den Zweck, den er im Auge hatte, war nicht leicht eine bessere Wahl zu treffen. Der Cardinal Chiaramonti, gebürtig aus Cesena, 58 Jahre alt, ein Verwandter von Pius VI. und von ihm für den römischen Purpur erzogen, genoß wegen seines Geistes, seiner Gelehrsamkeit und seiner milden Tugenden allgemeine Achtung. Außer seinen gewinnenden Eigenschaften besaß er noch eine große Charakterfestigkeit, und man hatte ihn in früherer Zeit mit siegreicher Standhaftigkeit gegen die Plackereien seines Ordens, des Benedictinerordens, und gegen die Verfolgungen der Inquisition ankämpfen sehen. Seine neuste und berühmteste Handlung war eine Predigt, die er als Bischof von Imola gehalten hatte, als sein Kirchensprengel der cisalpinischen Republik einverleibt worden war. Damals hatte er von der französischen Revolution mit einer Mäßigung gesprochen, die den Besieger Italiens erfreut, den Fanatikern des alten Régime's aber ein Aergerniß gegeben hatte. Dennoch besaß er allgemeine Achtung, gefiel der Partei Braschi, war der Gegenpartei nicht zuwider, paßte allen durch das lange Conclave ermüdeten Cardinälen und schien denen, die von Frankreichs Wohlwollen viel für die Zukunft hofften, als die glücklichste Wahl. Die unerwartete Beistimmung eines berühmten Mannes entschied seine Erwählung, die übrigens auch auf keine andere ernstliche Schwierigkeit stieß, als auf seinen persönlichen Widerstand gegen die Annahme einer so großen Ehre. Jene Beistimmung kam vom Cardinal Maury. Dieser berühmte Vertheidiger der alten französischen Monarchie lebte zurückgezogen am römischen Hofe, wo ihn ein Cardinalshut für seine Kämpfe mit Barnave und Mirabeau belohnte. Er war ein Emigrant, aber ein Emigrant von vielem Geiste und großer Einsicht, der wohlgefällig den Gedanken aufnahm, wieder mit der

französischen Regierung, seitdem der Ruhm die Neuheit dieser Regierung gesühnt hatte, in Verbindung zu treten. Er hatte über sechs Stimmen zu verfügen und gab sie dem Cardinal Chiaramonti, der ungefähr in dem Augenblicke, als General Bonaparte auf der Straße von St. Bernhard in Mailand ankam, zum Papste gewählt wurde.

Der neue Papst befand sich in Venedig, hatte aber weder beim Wiener Hofe die Genehmignng zu seiner Krönung in der St. Marcuskirche, noch beim neapolitanischen Hofe die Herausgabe von Rom auswirken können. Inzwischen war er fast unvermuthet nach Ancona abgereist und unterhandelte in dieser Stadt wegen der Räumung des Kirchenstaats und wegen seiner Rückkehr in die Hauptstadt der Christenheit. In dieser mißlichen Lage konnte ihm Frankreich, das wieder gegen den päpstlichen Stuhl wohlwollend geworden war, eine sehr erfolgreiche Unterstützung gewähren und Monsignore Consalvi's merkwürdige Vorhersagung sehr schnell in Erfüllung gehen. Dies Zusammentreffen, daß fast gleichzeitig Cardinal Chiaramonti auf den päpstlichen Stuhl und der Erste Consul zur republikanischen Dictatur gelangte, war eins der erstaunlichsten und folgenreichsten Ereignisse dieses Jahrhunderts.

Im Jahre 1796 hatte der junge Bonaparte, als ein dem Directorium ergebener General, der noch nicht Alles wagen durfte und sich noch nicht herausnahm, die französische Republik zu hofmeistern, durch den Vertrag von Tolentino den Papst auf dem Throne gelassen und ihm nur die Legationen genommen, um sie der cisalpinischen Republik einzuverleiben. Jetzt, da er Erster Cousul geworden, und thun konnte, was ihm angemessen schien, jetzt, da er entschlossen war, einen großen Theil der von der französischen Revolution vollbrachten Dinge wieder aufzugeben, konnte er über sein Verhalten dem neuerwählten Papste gegenüber nicht zweifelhaft sein. Kaum war er wieder nach Mailand zurückgekehrt, so sprach er den Cardinal Martiniana, Bischof von Vercelli, einen Freund Pius' VII., und erklärte ihm, er sei entschlossen, mit dem päpstlichen Stuhle in gutem Einverständniß zu leben, die französische Revolution mit der Kirche zu versöhnen, und letztere sogar gegen ihre Feinde zu unterstützen, wenn sich der neue Papst vernünftig zeige und die gegenwärtige Lage Frankreichs und der Welt richtig würdige. Dieses gegen den greisen Cardinal geäußerte Wort konnte nicht verloren gehen, sondern sollte bald reichliche Früchte tra-

gen. Der Bischof von Vercelli ließ seinen eigenen Neffen, den Grafen Alciati, zur Anknüpfung von Unterhandlungen nach Rom abgehen.

Zu dieser Eröffnung fügte Bonaparte eine noch kühnere Handlung, die er sich in Paris zu erlauben nicht gewagt hätte, aber gern als eine Andeutung seiner Absichten für die Zukunft aus der Ferne nach Frankreich berichten ließ. Die Italiener hatten in dem alterthümlichen Dome von Mailand ein feierliches Te Deum veranstaltet. Er beschloß, demselben beizuwohnen und schrieb am 18. Juni (29. Prairial) an die Consuln: „Heute gehe ich, was auch unsere Atheisten in Paris dazu sagen mögen, im großen Aufzuge zum Te Deum, das im Dome zu Mailand abgehalten wird." (Archiv des Staatssecretariats.) *)

Nachdem er sich mit den allgemeinen Angelegenheiten Italiens beschäftigt, traf er einige unerläßliche Anordnungen, um die Armee in dem eroberten Lande zu vertheilen, zu unterhalten und zu reorganisiren. Masséna war eben bei ihm eingetroffen. Die Verstimmung des Vertheidigers von Genua verschwand bei dem schmeichelhaften Empfange, der ihm von Seiten des Ersten Consuls zu Theil wurde. Er erhielt den Oberbefehl über die Armee von Italien, den er in so vielen Beziehungen verdiente. Diese Armee bestand aus den Corps, welche Genua und den Var vertheidigt, aus den über den St. Bernhard und den untern Moncey aus Deutschland gekommenen Truppen. Das Ganze bildete eine ehrfurchtgebietende Masse von 80,000 erprobten Soldaten. Der Erste Consul verlegte sie in die reichen Ebenen des Po, damit sie sich von ihren Anstrengungen erholen und für ihre Entbehrungen durch den Ueberfluß, den sie jetzt genießen sollten, entschädigen könnten.

Aus gewohnter Vorsicht befahl der Erste Consul die Forts und Citadellen, welche die Pässe zwischen Frankreich und Italien sperrten, in die Luft zu sprengen. Demgemäß wurde die Schleifung der Forts Arona, Bard, Serravalle, der Citadellen von Ivrea und Ceva ange-

---

*) Bereits in der Anrede, welche Bonaparte am 5. Juni an die mailändische Geistlichkeit richtete, erklärte er offen, daß er den christlichen Cult herstellen wolle. Das Armeebulletin über das Tedeum sagt darüber nicht ohne Berechnung: „diese Ceremonie war imposant und superbe." Man vergl. Moniteur N. 277 (7 Messid.) pag. 1117.

Anmerk. des Uebers.

ordnet und ausgeführt. Ferner bestimmte er die Erhebungsart und den Betrag der Contributionen zur Unterhaltung der Armee, sandte selbst die Consulargarde ab und berechnete ihre Tagmärsche so, daß sie noch zur Feier des 14. Juli in Paris eintreffen konnte; dieses Fest sollte nämlich, wie er beabsichtigte, mit großem Pompe begangen werden. Er trug Sorge, noch in Mailand die dazu erforderlichen Einzelheiten anzuordnen. „Man muß unbedingt darauf bedacht sein," schrieb er, „die Feier des 14. Juli glänzend zu machen und dafür zu sorgen, daß sie die Lustbarkeiten, welche bis jetzt an diesem Tage stattgefunden haben, nicht nachäfft. In Griechenland, wo man zu Wagen kämpfte, mochten die Wagenrennen ganz gut sein; bei uns liegt nicht viel Sinn darin." (Mailand, 22. Juni. Archiv des Staatssecretariats.) Er verbot Triumphbogen für ihn zu errichten, denn er wolle, sagte er, „keinen andern Triumphbogen, als die allgemeine Befriedigung."

Wenn der Erste Consul trotz aller Gründe, die ihn nach Paris zurückriefen, noch zehn Tage in Mailand verweilte, so geschah dies in der Absicht, sich von der gewissenhaften Ausführung der Uebereinkunft von Alessandria vollständig zu überzeugen. Er mißtraute der östreichischen Zuverlässigkeit und glaubte sogar ein gewisses Zögern bei der Uebergabe gewisser Plätze wahrzunehmen. Sogleich tadelte er die Schwäche Berthier's und befahl, die zweite und dritte Colonne von Mela's Armee zurückzuhalten. Die erste war schon abgezogen. Besonders konnte man für Genua fürchten, das die Oestreicher versucht sein mußten, vor dem Einzuge der Franzosen den Engländern auszuliefern. Der Fürst von Hohenzollern weigerte sich auch wirklich, entweder aus freiem Antriebe oder auf Anregung Englands, den Truppen Masséna's eine Festung zurückzugeben, deren Eroberung so viel Mühe gekostet hatte. Als Melas diese Weigerung erfuhr, drang er sehr ehrenhaft in seinen Unterbefehlshaber auf Vollziehung der Uebereinkunft von Alessandria, und drohte, wenn er sich widersetze, ihn allen Folgen preiszugeben, welche eine unredliche Handlung ihm zuziehen könnte. Mela's Worte fanden Gehör und am 24. Juni wurde Genua unter dem Jubel der ligurischen Patrioten, die binnen so wenig Tagen von der Anwesenheit der Oestreicher und der Herrschaft der Oligarchen befreit wurden, den Franzosen übergeben. So hatte sich

Masséna's schönes Wort verwirklicht: „Ich schwöre Euch, bevor vierzehn Tage vergehen, bin ich wieder in Genua!" —

Nachdem Alles dies geschehen war, reiste der Erste Consul mit seinem Lieblingsadjutanten Duroc, dem Befehlshaber der Consulargarde Bessières, seinem Secretär Bourrienne, und Savary, einem der beiden Offiziere, die er zum Andenken an Desaix in sein Gefolge aufgenommen hatte, am 24. Juni von Mailand ab. In Turin verweilte er einige Stunden, um Befestigungsarbeiten in der Citadelle anzuordnen, ging über den Mont-Cenis und zog durch Triumphpforten in Lyon ein, umringt von der durch die eben vollbrachten Wunder mit Staunen erfüllten Bevölkerung. Die Lyoner waren für seinen Ruhm und seine Politik gleich sehr eingenommen, sie drangen in das Hôtel des Célestins, wo er abgestiegen war, und verlangten durchaus ihn zu sehen. Er war genöthigt, sich ihnen zu zeigen. Einstimmiger Jubelruf empfing ihn. Man bat ihn so dringend, zum Platz Bellecour, dessen Neubau eben beginnen sollte, den Grundstein zu legen, daß er einwilligen mußte. Er brachte einen Tag in Lyon unter dem Zusammenströmen aller Bowohner der Umgegend zu. Nachdem er über die bevorstehende Wiederherstellung des Friedens, der Ordnung und des Handels einige Worte an die Lyoner gerichtet hatte, welche diese mit Freuden aufnahmen, reiste er weiter nach Paris. Allerwärts, wo er vorbei mußte, strömten die Bewohner der Provinzen zusammen. Dieser Mann, dem das Glück damals so hold war, freute sich innig seines Ruhmes; dennoch richtete er an seine Reisegefährten, mit denen er sich unterwegs fortwährend unterhielt, jenes große Wort, welches so trefflich seine unersättliche Ruhmliebe ausdrückt: „Ja," sagte er, „ich habe in nicht zwei Jahren Kairo, Mailand, Paris erobert; und doch, wenn ich morgen stürbe, würde mir die Weltgeschichte noch keine halbe Seite widmen." — In der Nacht vom 2. zum 3. Juli kam er in Paris an.

Seine Rückkehr war nothwendig; denn da er fast zwei Monate von der Hanptstadt entfernt war, hatte seine Abwesenheit, besonders als die falschen Nachrichten von Marengo einliefen, einige Intriguen veranlaßt. Man hatte ihn sogar einen Augenblick für todt oder besiegt gehalten, und sogleich waren ehrgeizige Bestrebungen rege geworden. Einige dachten an Carnot, Andere an Lafayette, der auf die wohlwollende Verwendung des Ersten Consuls aus Ollmütz entlassen

und nach Frankreich zurückgekehrt war. Sie wollten aus Carnot oder Lafayette einen Präsidenten der Republik machen. Weder Lafayette, noch weniger Carnot hatten Antheil an diesen Umtrieben gehabt. Allein Joseph und Lucian Bonaparte faßten gegen den Letzteren, und zwar mit dem größten Unrecht, Argwohn, den sie auch ihrem Bruder einflößten. Daraus entsprang der zu bedauernde Entschluß, den der Erste Consul nachher ausführte, Carnot das Kriegsministerium abzunehmen. Man hatte sogar zu bemerken geglaubt, daß Talleyrand und Fouché, die sich gegenseitig haßten, trotzdem Miene machten, sich wieder zu nähern, ohne Zweifel, um sich zu verständigen und gemeinschaftlich Nutzen aus den Ereignissen zu ziehen. Bei dem Manne, der vorzugsweise berufen schien, eine Rolle zu spielen, falls General Bonaparte von der Bühne verschwunden wäre, bei Sieyès, konnte man in jenem Augenblicke nichts bemerken. Er war aber auch der Einzige, der so viel Zurückhaltung bewies. Alles dies hatte übrigens kaum durchzublicken Zeit gehabt, so schnell waren die schlechten Nachrichten durch gute verdrängt worden. Allein man übertrieb bei der Berichterstattung sehr, was geschehen war, und daraus entstand beim Ersten Consul Groll gegen einige Personen, den er jedoch kluger Weise nicht merken ließ, ja in Betreff derer, die man ihm bezeichnet hatte, ganz vergaß, mit alleiniger Ausnahme des berühmten Carnot. Uebrigens hatte sich der Erste Consul ganz der Freude über seinen Sieg hingegeben und wollte nicht, daß in diesem Augenblicke auch nur das leichteste Wölkchen die allgemeine Glückseligkeit trübe. Er empfing Jedermann mit der größten Artigkeit, nnd wurde selbst mit Begeisterung empfangen, besonders von denen, die sich etwas vorzuwerfen hatten. Als die Bevölkerung von Paris seine Rückkehr erfuhr, strömte sie unter den Fenstern der Tuilerien zusammen und füllte den ganzen Tag über die Höfe und den Garten des Palastes. Mehrmals mußte sich der Erste Consul der Menge zeigen. Abends ward Paris aus freien Stücken erleuchtet. Mit großem Eifer feierte man den wunderbaren Sieg, den sichern Vorboten eines sehnsuchtsvoll erwarteten Friedens. Dieser Tag machte auf den, der der Gegenstand aller Huldigungen war, einen so tiefen Eindruck, daß er, zwanzig Jahre später, als einsamer Verbannter in der Oede des atlantischen Oceans, bei Sammlung seiner Erinnerungen, ihn zu den schönsten seines Lebens rechnete.

Am folgenden Tage erschienen die Staatskörperschaften bei ihm und gaben das erste Beispiel jener Beglückwünschungen, deren langweiliges Schauspiel man seitdem unter jeder Regierung so oft wiederholen sah. Damals war dieses Schauspiel neu und vollkommen begründet. Man sah also in den Tuilerien erscheinen: den Senat, den gesetzgebenden Körper, das Tribunat, die Obertribunale, die Präfectur der Seine, die bürgerlichen und Militär-Behörden, die Directoren der Bank von Frankreich, endlich das Institut und die gelehrten Gesellschaften. Diese großen Körperschaften eilten herbei, den Sieger von Marengo zu beglückwünschen, und redeten ihn an, wie man zu Königen vormals und nachmals geredet. Es ist jedoch anzuerkennen, daß die Anreden zwar gleichförmig lobpreisend waren, aber aus aufrichtiger Begeisterung entsprangen. In der That hatte sich seit einigen Monaten die ganze Gestalt der Dinge verändert, auf die größte Unruhe war Sicherheit gefolgt, ein beispielloser Sieg stellte Frankreich wieder an die Spitze der europäischen Mächte, die Gewißheit eines baldigen Friedens beschwichtigte die Besorgniß vor einem allgemeinen Kriege und der Wohlstand kündigte sich bereits allerwärts wieder an; wie sollten so große und so schnell verwirklichte Erfolge nicht die Gemüther entzücken? Der Präsident des Senats schloß folgendermaßen seine Anrede, die einen Begriff von allen übrigen geben kann: „Es ist uns eine Freude, anzuerkennen, daß das Vaterland Ihnen seine Rettung verdankt, daß die Republik Ihnen ihre Erstarkung und das Volk ein Wohlsein verdanken wird, welches Sie in einem Tage dem Jahrzehend der sturmvollsten aller Revolutionen nachfolgen lassen werden."

Während dies in Italien und in Frankreich vorging, setzte Moreau an den Ufern der Donau seinen schönen Feldzug gegen Kray fort. Wir verließen ihn vor Ulm, wo er manövrirte, um die Oestreicher zum Aufgeben dieser starken Stellung zu nöthigen. Er hatte sich zwischen der Iller und dem Lech aufgestellt, den linken und den rechten Flügel an diese beiden Flüsse gelehnt, seine Front der Donau, den Rücken Augsburg zugekehrt, bereit, Kray, falls er sich schlagen wollte, zu empfangen und ihm einstweilen den Weg über die Alpen versperrend, was die wesentlichste Bedingung des allgemeinen Feldzugsplans war. Waren gleich Moreau's Erfolge weder schnell noch entscheidend gewesen, so waren sie doch anhaltend und ausreichend, um dem Ersten Consul die Ausführung seines Plans in Italien möglich

zu machen. Nun war aber der Augenblick gekommen, wo der General der Rheinarmee, ermuthigt durch die Zeit und durch die Erfolge der Reservearmee, einen ernsten Versuch machen wollte, um Kray aus seiner Stellung bei Ulm zu vertreiben. Jetzt, da er zwar noch nicht von der Schlacht bei Marengo, wohl aber von dem glücklichen Uebergang über die Alpen wußte, jetzt brauchte sich Moreau nicht mehr zu fürchten, das Gebirge bloß zu geben, und hatte deßhalb völlige Freiheit in seinen Bewegungen. Von den verschiedenen Manövern, welche möglich waren, um die Stellung bei Ulm zu bewältigen, gab er dem den Vorzug, unterhalb dieser Stellung über die Donau zu gehen und Kray durch die Drohung, ihm die Rückzugslinie abzuschneiden, zum Abzuge zu nöthigen. Dies Verfahren war in der That das beste, denn das andere, geradeswegs über München auf Wien vorzudringen, war für Moreau's Charakter zu verwegen, und vielleicht auch nach der Lage der Dinge noch nicht an der Zeit. Oberhalb und ganz in der Nähe von Ulm über den Strom zu gehen, um das Lager der Oestreicher zu erstürmen, war gewagt, wie jeder Sturmangriff. Aber unterhalb Ulms überzusetzen und Kray zu bedrohen, seine Rückzugslinie ihm zu nehmen, und ihn dadurch zu nöthigen, sich nach derselben hinzubegeben, war dagegen sowohl das vorsichtigste als das sicherste Verfahren.

Vom 15. bis zum 18. Juni setzte sich Moreau in Bewegung, um seinen neuen Entschluß in Ausführung zu bringen. Die Anordnung seiner Armee hatte, wie bereits erwähnt, durch den Abgang der Generale Saint-Cyr und Sainte-Suzanne einige Veränderungen erlitten. Lecourbe bildete noch immer den rechten Flügel, Moreau selbst mit der Reservearmee das Centrum. Das Corps Saint-Cyr's stand jetzt unter dem Befehle des Generals Grenier und bildete den linken Flügel. Sainte-Suzanne's Corps, das auf die Größe einer starken Division zusammengeschmolzen und dem verwegenen Richepanse anvertraut war, sollte als Plänklercorps dienen nnd jetzt Ulm beobachten, während man weiter unterhalb manövrirte.

In der Nähe von Ulm hatten einige Gefechte stattgefunden, namentlich eins am 5. Juni, wobei zwei französische Divisionen gegen 40,000 Oestreicher Stand gehalten. Dadurch, daß er uns hier stark beschäftigte, wollte Kray uns bei Ulm festhalten. Am 18. Juni stand Richepanse im Angesicht von Ulm, Grenier mit dem linken Flügel zu

Günzburg, das aus dem Reservecorps gebildete Centrum bei Burgau; Lecourbe dehnte sich mit dem rechten Flügel bis Dillingen aus. Der Feind hatte von Ulm bis Donauwerth alle Brücken abgebrochen. Aber eine von Lecourbe ausgeführte Recognoscirung hatte Moreau veranlaßt, die Punkte Blindheim und Gremheim zum Donauübergange zu wählen, weil die Brücken auf diesen beiden Punkten unvollständig abgebrochen und daher am leichtesten wiederherzustellen waren. Diese gefährliche Unternehmung wurde Lecourbe übertragen. Um sie ihm zu erleichtern, verstärkte man ihn durch den General Boyer mit fünf Bataillonen, und durch die ganze Cavalleriereserve unter General Hautpoul. Selbst das Centrum unter dem Oberbefehlshaber rückte von Burgau nach Aislingen, um den Uebergang unterstützen zu können. Grenier mit dem linken Flügel hatte Befehl, auch seinerseits einen Versuch zu machen, um die Anfmerksamkeit des Feindes auf sich zu lenken. Am 19. Juni Morgens hatte Lecourbe seine Truppen zwischen den Dörfern Blindheim und Gremheim aufgestellt, deren Brücken nur halb abgebrochen waren, und sich hinter einigem Gehölz zu decken gesucht. Er hatte keinen Pontontrain, sondern nur einige Balken, wußte aber alles Fehlende durch Kühnheit zu ersetzen. General Gudin leitete unter Lecourbe diesen Uebergangsversuch. Einige Geschütze wurden am Donauufer aufgefahren, um den Feind von demselben zu entfernen. Zu gleicher Zeit sprang der Generalstabsoffizier Quenot kühn in's Wasser, und suchte sich durch Schwimmen zweier großen Kähne zu bemächtigen, die man am andern Flußufer liegen sah. Unter einem Regen von Kugeln brachte der muthige Offizier sie herüber und erhielt dabei eine leichte Verwundung am Fuße. Man hatte die besten Schwimmer der Division ausgesucht; sie legten ihre Kleider und Waffen in die beiden Kähne und warfen sich unter dem Feuer des Feindes in die Fluthen der Donau. Als sie auf dem andern Ufer angekommen waren, nahmen sie sich nicht einmal Zeit zum Anziehen, sondern ergriffen sogleich ihre Waffen, stürzten sich auf einige Compagnien Oestreicher, die diesen Theil des Flusses bewachten, trieben sie auseinander und nahmen ihnen zwei Kanonen mit deren Munitionskarren. Gleich darauf eilte man zu den Brücken, deren Pfeiler noch standen, und arbeitete von beiden Ufern daran, Leitern und Balken darauf zu befestigen und die Verbindung einigermaßen wiederherzustellen. Einige französische Kanoniere gingen auf die andere Seite der

Donau hinüber, um die beiden dem Feinde abgenommenen Kanonen gegen diesen zu gebrauchen. Bald hatte man beide Ufer in seiner Gewalt und stellte die Brücken ausreichend wieder her, um den größten Theil der Truppen hinüberzuschaffen. Die Infanterie und Cavalerie begannen auf die andere Seite hinüberzurücken. Es ließ sich leicht voraussehen, daß bald zahlreiche östreichische Verstärkungen von Donauwerth herauf, und aus allen weiter oben liegenden Stellungen, Gundelfingen, Günzburg und Ulm, herabkommen würden. Lecourbe, der sich persönlich an Ort und Stelle begeben hatte, ließ die Infanterie, über die er verfügen konnte, nebst einigen Cavalleriepelotons in dem Dorfe Schwenningen auf der Straße von Donauwerth aufstellen. Dieser Punkt war wichtig, denn dort mußten die Oestreicher, welche Donau aufwärts rückten, herabkommen. Bald erschienen auch wirklich 4000 Mann Infanterie, 500 Reiter, sechs Kanonen, und machten einen Angriff auf das Dorf, das in nicht vollen zwei Stunden mehrmals verloren und wieder gewonnen wurde. Schon war aber die Uebermacht der Oestreicher und die Hartnäckigkeit, mit der sie eine entscheidende Stellung wieder zu nehmen suchten, nahe daran, über unsere Truppen zu triumphiren und sie aus dem Dorfe zu vertreiben, als Lecourbe noch zur rechten Zeit eine Verstärkung von zwei Carabinierescadronen erhielt. Er vereinigte sie mit einigen Pelotons vom 8. Husarenregiment, welche er zur Hand hatte, und warf sie auf die feindliche Infanterie, die sich in der weiten Ebene am Ufer der Donau ausgebreitet hatte. Dieser Angriff geschah mit solcher Kraft und Schnelligkeit, daß die über den Haufen geworfenen Oestreicher ihre Artillerie; 2000 Gefangene und 300 Pferde in unsern Händen ließen. Zwei Bataillone Würtemberger, die Carré bildeten und sich halten wollten, wurden wie die andern zersprengt. Nach diesem glänzenden Gefecht, daß die Brigade Puthod lieferte, hatte Lecourbe von der untern Donau her nichts mehr zu befürchten. Aber die größte Gefahr konnte auch nicht von dieser Seite her kommen. Die Hauptmacht der Oestreicher stand oberwärts, bei Dillingen, Gundelfingen und Ulm; man mußte sich wieder nach dieser Seite wenden, um dem Feinde, der von dort herabkommen würde, die Stirn zu bieten. Zum Glück waren die Divisionen Montrichard, Gudin und die Reserve Hautpoul's auf den hergestellten Brücken bei Gremheim und Blindheim übergegangen und standen jetzt am Rande der berühmten Ebene von Höch-

städt, welche zu Ludwig's XIV. Zeit (13. Aug. 1704) einen für uns so traurigen Ruf erhalten hatte. Der Feind war von den zunächstliegenden Punkten nach Dillingen in der Nähe von Höchstädt geeilt und stand nahe an der Donau, die Infanterie auf unserer Linken längs den Sümpfen des Flusses und hinter einigen Gebüschen, die Cavallerie auf unserer Rechten in großer Anzahl vereint. Er stand so in guter Ordnung, wartete auf die unterwegs befindlichen Verstärkungen und zog sich, um sich denselben zu nähern, langsam zurück. Die 37. Halbbrigade und eine Escadron des 9. Husarenregiments folgten Schritt vor Schritt dieser rückgängigen Bewegung der Oestreicher. Lecourbe, der durch das Gefecht bei Schwenningen sich den von der untern Donau möglicherweise ankommenden Feind vom Halse geschafft hatte, erschien im Galopp an der Spitze des 2. Carabinierregiments, der Kürassiere, des 6. und 9. Cavallerie- und 9. Husarenregiments. Dies war fast die ganze Cavalleriereserve des Generals Hautpoul. Man stand in der Ebene, durch ein kleines Gewässer, die Egge, an dem ein Dorf, Schrezheim, lag, vom Feinde getrennt. An der Spitze der Kürassiere sprengt Lecourbe im Galopp durch das Dorf, ordnet sie beim Hervorbrechen aus demselben und wirft sie auf die östreichische Cavallerie, die, durch diesen heftigen und ungestümen Angriff überrascht, in Unordnung zurückweicht und die 9000 Mann Infanterie ungedeckt läßt, welche sie schützen sollte. Als das Fußvolk sich so im Stich gelassen sieht, will es sich in die Gräben werfen, mit denen die Donauufer bei Dillingen durchschnitten sind; allein die gutangeführten Kürassiere zerreißen diese Colonnen und schneiden 1800 Mann davon ab, die unsere Gefangene werden.

Das war schon das zweite glückliche Gefecht während dieses Tages, das wir zum Theil der Cavallerie verdankten, aber noch nicht das letzte. Lecourbe stellt sich an der Egge auf und wartet auf den Rest seiner Reserven, die über die in unsere Hände gefallene Brücke von Dillingen heranrücken. Aber Kray's Cavallerie kommt schleunigst herbei, eilt der Infanterie zuvor und marschirt in zwei langen Linien auf der Ebene hinter Lauingen auf. Dies war eine Gelegenheit für unsere Cavallerie, den Aufschwung zu benutzen, welchen sie durch ihren Sieg am Morgen bekommen, um sich in der Ebene mit den zahlreichen und glänzenden Escadronen der östreichischen Armee zu messen. Lecourbe läßt Lauingen durch seine Infanterie besetzen, ver-

einigt dann die ganze Reiterei seiner Divisionen mit Hautpoul's Reiterei, entfaltet sie in der Ebene und bietet so dem Feinde eine Art von Kampf an, der ihn wegen der Anzahl und Vortrefflichkeit seiner Reiterei in Versuchung führen mußte. Mit der einer manövrirgeübten Cavallerie natürlichen Uebereinstimmung und dem richtigen Takte sprengt die erste Linie der Oestreicher im Galopp heran. Sie wirft auch das zweite Carabinierregiment, welches sich Vormittags so tapfer benommen, nebst einigen Husarenescadrons, die mit demselben zugleich den Angriff gemacht hatten. Nun rücken unsere Kürassiere vor, nehmen die Carabiniers und Husaren auf, die, wie sie sich unterstützt sehen, Kehrt machen, und alle zusammen dringen kräftig auf die östreichischen Escadronen ein, die jetzt von ihnen geworfen werden. Bei diesem Anblick setzt sich die zweite Linie der feindlichen Cavallerie in Bewegung, und nöthigt sie, da sie den Vortheil des Stoßes vor unsern beim Angriff zerstreuten Reitern voraus hatte, zur schleunigen Umkehr. Aber das 9. Regiment stand in Reserve. Geschickt und kühn manövrirend, fällt es der östreichischen Cavallerie in die Flanke, überrascht sie, wirft sie und sichert so unsern siegreichen Escadronen die Ebene von Höchstädt.

Die Ergebnisse an Todten, Verwundeten und Gefangenen konnten nicht sehr beträchtlich sein, denn so recht ernstlich ist nur das Zusammentreffen der Cavallerie und Infanterie. Aber die Ebene war unser, und unsere Reiterei hatte ein wirkliches Uebergewicht über die östreichische erlangt, was ihr noch nicht begegnet war. Von diesem Augenblicke an hatten unsre sämmtlichen Waffengattungen ein entschiedenes Uebergewicht über die des Feindes. Es war 8 Uhr Abends und bei den langen Junitagen hatten die Kaiserlichen noch Zeit, uns das am Morgen so ruhmvoll eroberte linke Ufer der Donau streitig zu machen. Wirklich kamen auch den bereits geschlagenen Corps 8000 Mann Infanterie zu Hülfe, denen eine zahlreiche Artillerie folgte. Moreau war mit seinen sämmtlichen Reserven angelangt. Eine neue heißere Schlacht entbrennt jetzt. Die französische Artillerie greift unter Kugeln und Kartätschen die östreichische an. Die Soldaten Kray's, die für die wichtige Behauptung der Ulmer Stellung kämpften, entfalteten eine ungemeine Tapferkeit. Moreau sah sich mehrere Male mitten im Handgemenge; aber seine Infanterie, unterstützt durch die wieder zum Angriff übergangene Cavallerie, bleibt endlich gegen 11

Uhr Abends Sieger. In demselben Augenblicke rückte die 37. Halbbrigade in Gundelfingen ein und nun waren alle Stellungen auf der Ebene in unserer Gewalt. Wir hatten die Donau überschritten, 5000 Gefangene gemacht, 20 Kanonen, 1200 Pferde, 300 Wagen und die beträchtlichen Magazine von Donauwerth erobert. Man hatte achtzehn Stunden ohne Unterbrechung gekämpft. Diese Schlacht, welche das unglückliche Andenken an Höchstädt in ein rühmliches verwandelte, war nächst Marengo die schönste Kriegsthat des Feldzugs. Sie machte Lecourbe und Moreau gleich viel Ehre. Dieser war nur langsam kühn geworden, endlich aber durch das in Italien gegebene Beispiel angespornt, auf größere Plane eingegangen, und hatte jetzt einen Lorbeerzweig von dem Baume gepflückt, von welchem sich der Erste Consul schon so schöne gebrochen. Welch ein glücklicher und edler Wettstreit, wenn er sich niemals weiter erstreckt hätte!

Nach einem so kühnen und so entscheidenden Manöver von Seiten seines Gegners, konnte sich Kray nicht länger bei Ulm halten, ohne seine Verbindungen mit Wien abgeschnitten zu sehen. Geradezu auf die Franzosen loszugehen, um ihnen eine Schlacht zu liefern, war allzu gewagt mit Soldaten, auf welche die letzten Ereignisse abermals demoralisirend eingewirkt hatten. Demnach beeilte er sich, noch an demselben Abende abzuziehen; er ließ den aus fast 1000 Wagen bestehenden Park übergehen und folgte ihm Tags darauf mit der Hauptmacht auf der Straße von Nördlingen. In furchtbarem Wetter und auf Wegen, die der Regen völlig aufgeweicht hatte, zog er ab. Dennoch war die Schnelligkeit seines Rückzuges so groß, daß er in vier und zwanzig Stunden in Neresheim anlangte. Um seine ganz ermatteten Truppen aufrecht zu erhalten, ließ er das Gerücht aussprengen, in Italien sei ein Waffenstillstand unterzeichnet, der auch auf Deutschland ausgedehnt werden sollte, worauf dann der Friede folgen müßte. Diese Nachricht verbreitete Freude unter seinen Soldaten und gab ihnen wieder einige Kräfte. Sie gelangten nach Nördlingen.

Moreau hatte den Abzug des Feindes zu spät erfahren. Richepanse konnte die Räumung Ulms nicht eher wahrnehmen, als bis schon die letzten Detaschements sich zurückzogen, dann hatte er seinem Oberbefehlshaber sogleich Meldung gemacht. Unterdessen aber hatten die Oestreicher einen Vorsprung gewonnen, und das schlechte Wetter, welches seit zwei Tagen herrschte, erlaubte es nicht, sie durch einen Eil-

marsch wieder einzuholen. Dennoch traf Moreau am Abend des 23. Juni in Nördlingen ein und bedrängte scharf die Arrièregarde Kray's, der seinen Rückzug fortsetzte. Da er sah, daß er bei den schlechten Wegen nicht genug Vorsprung gewinnen würde, um die östreichische Armee einholen zu können, und daß ihn eine nutzlose Verfolgung in ungewisse Fernen führen würde, beschloß Moreau, Halt zu machen und eine nach dem jetzigen Stande der Dinge berechnete Stellung einzunehmen. Kray wollte ihm zwar noch nicht die Nachricht von dem Siege bei Marengo zukommen lassen, der im französischen Lager noch nicht bekannt war, ließ ihm aber den in Italien abgeschlossenen Waffenstillstand anzeigen und schlug ihm einen ähnlichen für Deutschland vor. Jetzt vermuthete Moreau aber, daß jenseits der Alpen wichtige Ereignisse sich zugetragen, zweifelte auch nicht daran, daß das Ereigniß ein glückliches sei, erwartete jeden Augenblick einen Courier zu erhalten, der ihm eine Nachricht darüber bringe, und wollte nichts abschließen, bevor er diese kenne, und besonders, wenn er nicht bessere Standquartiere für seine Soldaten erobert habe. Er beschloß, über die Donau zurückzugehen, Richepanse die Einschließung der beiden Hauptfestungen an diesem Strome, Ulm und Ingolstadt, anzuvertrauen, sich mit der Hauptmacht der Armee über den Lech zu begeben, Augsburg und München zu besetzen, sich so für seinen Unterhalt einen Theil von Baiern zu sichern, und endlich alle Brücken über die Isar und alle Straßen zu erobern, die nach dem Inn führen.

Moreau ging also wieder über die Donau und den Lech, über Donauwerth und Rhain und sandte seine verschiedenen Corps über Pottmeß und Pfaffenhofen bis an's Ufer der Isar. An diesem Fluß besetzte er die Punkte Landshut, Moosburg, Freisingen und schickte Decaen nach München, wo derselbe am 28. Juni wie im Triumphe einzog. Während er diese Bewegung ausführte, trafen die beiden Armeen noch zum letzten Male zusammen und geriethen unvermuthet in einen nutzlosen Kampf. Dies geschah bei Neuburg auf dem rechten Donauufer, während beide nach der Isar im Marsche begriffen waren. Eine französische Division, die zu weit vom übrigen Heere entfernt war, hatte einen langwierigen und hartnäckigen Kampf zu bestehen, in welchem sie zwar endlich siegreich blieb, nachdem sie den empfindlichsten Verlust erlitten hatte, den des tapfern Latour d'Auvergne. Dieser berühmte Soldat, vom General Bonaparte durch den

Titel des Ersten Grenadiers von Frankreich geehrt, wurde durch einen Lanzenstich in's Herz getödtet. Die Armee vergoß Thränen an seinem Grabe und errichtete ihm, bevor sie das Schlachtfeld verließ, erst ein Denkmal *).

Am 3. Juli (14. Messidor) war Moreau mitten in Baiern, blokirte Ulm und Ingolstadt an der Donau und hielt an der Isar Landshut, Moosburg, Freisingen und München besetzt. Dies war der Augenblick, endlich an Tyrol zu denken, und dem Fürsten von Reuß die starken Stellungen wegzunehmen, die er längs den Gebirgen an den Quellen der Iller, des Lech, der Isar im Besitz hatte und vermöge deren er die Franzosen stets beunruhigen konnte. Er war freilich nicht besonders gefährlich, allein seine Gegenwart nöthigte uns, beträchtliche Truppenentsendungen zu machen und er wurde für unsern rechten Flügel ein Gegenstand fortwährender Besorgniß. Zu diesem Zwecke wurde General Molitor verstärkt und zum Angriff von Graubündten und Tyrol in Stand gesetzt. Die Stellungen von Füßen, Reutti, Immenstadt, Feldkirch wurden nach der Reihe rasch und glänzend eingenommen, so daß unsere Festsetzung an der Isar vollkommen gesichert war.

Kray war über die Isar zurückgegangen, hatte sich hinter den Inn begeben und hielt vor diesem Flusse das Lager von Ampfing und die Brückenköpfe von Wasserburg und Mühlburg besetzt. Es war Mitte Juli (Ende Messidor). Die französische Regierung hatte Moreau freigestellt, nach seinem Belieben zu verfahren und falls er es für zweckmäßig halte, die Waffen niederzulegen. Er hielt es mit Recht nicht für zweckmäßig, den Krieg allein fortzuführen. Die Ruhe, deren die Soldaten in Italien genossen, erregte den Neid der Soldaten in Deutschland; außerdem hatte die zwischen Isar und Inn geführte Rheinarmee eine weit mehr vorgeschobene Stellung inne, als die Armee von Italien, so daß also eine ihrer Flanken bloßgestellt war. Obgleich ein Punkt der Uebereinkunft von Alessandria den Fran-

---

*) Bonaparte befahl, das Herz Latour d'Auvergne's der Grenadiercompagnie, der er angehört hatte, zu übergeben; der älteste Grenadier sollte es tragen, Latour's Name bei jedem Appel aufgerufen werden und jener Grenadier alsdann hervortreten. Thibaudeau, hist. du consul. et de l'emp. I, 340. Anmerk. des Uebers.

zosen wie den Oestreichern Truppenentsendungen nach Deutschland verbot, so war es doch möglich, daß eine solche Bestimmung nicht streng beobachtet wurde und daß die Rheinarmee bald mit einer unvermuthet vergrößerten Schar von Feinden zu thun bekomme. Moreau, der schon mehrmals Anträge von Kray erhalten, entschloß sich endlich, darauf einzugehen und ließ sich bewegen, am 15. Juli (26. Messidor) zu Parsdorf, einem jenseits München gelegenen Orte, einen Waffenstillstand zu unterzeichnen, der ungefähr mit dem italienischen übereinkam.

Beide Armeen sollten sich jede hinter eine Demarkationslinie zurückziehen, die von Balzers in Graubündten aus, an Tyrol entlang, zwischen Isar und Inn, in gleicher Entfernung von diesen beiden Flüssen, hindurch nach Wilshofen an der Donau lief, diesen Fluß bis zur Mündung der Altmühl hinaufging und dann der Altmühl, des Rednitz und dem Main bis Mainz folgte. Die Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt blieben eingeschlossen, sollten aber alle 14 Tage eine der Stärke ihrer Besatzung entsprechende Menge von Lebensmitteln erhalten. Im Falle einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten mußten beide Armeen sich zwölf Tage vorher Anzeige machen. Die französische Armee hatte so zu ihrem Unterhalt Franken, Schwaben und einen großen Theil Baierns. Unsere Soldaten standen am Mincio auf einer Seite der Alpen, an der Isar auf der andern und konnten sich jetzt in den reichen Ebenen Italiens und Deutschlands für ihre Entbehrungen und Mühen entschädigen. Diese tapfern Soldaten hatten es durch die edlen Heldenthaten verdient, durch welche sich jemals französische Waffen auszeichneten. Obgleich die Rheinarmee keinen so großen Glanz verbreitet, als die in Italien, so hatte sie sich doch durch einen mit ebenso viel Weisheit als Kraft geleiteten Feldzug hervorgethan. Das letzte große Ereigniß dieses Feldzugs, der Donauübergang bei Höchstädt, konnte sich allen schönen Waffenthaten unsrer Kriegsgeschichte an die Seite stellen. Die öffentliche Meinung, die Moreau im Jahre 1799 nicht günstig gewesen, war 1800 fast zu seinen Gunsten parteiisch geworden. Nach dem Namen Bonaparte's, und allerdings weit hinter ihm, aber doch nur in einem Abstande, in dem der Rang noch schön genug war, nannte man den Namen des Generals Moreau und bei der Wandelbarkeit der öffentlichen Meinung verdunkelte er in diesem Jahre den Sieger von Zürich, der ihn im vorigen Jahre verdunkelt hatte.

Die Nachricht von den glücklichen Erfolgen der Rheinarmee machte die Befriedigung vollständig, welche die außerordentlichen Erfolge der Armee von Italien hervorgerufen, und verwandelte die Friedenshoffnungen, die alle Gemüther erfüllten, in Gewißheit. Die Freude war allgemein. Die fünfprocentigen Staatspapiere, welche vor dem 18. Brumaire zu 13 Franken verkauft wurden, waren auf 40 gestiegen. Eine Verordnung der Consuln meldete den Renteninhabern, daß die erste halbjährige Zahlung des Jahres IX., welche den 22. September 1800 fällig wurde, in bar und voll ausgezahlt werden sollte: eine frohe Botschaft, wie sie den unglücklichen Staatsgläubigern seit langer Zeit nicht zu Theil geworden war! Alle diese Vortheile schrieb man den Armeen, den Generalen, welche sie angeführt, besonders aber dem jungen Bonaparte zu, der auf eine gleich großartige Weise gekämpft und regiert hatte. Auch das Fest des 14. Juli, eine der beiden republikanischen Festlichkeiten, welche die Constitution beibehalten hatte, wurde mit großem Glanze gefeiert. Im Dome der Invaliden wurde eine prachtvolle Ceremonie veranstaltet. Der Musiker Méhul hatte schöne Gesänge componirt, zu deren Ausführung die ersten Sänger Italiens berufen worden waren. Diesem Lande begann man damals seine Meisterwerke und seine Künstler zu entführen. Nachdem der Erste Consul im Dome der Invaliden diese Gesänge angehört, begab er sich, von einem zahlreichen Generalstabe begleitet, auf das Marsfeld, um die Consulargarde zu empfangen. Sie traf gerade an demselben Morgen, staubbedeckt mit zerfetzten Kleidern ein, da sie seit dem Tage nach der Schlacht von Marengo fortwährend auf dem Marsche gewesen war, um pünktlich beim Rendezvous einzutreffen, das ihr der Erste Consul für den 14. Juli gegeben. Sie überbrachte die im letzten Feldzuge eroberten Fahnen, um sie im Dom der Invaliden der gemeinsamen Sammlung unsrer Trophäen anzureihen. Die Volksmenge, welche auf beiden Seiten des Marsfeldes stand, drängte sich vor, um die Helden von Marengo mehr in der Nähe zu sehen. Fast hätte der übertriebene Freudenrausch Unglücksfälle herbeigeführt. Der Erste Consul befand sich lange Zeit mitten im Volksgedränge. Er kehrte in die Tuilerien zurück, umringt von der Menge, die sich an seine Fersen heftete. Der ganze Tag wurde öffentlichen Lustbarkeiten gewidmet.

Einige Tage darauf, am 21. Juli (2. Thermidor), meldete man

die Ankunft des Grafen von Saint-Julien, eines Vertrauten des deutschen Kaisers, welcher beauftragt war, die Ratification der Uebereinkunft von Alessandria nach Paris zu überbringen und sich mit dem Ersten Consul über die Bedingungen des bevorstehenden Friedens zu besprechen. Jetzt zweifelte man nicht länger an der Abschließung dieses so ersehnten Friedens, welcher der zweiten Coalition ein Ende machen sollte. Noch nie hatte Frankreich, man kann es wohl behaupten, so schöne Tage gesehen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe,

Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs

Bd.: 1

Leipzig 1846

Gall.rev. 1019 l-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425351-0